This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

Digitized by Google

Biedenkapp
Digitized by Google
GOG

Digitized by Google

371919

Dr. Georg Biedenkapp

Der Nordpol
als
Völkerheimat

Jena · Hermann Costenoble · 1906

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Georg Biedenkapp:

Der Nordpol als Völkerheimat.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der
Nordpol als Völkerheimat

Nach den
Ergebnissen der prähistorischen, etymologischen und naturwissenschaftlichen sowie insbesondere der Veda- und Avesta-Forschungen TILAKs dargestellt

von

Dr. Georg Biedenkapp.

Laokoon wird noch der Weise heute,
Des Pöbels Zischeln und der Schlangen Beute.

Jena
Hermann Costenoble
1906.

Digitized by Google

BDG. NO. 3056/02

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
371949
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1926 L

Alle Rechte nach dem Gesetze über das deutsche Urheber- und Verlagsrecht vom 19. Juni 1901 vorbehalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort.	
1. Vom Werte prähistorischer Forschung	1—7
2. Die Urheimat des Menschengeschlechts	8—12
3. Die Urheimat d. Indogermanen nach europäischer Forschung	13—55
4. Tilaks Forschungen im Veda und Avesta	56—59
5. Vom Veda	60—65
6. Vom Rädergleichnis und der Götternacht	66—70
7. Von den vedischen Dämmerungen. Die 30tägige Morgenröte	71—79
8. Von der Länge des arktischen Sommertags u. der arktischen Winternacht	80—87
9. Monate u. Jahreszeiten als Beweise für die Polarhypothese. Der Aditya Totvogel. Die Neun- und Zehngänger .	88—95
10. Das Kuhgangopfer. Weitere Belege für ein Zehnmonatjahr. Das Opfer der hundert Nächte	96—106
11. Die gefangenen Wasser. Indras Kampf für die Sonne . . .	107—125
12. Die Taten der Aschwins, der Götterärzte. Rotross. Der Siebeneunuch. Ursprung der Moseslegende von der Sonne, dem Zehnmonatkind	126—129
13. Vom Sonnenrad, das Indra stahl	130—131
14. Nordpol- und Eiszeitüberlieferung im Avesta	132—140
15. Beweisstützen aus der vorgleichenden Mythologie . . .	141—146
16. Die Abwanderung vom Nordpol nach indischer Zeitrechnung	147—150
17. Die Nordpolarhypothese im Lichte der deutschen Mythologie	151—157
18. Der Ursprung der Phaëthonsage	158—160
19. Mythologische Schlangen als Polarlichter	161—164
20. Der Nordpol als Völkerheimat.	165—170
Anhang:	
Rigveda und Germanenbibel	173—180
Altgermanische Zeitrechnung	181—187
Nansens Beschreibung verschied. nordpolarer Erscheinungen	183—193
Die Erfindung des Rades	194—196

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Im Veda, dieser heil'gen Schrift der Inder,
Gibt's Stellen viel, die man nur dann begreift,
Wenn man sich vorstellt, dass die Arier Kinder
Des Nordpols sind, wo jetzt der Eisbär streift.
Einst war das Klima droben viel gelinder
Und vor der Eiszeit schon Kultur gereift.
Im Veda hallt noch Urzeitkunde nach:
Der Sommer war einst nur ein einz'ger Tag.

Und unentrinnbar war das stete Dunkel
Mehrmonatlanger einz'ger Winternacht,
Ein Glück der Mondstrahl, Freude das Gefunkel
Im Kreis geschwungner hehrer Sternenpracht.
Bei allzu langem Warten lief Gemunkel,
Man fürchte, dass die Sonne nimmer lacht.
Da endlich dämmerte nach bangen Sorgen
Ein wochenlanger, rotumsäumter Morgen.

Und sassen unsre Väter einst im Norden,
War nicht die lange Nacht ein Kerkerstück?
Wenn sie im Geist mit Preis- und Jubelworten,
Die Sonne grüssten, ehe sie zurück,
Erschlossen ihnen sich die Eingangspforten
Zum Künstlerschaffen und zum Dichterglück.
Allmählich traf das nord'sche Land Vereisung.
Nach Süden wandern war jetzt Schicksals Weisung.

Digitized by Google

Dass die Heimat des weissen Menschen oder aller Kulturvölker am Nordpol zu suchen sei, ist eine Lehre, die schon seit Jahrzehnten verfochten wird. Dass jedenfalls die Indogermanen aus dem hohen Norden gekommen seien, dafür hat neuerdings Tilak, ein gelehrter Inder, der sich übrigens auch als unerschrockener Charakter und Politiker bewährte, ein reiches Beweismaterial aus dem Veda und Avesta zusammengetragen. Seine höchst scharfsinnige, fast 500 Seiten umfassende, im fliessendsten Englisch geschriebene Arbeit „The arctic home in the Vedas, being also a new key to the interpretation of many Vedic texts and legends, by Bâl Gangâdhar Tilak, Poona and Bombay 1903" hat den Anlass zu dem vorliegenden Buche gegeben. Ich habe das Beweismaterial Tilaks kurz zusammengedrängt und populär darzustellen gesucht, einige neue Gesichtspunkte hinzugefügt, so die Erklärung der Phaëthonsage, der mythologischen Schlangen als Polarlichter, der Erfindung des Rades u. a., und zur Belehrung derer, die mit den indogermanischen und prähistorischen Forschungen nicht vertraut sind, eine Darstellung alles dessen vorausgeschickt, was, den Tilakschen Beweisgängen entgegenkommend, neuerdings auf prähistorischem Gebiete erforscht worden ist. Auf das gelehrte Werk des Inders aufmerksam geworden zu sein, verdanke ich Herrn Dr. Curt Klemm. Ich glaube, dass die Tilakschen Forschungen nicht nur die Altertümler, sondern auch die Geologen und Astronomen interessieren dürften.

Steglitz, 4. Dezember 1905.

Dr. Georg Biedenkapp.

Digitized by Google

1. Vom Werte prähistorischer Forschung.

Für den Geist eines gesunden Menschen, bei dem Kopf und Herz in harmonischem Verhältnis zu einander stehen, gibt es gewiss höhere und dringendere Aufgaben, als den Schutt und Moder einer urzeitlichen Vergangenheit zu durchwühlen, um Aufschlüsse über die Entwicklung der Menschheit aus tierischen Anfängen zu göttlichen Berufen zu erlangen.

Solche höhere und dringendere Aufgaben sind zum Beispiel die Erfindungen neuer Waffen und Werkzeuge, mit denen die Herrschaft des gutartigen Menschen über die Naturkräfte und deren Verkörperungen in Gestalt schlechterer Menschen befestigt, erweitert und gesichert wird; ferner die Verbreitung des bereits erworbenen Wissens und Zurückdrängung jener noch übermächtigen Berufsgruppen, die am Gedeihen des Afterwissens und Aberglaubens ein höchst kurzsichtig bemessenes, irrtümlich eingebildetes Interesse haben; dazu die Ersinnung neuer Lehrweisen, um aus den jungen Menschen das Beste herauszuholen, was in ihnen angelegt ist, und sie zu höheren Wesen heranzubilden, als die Menschen unserer verkrüppelten Gegenwart sind.

Solche Aufgaben stehen gewiss an Dringlichkeit den prähistorischen Forschungen voran und lassen sich erledigen, ohne die Ergebnisse eines rückwärts gerichteten Suchens abwarten zu müssen. Nichts kann uns mehr in unserem Vertrauen erschüttern, dass der menschliche Verstand die Kraft und Fähigkeit besitzt, mit allen Fragen, die Welt und Leben an ihn stellen, früher oder später fertig zu werden, sei es, dass die Fragen befriedigend beantwortet oder als falsch gestellt zurückgewiesen werden. Wer wie die nebelhaften Mystiker unsrer Tage die Tragweite des Verstandes bezweifelt oder einschränkt, begibt sich damit des Rechtes

Digitized by Google

und der Zuversicht auf ein frisch-fröhliches Forschen und Finden und stellt sich dadurch von vornherein ausser Redebeteiligung; denn wie sollte ich dazu kommen, mit einem Menschen ernsthaft schwere Fragen zu erörtern, der in dem Augenblicke, wo er sich als Bezweifler letztinstanzlicher Verstandesfähigkeiten zu erkennen gibt, unbewusst damit verrät, dass er sich über die Gesetze der Logik noch nicht genügend klar geworden ist und demgemäss erst einmal auszulernen und auszureifen hat?

Dieser früher oder später alles erleuchtende Verstand ist jetzt schon ohne Rücksicht auf prähistorische Forschungen befähigt, über das zu entscheiden, was der Mensch tun und lassen und wie er sich zum Leben stellen soll.

Wenn er aber auch eines weiter vertieften Wissens über Vorwelt und Urmenschheit entbehren kann, so schliesst dies nicht aus, dass prähistorisches Wissen dem Zwecke der Aufklärung, der Horizonterweiterung, der Poesie und der Unterhaltung dienstbar gemacht werde. Im Dienste dieser Zwecke hat man den Wert der prähistorischen Forschung zu suchen und deshalb wollen wir uns noch etwas eingehender mit diesen Zwecken beschäftigen.

Das prähistorische Wissen dient der Aufklärung. Es gibt leider immer noch eine unabsehbare Masse Gebildeter, die nicht fähig sind, sich ganz auf den Boden des kritisch wägenden Verstandes zu stellen und nur das zu glauben, was erwiesen, und das zu wünschen, was verständig oder wenigstens nicht verstandswidrig ist. Je weiter die Nebel der Vergangenheit geklärt, je deutlicher die Linien einer hunderttausend- und mehrjährigen Entwicklung herausgearbeitet werden, um so mehr muss das Festhalten an abergläubischen Überlieferungen und Einimpfungen schwinden.

Was die Horizonterweiterung durch prähistorisches Wissen anlangt, so ist diese geeignet, den Mittelpunktswahn Einzelner und Völker erheblich herunterzuschrauben oder doch wenigstens seine Berechtigung zu untergraben. Horizonterweiterung bedeutet auch Verbesserung oder Berichtigung der Massstäbe, lehrt

Digitized by Google

anders urteilen und einschätzen und kann mächtig dazu beitragen, das philosophische Denken zu beflügeln.

Wenn gesagt ist, dass die Prähistorie auch der Poesie und Unterhaltung dienlich ist, so scheint dies vielleicht weniger als es ist. Man muss sofort im Stillen dazu ergänzen, dass die Poesie eine ungeheure Macht ist und die reine Unterhaltung es gegebenenfalls werden kann. Ein eigner poetischer Reiz ist der Vergangenheit nun einmal nicht abzusprechen. Wie es eine Poesie der Geologie gibt, so auch der vorgeschichtlichen Forschung. Als Beispiel dafür sei hier auf Wilhelm Jordans Dichtung „Asträos" in den „Andachten" verwiesen. Dem Dichter erscheint, durch einen Zauberstab von einem andern Erdenstern herbeigerufen, ein vergangenheitskundiges Wesen Asträos und zeigt ihm in einem Zauberspiegel Bilder der Vorzeit, die den Aufstieg des Menschen vom tierischen zum göttlichen Geschöpfe verdeutlichen. Das erste Bild zeigt einen Tiger vor seiner Höhle liegen.

Die Luft ist schwül und feucht. Um Riesenfarne
Ziehn Kletterpflanzen schiffstaudicke Garne.
Ein Sturm durchbraust die hohe Wipfelkrone
Des Baums mit Lederlaub der heissen Zone.

Ein Gewitter zieht herauf, und Blitze zerreissen den Wolkenschleier. Worauf lauert der Tiger, wenn er mit seinen Feueraugen die Baumkrone unverwandt im Auge behält? Was lebt in dem Neste da oben? Est ist eine Familie von Menschenaffen oder Affenmenschen, die ihr Nest mit einem Reisigdach überdeckt haben. Ein Blitz schlägt in den Baum und setzt ihn unter Feuer.

Doch was enttaumelt, flüchtend vor dem Feuer
Dem Neste jetzt? — Zwei braune Ungeheuer
Mit langen Armen, bärenhaft behaart,
Doch von Gestalt ein Zerrbild unsrer Art.

Herunter setzen sie von Ast zu Ast;
Doch unvergessen in der wilden Hast
Und Todesangst des jähen Niedersprunges
Behält im Arm das kleinere sein Junges.

Digitized by Google

Kaum ist das zottige Elternpaar am Boden angelangt, da wird die Mutter von dem Tiger gepackt und zerfleischt; ihr Kind hat sie jedoch zur Sicherung weit weggeworfen. Der Vater, wuterfüllt, ergreift einen abgesplitterten Ast, der zufälligerweise einen scharfen Stein in eine aufgespaltene Stelle festgezwängt hat, und führt mit dieser Zufallssteinaxt einen tötlichen Hieb nach dem Schädeldach der grimmen Höhlenkatze. Über den Erfolg verwundert beschaut sich der Menschenaffe den Ast mit dem eingeklemmten Gesteinsstück genauer: jetzt weiss er, wie eine Steinaxt zu verfertigen ist. Alsbald stellt er sich ein Steinmesser her, enthäutet den Tiger, macht aus den Sehnen Stricke und bindet mit einem solchen den Steinkeil fest in die Astspalte. Inzwischen ist der Baum niedergebrannt und der Affenvater bereitet sich jetzt aus den übereinandergeworfenen Ästen das erste nächtliche Feuer.

In einem zweiten Bild lässt Asträos einen Menschen der älteren Steinzeit erscheinen. Es ist ein Künstler, der ein Renntier auf ein Stück Elfenbein ritzt. Bekanntlich sind schon in früheren und besonders in den letzten Jahren derartige Funde aus der älteren Steinzeit (dem Paläolithikum) gemacht worden. Ganz auffallend war die Naturgetreuheit dieser Ritzzeichnungen; in französischen und spanischen Höhlen fand man Mammute, Pferde, Bisons und andre Tiere an die Wände gezeichnet. Jordan lässt seinen Künstler nun nachsinnen, was er mit dem eben vollendeteten Werke schmücken könne. Indem der Urzeitmensch die Gegenstände seines Waffenspindes — eines langen Troges aus Birkenrinde — durchmustert und einzelne hervorholt, fassen seine Hände auch eine Schildkrotschale, die sich zwischen den Bogen und seine Sehne geklemmt hat. Zufällig verursacht das Zupfen seines Fingers, der den Bogenstrang von der Schildkrotschale lösen will, einen Klang, der dem Höhlenmenschen zunächst einen furchtbaren Schreck, bei weiteren Versuchen aber grosse Freude verursacht: die erste Harfe ist entdeckt!

Weitere Bilder, die Asträos zeigt, führen in die Kultur der geschichtlichen Zeiten und gehen uns hier nichts weiter an; genug, dass wir nachwiesen, wie bereits prähistorische Forschungen die Kunst tatsächlich befruchtet haben.

Digitized by Google

Wie will man, sei es in Versen oder in Prosa, den Kindern die Urgeschichte der Kultur erzählen und ihr Gemüt dankbar für die ererbte Kulturarbeit stimmen, wenn man nicht auf Grund prähistorischer Forschungen einigermassen darüber unterrichtet ist, wie die ersten Schritte auf dem Gebiet der Erfindungen und Entdeckungen vor sich gingen? Weil poetisch wertvoll, wird die prähistorische Forschung auch pädagogisch fruchtbar. Auch wer ganz auf dem Boden der modernen Wissenschaft steht, und gerade der erst recht, hat das Bedürfnis selber, der früheren Förderer der Menschheit, der unbekannten Kulturheroen zu gedenken und ebenso seine Kinder zum Gedenken anzuhalten und dadurch dankbar zu stimmen.

Jordan gibt uns eine solche Andacht in seiner Dichtung „Brot". Er will, obwohl über jeden Aberglauben erhaben, dennoch eine Tischandacht: „bei Tische sich nur eben satt zu essen, heisst Menschenwürde, Menschenpflicht vergessen:

Du sollst dich freun am blendend weissen Linnen:
Wieviele Hände mussten ackern, spinnen,
Das Muster zeichnen, weben dann und bleichen,
Um dir dein Mahl auf Schneedamast zu reichen!

Dein Auge soll sich an der Form vergnügen,
Die Schüsseln, Gläsern, Wein- und Wasserkrügen
Im Groben graue Vorzeit schon erfand
Und ausgefeint der Griechen Kunstverstand.

Der Dichter ermahnt uns, nicht zu vergessen, dass „dem Schmausenden die Mühe mundet von Jahrtausenden". Möhren, Pfirsiche, Weintrauben, Kornähren, Äpfel sind erst durch die züchterischen Bemühungen vieler Menschengeschlechter zu dem geworden, was sie heute sind. Auch das Essen ist „Gottesdienst" oder sei Gottesdienst, und wer mit dem Kirchenglauben nichts mehr gemein hat, der bete, sagt Jordan, also:

„Ihm dankend, der die Welt in uns begreift
Und unsre Saat mit seiner Sonne reift,
Lasst seine Gabe uns gedeihlich sein,
Und daseinsfroh im Herzen heilig sein."

Digitized by Google

Wir sprachen oben von der Berichtigung oder Verbesserung der Massstäbe im Gefolge der Horizonterweiterung durch die prähistorische Forschung. Nehmen wir zum Beispiel einmal die eben von Jordan erwähnte Gefässkunst.

Welche Überraschungen haben uns da die letztjährigen Ausgrabungen gebracht!

Schon im Steinalter begegnen uns auf deutscher Erde wundervoll geformte und ebenso verzierte Gefässe. Alles hat einmal ersonnen oder mindestens unter geschickter Beobachtung gefunden werden müssen. Aber wohin sind alle die Namen der Erfinder und Ersinner der Vorzeit? Wie kann man angesichts solcher Tatsachen heute noch so verschwenderisch mit dem Lockwort Unsterblichkeit umgehen? Wo ist heute der Name dessen, der Rad und Wagen erfand? Kommt es überhaupt auf diesen lächerlichen Wahn und die zweifelhafte Ehre an, auf die Nachwelt zu kommen in Gesellschaft sehr fragwürdiger Berühmtheiten? Nein, der bessere Mann schöpft aus den Tatsachen der prähistorischen Kultur eine Bestätigung für seine Anschauung, dass nicht die Ruhmsucht zu verdienstvollem Tun anspornt, sondern der Trieb, vor sich selber als der bessere Mann dastehen zu können.

Das eigne bessere ich, nicht der eingebildete Lärm und Wind einer unzuverlässigen Nachwelt, wird der Massstab der Selbsteinschätzung und schliesslich überhaupt der Bewertung von Persönlichkeiten. So wird die Vorzeitforschung, wenn auch nicht zum Leben unbedingt nötig, doch von unschätzbarem Werte für die Verfeinerung und Vertiefung des Lebens.

Selbst aber, wenn alle diese nützlichen Seiten nicht beständen, so müsste der Vorzeitforschung doch ein grosser Unterhaltungswert zugesprochen werden.

Es interessiert uns nun einmal, zu erfahren und zu wissen, woher unser Volk stammt, wo es vor zehntausend Jahren wohnte, auf welcher Kulturstufe es sich damals befand.

Es interessiert uns, was der Mensch von 100 000 Jahren war, und in welcher Erdepoche er überhaupt begann, Mensch zu sein. Der Forschungsweg führt in dunkle Höhlen, um die

Digitized by Google

der Mensch mit den Bären kämpfte; hatte der Mensch es damals schlechter als heute? Sind ihm nicht schlimmere Feinde in schlechteren Mitmenschen erstanden? Sind wir nicht viel verwundbarer, verletzlicher und reizbarer geworden? Und wieviele Menschen wohnen heute viel schlimmer als ihre altsteinzeitlichen, höhlenbewohnende Ahnen! So gibt die Vorzeitforschung gar mancherlei zu denken und zu sinnen.

Wenn sie uns aber, wie in diesem Buche gezeigt werden soll, auch in die Gebiete dunkler und wochenlanger Polarnacht führt, dann können sogar Ergebnisse für die einzelnen Wissenschaftsgeschichten mit herausspringen. Der Anfang der Astronomie, die Erfindung des Rades und Wagens, überhaupt der Beginn einer Naturwissenschaft begreift sich leichter unter der Voraussetzung nordpolarer Eindrücke und Beobachtungen.

So dürfte nach allem, was hier über den Wert der prähistorischen Forschung gesagt ist, nicht daran zu zweifeln sein, dass dieser Wert recht bedeutend und die daran gewandte Mühe nicht verloren ist.

Man kann gewiss auch ohne vorzeitliches Wissen leben, aber schöner und reizvoller ist doch ein Dasein, das auch die Vergangenheit noch einmal in grossen Zügen miterlebt.

Digitized by Google

2. Die Urheimat des Menschengeschlechtes.

Zwei ganz besonders anziehende und gern etwas zu früh in Angriff genommene Fragen der prähistorischen Forschung sind die Urheimat des Menschengeschlechtes und die Urheimat der indogermanischen Rasse.

Es sind dies gewissermassen Fragen der Neugierde, wo die Wiege unsrer Urururahnen gestanden habe. Mit der Urheimat des Menschengeschlechtes wollen wir uns in diesem Kapitel ein wenig befassen; nicht allzutief, denn angesichts der Veränderungen, denen das Antlitz der Erde in tausendmal tausend Jahren unterlag, dürfte eine Beantwortung dieser Frage, die sich für mehr als eine Vermutung und für mehr als eine in Antwortform gegebene Gegenfrage ausspielen möchte, doch recht gewagt und voreilig sein.

Nur insoweit soll uns die Urheimat des Menschengeschlechtes hier interessieren, als sie an den Nordpol oder wenigstens nordpolwärts verlegt wird. Ich folge dabei wesentlich dem Aufsatze des Dr. Ludwig Wilser „Die Urheimat des Menschengeschlechtes“ (Heidelberg 1905, Carl Winters Universitätsbuchhandlung). Dies tue ich mit so grösserem Vertrauen bei allgemeinem Misstrauen gegen sonstige Urheimatler, als L. Wilser der ersten einer war, der die Heimat der Indogermanen im Norden suchte und damit unstreitig den richtigen Weg verfolgte.

Wilser geht von der Ansicht aus, dass der Mensch das Erzeugnis einer Entwicklung ist, die von der Urzelle zum Zellenstaat und gehirnbegabten Wesen heraufführt. Wir können diesen Entwicklungsweg sowohl von Wilhelm Jordan wie von Karl Kösting poetisch geschildert nachlesen; es sei mir hier gestattet, die entsprechende Stelle aus Köstings herrlichem Werke „Der Weg nach Eden“ herzusetzen:

Digitized by Google

„Noch war sie (die Erde) feuerflüssig, doch verkühlte
Sich ihre Oberfläche nach und nach,
Die dann ein innres Glutenmeer bespülte,
Das ihre Runzelkruste oft durchbrach —
Gebirge türmend, tiefe Täler spaltend,
Die blas'ge Rinde rastlos umgestaltend.
Bald mischte sich dem Lärm der Feuerkämpfe
Des Wassers Zischlaut. Von verkühlten Flächen
Stieg Wolken bildend das Gemisch der Dämpfe
Und rauschte niederwärts in Regenbächen.
Bald flutete rings um der Erde Ball her
Ein dunstumschleiert, warmes Inselmeer.

Die Urkraft, die den Weltstoff formt, fuhr fort
Im Meeresgrund ihn weiter zu entfalten,
Es bildeten sich Lebewesen dort —
Aus regem Schleim unförmliche Gestalten,
Nicht Tier, noch Pflanze, schlauchig gliederlos,
Doch beider Wurzel, beider Lebensschoss.
Das Festland hob sich aus dem Ozean
Und wies die Lebenskraft auf neue Bahnen;
Es passte, mit veränderten Organen,
Das Wesenreich sich jeder Ändrung an.
Aus Fischgebilden, die das Wasser nährte,
Entwirkten sich amphibische Naturen;
Flughäute zweigten sich als Flügelspuren,
Und ob die Wandlung Jahrmillionen währte —
Der Lebenswille, der im Urstoff waltet,
Der endlos modelnd, Form aus Form entfaltet,
Verstand sich auch dem Luftmeer anzuschmiegen
Als Vogel, als Insekt es durchzufliegen,
Auf seinem Grund als Herdenvieh zu weiden,
Um Raubgeschlechtern Nahrung zu bereiten,
Als Klettertier in Wipfeln sich zu wiegen.
Und aus dem affenart'gen Klettertier
Entstand der Mensch, der Erde schönste Zier,

Digitized by Google

Als ganz salonunfähiger Geselle:
Plattnasig, kurzgestirnt, mit spitzen Ohren
Mit Raubtierzähnen, Schwanz und borstigem Felle,
Davon wir noch die Spuren nicht verloren —
Blutsaufend, heulend, mit bekrallter Faust
Im Frühling sich mit Nebenbuhlern messend,
An Weibchens Seite, das ihn brünstig zaust,
Als Hochzeitsmal den toten Gegner fressend.
Usw. usw.

Die Herausbildung eines affenartigen Vormenschen zu einem Menschen, wie er durch den Neandertalschädel und andere Funde von Schädeln niedererer Rassen vertreten ist, verlegte man bisher in der Regel in die heisse Zone, wo heute noch die menschenähnlichen Affen leben, der Orang, Schimpanse, Gibbon und Gorilla.

Diese Mutmassung, welcher berühmte Autoritäten den Segen gegeben haben, bekam eine Stütze in einer Entdeckung, die der holländische Arzt Dubois auf Java machte. Dubois fand bei Trinil das Skelett eines Menschenaffen oder Affenmenschen mit geraden Schenkelknochen und mit einem Schädel, der die Mitte hielt zwischen Mensch und Affe. Wilser bestreitet aber, dass dieser Affenmensch der Vorfahre des Menschen sei. Denn der Fund habe sich bei Nachgraben in Schichten ergeben, die nicht älter seien als solche, in denen auf europäischem Boden Spuren von dem Vorhandensein des Menschen festgestellt wurden. „Halten wir Umschau, welche Länder fossile Knochen sowohl von Grossaffen als auch von ausgestorbenen Menschen geliefert haben, so ergibt sich die bedeutsame Tatsache, dass dies in keinem andern Weltteil als in unserem der Fall ist."

In Deutschland und Frankreich fand man Schädelbruchstücke, Knochen und Zähne von vier bis fünf verschiedenen Arten menschenähnlicher Affen. Dagegen auf aussereuropäischer Erde hat man bislang nur einen einzigen fossilen Grossaffen ausgegraben, nämlich in den Siwalik Hills, aber aus Schichten, die jüngeren Datums waren als die europäischen, welche Skelettreste von Affen ergaben.

Digitized by Google

In Europa sind bisher nicht nur die meisten, sondern auch fast die einzigen Skelettreste tiefstehender Menschenrassen gefunden worden; von Jahr zu Jahr wird neues Material zu tage gefördert. Daher kommt Wilser zu dem nicht unwahrscheinlichen Schlusse, dass bei ihrer Ausbreitung über den Erdball nicht nur die Grossaffen, sondern auch die ältesten Menschenhorden den Weg über das europäische Festland genommen haben. „Hier laufen alle Richtungslinien wie die Strahlen eines Fächers zusammen, und der Ort, wo sie sich schneiden, das gemeinsame Verbreitungszentrum, kann folgerichtig nur in der Nähe und zwar nordwärts gesucht werden."

Schon vor 60 Jahren hat „der seiner Zeit in mancher Hinsicht vorausgeeilte" Klemm in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" den als fraglos geltenden südlichen oder südöstlichen Ursprung des Menschengeschlechtes in Zweifel gezogen und im Urwald der nördlichen Halbkugel die Heimat unsres Geschlechts gesucht. Klemm nannte schon damals, als man weder in Deutschland noch in England den Namen Darwins kannte, den Affen den Ahnen oder Vorläufer des Menschen.

Der Naturforscher und Geograph Moritz Wagner suchte die Urheimat des Menschen in dem Gebiet nördlich von dem grossen, die alte Welt durchziehenden Gebirgszug, weil dies Gebiet als das einzig mögliche für die Menschwerdung in Betracht käme.

Kriz kommt bei seinen Untersuchungen über Tier- und Pflanzenverbreitung zu dem Ergebnis, dass der Mensch, als das letzte Glied in der langen Kette animalischen Lebens, sich nicht ausserhalb dieses oben genannten Gebietes herausgebildet haben könne, und seine Wiege mithin in zirkumpolaren Regionen zu suchen sei.

Übrigens hat schon vor 60 Jahren der schwedische Graf Björnstjerna behauptet, die Polarregionen müssten eher bewohnt gewesen sein als alle näher am Gleicher gelegenen Gebiete. Der Schwede stützte sich dabei auf geologische Verhältnisse und die „ältesten Schriften der Inder, die den Anfang des Lebens und die Heimat der ersten Menschen an den Nordpol verlegten."

Digitized by Google

In der Erwägung, dass die Pole der schmelzflüssigen Erde zuerst erkalteten und bewohnbar wurden und dass die von Norden nach Süden vorschreitende Abkühlung den Kampf ums Dasein verschärfte, durch gründlich veränderte Lebensbedingungen immer neue Anpassungen nötig machte und dadurch neue, von den tertiären völlig verschiedene Arten erzeugte, kommt demgemäss Wilser zu dem Schlusse, dass die Eiszeit „den weissen Mann" geschaffen habe, während der Mensch allgemein im Tertiär vorhanden war.

Wilser kennt offenbar nicht das vielfach aufgelegte Werk des Amerikaners Warren, „The paradise found or the cradle of the human race in the Northpole." Dies Buch erschien in den achtziger Jahren und holt aus den mythologischen und geschichtlichen Überlieferungen aller Kulturvölker, einschliesslich der Japaner und Chinesen, die Beweise für seine Anschauung, dass das Paradies am Nordpol gelegen habe. Auch die Geologie und die übrigen Naturwissenschaften wurden von Warren herangezogen. Bei den Ägyptern, Babyloniern, Indern, Persern, Römern und Germanen findet Warren Spuren, die nach dem Nordpol führen. Nun ist es leider eine gefährliche Sache, ein so ungeheures Gebiet, auf dem man bei grössten Geistesanlagen schwerlich überall Fachmann sein kann, nach Beweisen für eine Theorie durchstöbern. Bei dem Charakter der ältesten Mythen und Geschichtssagen lässt sich leicht erwarten, dass geschickte Deutung überall das Wünschenswerte herausliest. Immerhin ist es auffallend, dass es Warren gelingt, fast eine Übereinstimmung in der Völkerüberlieferung über die nordpolare Urheimat nachzuweisen. Sein Ergebnis deckt sich merkwürdigerweise mit den Anschauungen von Wilser, Wagner, Kriz und andern Naturforschern über die zirkumpolaren Gebiete als die Ursprungszentren der heutigen Tier- und Pflanzenwelt.

Digitized by Google

3. Die Urheimat der Indogermanen nach europäischer Forschung.

Weniger unsicher als die Heimat des Menschengeschlechts ist die seiner edelsten Rasse, der Indogermanen, die das höchste in Kunst, Literatur, Technik, Politik geleistet und somit überhaupt die höchste Kultur hervorgebracht haben und gegenwärtig noch hervorbringen. Der Urheimat der Indogermanen ist selbstverständlich auch die Urheimat der Germanen und ihrer heutigen deutschen, dänischen, skandinavischen, britischen Nachkommen. Ehe wir aber des Näheren auf die Frage eingehen, wo man früher diese Urheimat unsrer Väter gesucht hat und wo man sie heute glaubt finden zu müssen, wollen wir uns erst einmal ausführlich darüber unterrichten, auf welche Weise und aus welchen Gründen man zu dem Begriffe der Indogermanen und des indogermanischen Urvolkes gelangt ist.

Zu diesem Zwecke wollen wir zuvörderst einmal näher zusehen, welche Ähnlichkeiten sich zwischen den Germanen und Griechen auffinden lassen, wenn man die ältesten Schilderungen von ihnen ins Auge fasst.

Die älteste ausgiebigere Quelle für die Sitten und Gebräuche der Germanen ist der römische Schriftsteller Tacitus; das Leben der ältesten Griechen lernen wir aus Homer kennen. Selbst wer weder Latein noch Griechisch versteht, hat die Gelegenheit, diese Schriftsteller in den vorhandenen guten Übersetzungen zu lesen. Dabei wird er beobachten können, dass sich die Griechen der homerischen Gesänge in mancherlei wesentlichen und kulturell wichtigen Stücken mit den Germanen des Tacitus vergleichen lassen, worüber R. Petersdorff eine besondere Schrift „Germanen und Griechen" verfasst hat. Er geht da-

Digitized by Google

bei der Reihe nach von den Kapiteln der Tacituschrift „Germania" aus und erläutert sie durch Homer. Wir wollen in Folgendem den Inhalt seiner Ausführungen kurz zusammenfassen.

In der Bewaffnung waren die homerischen Griechen natürlich infolge der Nachbarschaft der babylonischen und ägyptischen Kultur den Germanen des Tacitus weit voraus. Aber man erkennt noch, dass die homerischen Griechen aus Verhältnissen hervorgegangen waren, die den germanischen glichen. Der Schild ist die älteste germanische Schutzwaffe, er bestand aus Weidengeflecht oder dünnen Brettern, Brett heisst sogar im Mittelhochdeutschen noch sowohl Brett wie Schild. Auch Baumrinde mit Tierhäuten überzogen diente als Schild. Es waren längliche viereckige Rahmen von bedeutender Grösse. Die Ostgermanen hatten nach Tacitus bronzene Rundschilde. Helm und Panzer waren selten, als Kopfbedeckungen dienten Kopfhäute des Auerochsen, des Hirsches und des Elens. Bei Homer begegnet uns der grosse, den Mann bedeckende Schild, der mit einer Tierhaut überzogen war, ebenso begegnen uns Lederhelme aus Hunde-, Stier-, Wiesel- oder Ziegenfell. Ein homerisches Wort für Lederhelm Kynee bedeutet nur etwa „der Hund", wie wir für Tornister sagen „Affen". Für die indogermanische Urzeit fand Schrader auf Grund der Sprachvergleichung ein dazu stimmendes Ergebnis. Schutzwaffen wie Helm, Panzer, Beinschienen waren unbekannt. Für Schild fehlt eine einheitliche durchgehende Benennung. „Leder" hiess er im Lateinischen (scutum), und bei den Griechen und Germanen sahen wir Leder zum Schilde verwandt.

Unter den Angriffswaffen ist der Speer oder die Lanze dadurch merkwürdig, dass sie bei Homer das Beiwort „die eschene" (melie) hat und ebenso bei den Germanen nach der Esche, aus der sie gefertigt, askr hiess.

Die Aufstellung des Heeres erfolgte bei den Germanen und Griechen nach Familien und Sippen. Der Angriff erfolgt bei den Germanen in Keilform. Zur Verteidigung in bedrohter Lage wurden Schildburgen gebildet, die Kämpfer traten eng zu einer Phalanx zusammen, wie es auch bei Homer geschildert wird,

Digitized by Google

dass die Helden sich mauer- oder turmartig undurchbrechbar zusammenstellten. Merkwürdigerweise ist sowohl bei den Germanen wie bei den alten Indern in sehr alter Zeit die keilförmige Schlachtordnung in Gestalt eines Eberkopfes nachweisbar. Nach dem indischen Gesetzbuch des Manu mussten die Könige ihre Krieger keilförmig „in Gestalt eines Eberkopfes" vorrücken lassen. Noch in der Schlacht bei Sempach 1386 bezeichneten die Schweizer und deutschen Söldner ihre Aufstellung als „Schweinskopf". Petersdorff hält es für wahrscheinlich, dass auch die homerische Aufstellung zum Angriff einem Eberkopf glich. Diese Angriffsweise dürfte also in die indogermanische Vorzeit zurückgehen.

Um ihre aus der Schlacht zurückweichenden Söhne und Ehemänner wieder zu neuem Kampf zu entflammen, sollen sich ihnen die Mütter und Frauen entgegengeworfen oder, wenn die Übersetzung der betreffenden Tacitusstelle so richtig ist, ihnen die Brüste entgegengehalten haben. Sitte soll dies auch bei den stammverwandten Persern gewesen sein. Petersdorff verweist auf eine ähnliche Stelle bei Homer. Als Hektor den Achill vor dem skäischen Tor zum Kampf erwartet, fleht ihn seine Mutter Hekabe von der Mauer herab an, sein Vorhaben aufzugeben. Sie entblösst ihre Brust und hält sie mit der Hand empor, den Sohn bittend, aus Ehrfurcht vor dieser Mutterbrust, die ihn gesäugt habe, sich ihrer zu erbarmen und sich zu retten, damit er nicht dem Achill zum Opfer falle. Also bei Persern, Griechen und Germanen finden wir diese tiefernste, heilige Sitte und dürfen deshalb wohl annehmen, dass sie sich bis in die indogermanische Urzeit zurückschreiben lässt.

Bei den Germanen und homerischen Griechen stand bekanntlich die Frau in hohem Ansehen. Nach Tacitus wähnten die Germanen in ihren Frauen etwas „Heiliges" und „Seherisches". Es gab weissagende Frauen bei ihnen, die grossen Einfluss ausübten und bei zunehmendem Aberglauben für Göttinnen gehalten wurden. Tacitus berichtet von der Veleda, dass sie auf hohem Turme, unsichtbar und unzugänglich für Fragesteller, ihre Bescheide und Antworten durch ein auserwähltes

Digitized by Google

Mitglied ihrer männlichen Verwandtschaft übermitteln liess. Auch in skandinavischen Sagen und in der Edda erscheinen Wahr- und Weissagerinnen, ferner hatten die stammverwandten Kelten weissagende Frauen und Priesterinnen. Die homerischen Griechen hatten Seher, aber auf den uralten Orakelstätten zu Delphi (oder Pytho) und Dodona Seherinnen, denen Ausleger zur Seite standen. Die Pythia zu Delphi konnte nicht unvermittelt von einem Fragesteller angegangen werden. Sie hatte ihre priesterliche Mittelpersonen wie die germanische Veleda. In Griechenland, Kleinasien und Italien gab es ausserdem noch viele Orte, wo weissagende Frauen ihr Wesen trieben. In den Odyssen XV, 170 weissagt sogar die Gattin des Menelaos.

Ihre Götter verehrten unsre Vorfahren meist in heiligen Hainen und Wäldern, Tempel gab es wenige. So ist es auch bei den homerischen Griechen, wenngleich die Tempel schon zahlreicher gewesen sein mögen. Die ältesten Ausdrücke der deutschen wie der griechischen Sprache für „Tempel" können sich (nach J. Grimm) von dem Begriff des heiligen Hains nicht ablösen lassen.

Während bei den Kelten, unsren westlichen Nachbarn und Stammverwandten, die Druiden und bei den Indern die Brahmanen einen höchst einflussreichen, ja übermächtigen Priesterstand ausmachten, fehlt etwas Entsprechendes bei Griechen und Germanen. Die germanischen Priester zur Zeit des Tacitus waren beim öffentlichen Losen und bei der Beobachtung der heiligen Rosse, bei der Wahrung des Thingfriedens und bei der Ausführung von Strafen im Heere tätig. Im Privatleben aber erforschte der germanische Hausvater selber durch das Losen den göttlichen Willen; zur Wehrhaftmachung und Vermählung bedurfte es ebenfalls keines Priesters. Bei Homer findet ein Vertragsschluss zwischen Griechen und Troern mit Opferhandlung, aber ohne Priester statt. Seher und Zeichendeuter hatten wohl Einfluss, wie z. B. Kalchas; aber in seiner Heimat bringt Nestor dem Poseidon grosse Opfer dar, ohne dass Priester dabei tätig waren. Wenn auch Seher wie Kalchas schon grosse Macht ausüben können, so gibt es doch bei den Homerischen Griechen

Digitized by Google

sowenig wie bei den Germanen einen mächtigen Stand wie die Druiden und Brahmanen waren.

Die Vergleichung der Nachrichten über das Verfahren beim Losen, über die „Bezeichnung" oder „Beschriftung" der Losstäbchen bei den Germanen und homerischen Griechen führt zu dem Ergebnis, dass vor dem Gebrauch einer wirklichen Buchstabenschrift beide Völker „Zeichen" kannten und sie auf die Losstäbchen „einritzten". Auch in Italien lassen sich ähnliche Umstände feststellen und zu der Vermutung heranziehen, dass die Kenntnis von gewissen in einem bestimmten Sinn zu deutenden Zeichen in die gemeinsame Vorzeit dieser Stämme zurückgeht. Die griechische Bevölkerung Cyperns war im Besitz einer Silbenschrift vor der Einführung des phönizischen Alphabets und die Zeichen mehren sich immerzu, dass man über die Entwicklung der Schrift noch mancherlei Wandlungen der Ansichten erleben wird.

Nicht nur aus den zufällig zusammengewürfelten Zeichen auf Buchen- oder Eichenstäbchen suchten die Alten das Schicksal zu lesen, sondern auch aus dem Sang und Flug der Vögel oder Wiehern der Pferde. Nach Tacitus erblickten die Germanen in der Stimme und im Fluge der Vögel Vorzeichen des Schicksals. Der Anflug der Vögel von rechts galt als günstiges, von links als ungünstiges Zeichen. Bei Homer lesen wir ungemein häufig von Auslegungen des Vogelflugs, auch bei ihm ist rechts die glückbringende Seite. Auch bei den Römern verrät das Wort augur noch den Vogelflugdeuter, und im ältesten Liederbuch der Menschheit, im indischen Rigveda heisst es: „Schreie, o Vogel, r e c h t s h e r vom Hause, indem du Glück bringst und Segen verkündest." Das Wiehern und Schnauben heiliger Rosse wurde ebenfalls göttlich gedeutet, ein König oder Fürst und ein Priester begleiteten die Tiere. Bei Homer weissagt ein Ross des Achilles seinem Herrn den Tod. Wie die Germanen das Pferdeorakel betrieben, so taten es auch die Perser, und wie man unter Umständen das Schicksal künstlich fabrizierte, das lehrt der schlaue Stallmeister des Darius. Das Ross als heiliges Tier findet sich auch bei den Indern und seine Verehrung geht offenbar in indo-

Digitized by Google

germanische Zeit zurück, die das Pferd kannte, wie die Sprachvergleichung lehrt: altindisch açva ist lateinisch equus, griechisch hippos.

Die gesellschaftlichen Rangverhältnisse, die Unterscheidung zwischen Edlen, Freien und Sklaven, finden sich ebenfalls gleicherweise bei den Tacitusschen Germanen und Homerischen Griechen. Ein besonders übereinstimmender und kennzeichnender Umstand ist das Gefolgschaftswesen, das bei Kelten, Germanen und Griechen ein enges Band um den Heerführer und seine Mannen schlang.

Auch die Volksversammlung hat bei Germanen und Griechen gleiche Bedeutung, die Vorberatung durch die Edlen und die Besprechung nach einer guten Mahlzeit sind verwandte Züge.

Die germanischen Volksversammlungen fanden an ganz bestimmten Tagen statt. Damit kommen wir zur Zeitrechnung, die nach Monden und Nächten geführt wurde. Auch von den Kelten wissen wir, dass sie nach Nächten rechneten, und bei Homer finden sich mehr Stellen, wo von „Nächten und Tagen", als von „Tagen und Nächten" die Rede ist. Für die Indogermanen war der Mond unzweifelhaft der Zeitmesser, das deutsche Wort Mond, das lateinische mensis, das griechische men, das altindische mâs kommen alle von einer Wurzel ma, die messen bedeutet (oder die Silbe, mit der die Indogermanen den Mond bezeichneten, wurde zum Ausgangspunkt des Begriffs „messen"). Wie die Germanen nur d r e i Jahreszeiten unterschieden, so auch die Griechen des Homer: Winter, Frühling, Sommer, und das Gleiche taten die vedischen Inder.

Für die Rechtsprechung kamen bei den Germanen die Versammlung der Freien in der Landesgemeinde und die durch Wahl bestimmten Edlen der Gaue in Betracht. Die grosse Landsgemeinde entschied über schwere Verbrechen, der Fürst über die sonstigen Fälle, wobei ihm eine Hundertschaft zur Seite stand. Aus späteren Nachrichten wissen wir, dass bei den Franken die Rechtssprechung in einer Gerichtsversammlung erfolgte, die von einem gravio geleitet aus einer Schar von U r t e i l e r n bestand, die im Halbkreis um den gravio herumsass, während das Volk

Digitized by Google

der Freien im Kreis herumstand. Dieser Kreis war der „Umstand", weshalb wir sagen, dass wir etwas „unter den und den Umständen" nicht tun oder tun würden.

Für das Rechtsverfahren der homerischen Griechen haben wir die Stelle der Ilias XVIII, 497 ff, wo eine Gerichtsszene geschildert wird nach einer Darstellung auf dem Schild des Achilleus:

„Auch war dort auf dem Markte gedrängt des Volkes Versammlung:
Denn zween Männer zankten und haderten wegen der Sühnung
Um den erschlagenen Mann. Es beteuerte dieser dem Volke,
Alles hab' er bezahlt; ihm leugnet jener die Zahlung.
Jeder drang, den Streit durch des Kundigen Zeugnis zu enden
Diesem schrieen und jenem begünstigend eifrige Helfer;
Doch Herolde bezähmten die Schreienden. Aber die Greise
Sassen umher in heiliger Rund' auf gehauenen Steinen;
Und in die Hände den Stab dumpfrufender Herolde nehmend
Standen sie auf nacheinander und redeten wechselnd ihr Urteil
Mitten lagen im Kreis auch zwei Talente des Goldes,
Dem bestimmt, der vor ihnen das Recht am gradesten spräche."

Obwohl der Schluss dieser Stelle nicht ganz klar ist, erkennt man doch grosse Ähnlichkeit mit dem germanischen Verfahren. Weiterhin ist gemeinsam, dass Totschlag oder Mord zu rächen nicht dem Staat, sondern der Familie oblag und dass der Mörder durch eine Busse seine Tat sühnen konnte, wenn er Geld, d. h. Vieh oder sonst etwas Wertvolles besass, andernfalls musste er fliehen, wenn er sich nicht stark und sicher fühlte.

Auch bei den alten Indern durfte für einen Totschlag „Manngeld" gezahlt werden. Dass die Blutrache in die indogermanische Vorzeit zurückgeht, ist darnach also wohl selbstverständlich.

Der germanische Fürst, bezw. König, durfte nicht frei nach Gutdünken über die Kriegsbeute verfügen, sondern diese wurde allerdings unter Berücksichtigung der Standesunterschiede zwischen Fürst, Edlen und Freien geteilt. Ebenso bei Homer. Der König hat nur einen besonderen Ehrenanteil zu beanspruchen, nicht nach Gutdünken mit der Beute zu schalten und walten.

Digitized by Google

Bei Homer kann ferner ein und dasselbe Wort sowohl „Krongut des Königs" wie „göttlicher Bezirk" bedeuten, ebenso wie bei den Germanen der „Bannforst" sowohl dem König wie der Gottheit gehören konnte.

Den schönsten Beweis dafür, dass die Germanen keine Barbaren waren, liefert nicht so sehr die unübersehbare Zahl von ausgegrabenen kunstvoll gearbeiteten Schmuck-, Werk- und Waffenstücken, als ihre ungemein weitgehende Gastfreundschaft. „Kein Volk," sagt Tacitus, „huldigt in überströmenderer Weise Gelagen und Gastlichkeiten. Für Sünde gilt es, einen Menschen, wer es auch sei, aus dem Hause zu weisen. Man bewirtet nach bestem Vermögen." Der Gastgeber begleitete unter Umständen den Fremdling zum nächsten Hause, schenkte gern, worum man ihn bat, und scheute sich nicht, auch ein Geschenk zu fordern.

In der Odysee haben wir dementsprechend die schönen, herrlichen Worte, XIV, 56, die der Sauhirt Eumaios zu dem als Bettler erscheinenden Odysseus spricht:

ξεῖν', οὔ μοι θέμις ἐστ', οὐδ' εἰ κακίων σέθεν ἔλθοι
ξεῖνον ἀτιμῆσαι. πρὸς γὰρ Διός εἰσιν ἅπαντες
ξεῖνοί τε πτωχοί τε.

Fremdling, es wär eine Sünde, selbst wenn ein schlechtrer als du käm'
Wollt' ich den Fremdling nicht ehren. Von Zeus ja stammen doch alle
Fremden und Bettelleute.

Mit Recht weist Petersdorf darauf hin, dass *οὐ θέμις ἐστ'* dem nefas habetur entspricht: bei Germanen und Griechen hatte die Gastfreundschaft einen religiösen Charakter. Es war „Satzung", dem Fremdling Gastlichkeit zu erweisen. Wie der Germane seinen Gast zu anderen Bekannten führt, so begleitet auch der Sohn des Nestor seinen Gast Telemachos zu Menelaos, und Menelaos erbietet sich, den Telemach noch zu anderen Gastfreunden zu begleiten. Für die Gewährung oder den Austausch von Gastgeschenken haben wir auch bei Homer zahlreiche Beispiele.

Digitized by Google

Wenn wir von Tacitus absehen und spätere germanische Geschichtsquellen befragen, so erfahren wir, dass man den Gast erst mit Speise und Trank bewirtete und darauf nach seinem Namen und seiner Herkunft fragte. Diodor berichtet von den Kelten, dass sie erst nach der Speisung die Frage an ihren Gast stellen, wer er sei und was er vorhabe.

Genau dieselbe zarte, vertrauensvolle und von einem vertrauenswürdigen, treuen Charakter zeugende Sitte herrschte bei den homerischen Griechen. Wie entzückend ist die zarte Aufmerksamkeit geschildert, mit der die Phäaken den Odysseus bewirten! Wenn auch die Gastfreundschaft und der Austausch von Geschenken nicht nur bei den Indogermanen, sondern auch bei nichtindogermanischen Völkern nachweisbar ist, so mag das äusserlich gleichwertig klingen, innerlich aber um viele Stufen verschieden sein.

Das einzige Schauspiel, das die Germanen bei grösseren Zusammenkünften kannten, war der Waffentanz. Zwischen Schwertern und Lanzen tummelten sich die Jünglinge im Sprunge. Solche Schwerttänze werden auch von Xenophon geschildert. Thrazier, Thessaler und andre Griechen tanzten mit den Waffen, sprangen in die Höhe und schwangen die Schwerter. Auch in der Ilias finden sich Spuren davon, ausserdem liegt ein solcher Waffentanz durchaus in der Natur eines kriegerischen und stets auf Kampf gefassten Volkes.

Dagegen kann die bei solchen Zusammenkünften und auch bei andern Gelegenheiten entwickelte Spielleidenschaft zu einem besseren Merkzeichen der Stammverwandtschaft werden. Noch in unsrer Zeit lesen wir leider oft genug, welche Opfer ein ungezügelter Spieltrieb erfordert. Dass der Germane seine Habe und sich selbst verspielte, ist kein Ruhmesblatt seiner Geschichte. Das Würfelspiel war auch den Römern und Homerischen Griechen bekannt; die Masslosigkeit aber, mit der es von den Germanen betrieben wurde, findet sich erst wieder bei den alten Indern. Da haben wir schon im ältesten Liederbuch der Menschheit, im Rigveda, die ergreifende Klage eines vom Spieldämon besessenen Mannes, die uns anmutet, als habe ein alter Germane

Digitized by Google

sie gedichtet. Ferner ist geradezu eine Illustration zu dem, was Tacitus von der germanischen Spielwut berichtet, die Sage von Nala und Damayanti, die in dem indischen Heldenepos Mahâbhârata behandelt und von Rückert wunderschön ins Deutsche übersetzt ist. Kein Jüngling, der sich für das alte Germanien erwärmt, sollte die Geschichte des Nal und der Damayanti ungelesen lassen, sie ist eine Perle der Erdliteratur, übrigens ausser von Rückert auch von Kellner in der Reclambibliothek übersetzt.

Wenn Tacitus berichtet, dass die Germanen sich nicht im Leichenprunk zu überbieten trachteten, so dürfen wir nicht vergessen, dass dies ein Mann schrieb, der im überfeinerten, prassenden, verschwenderischen Rom lebte. Ihm musste ärmlich erscheinen, was den Germanen schon ein Aufwand war. Jedenfalls lehren die vielen Grabfunde, dass man den Toten liebevoll und unter Preisgabe von wertvollen Dingen bestattete. Gewiss waren das immer noch die Wohlhabenderen und Vornehmeren, in deren Urnen sich die schönen Bronzewaffen und Schmucksachen fanden. Das stimmt denn auch zur Angabe des Tacitus: man halte darauf, dass die Leichen bedeutender Männer mit bestimmten Holzarten, gemeint ist Eichen- oder Buchenholz, verbrannt würden. Einem jeden würden seine Waffen mitgegeben, manchem auch das Ross auf dem Holzstoss verbrannt. Ein Rasenhügel zeige die Stelle des Grabes. Tacitus übergeht, was wir aus ungezählten Funden wissen: dass die Aschenreste in ein Gefäss gelegt und in einer Grube oft von einer Steinpackung geschützt beigesetzt wurden. Aus der Homerischen Schilderung von der Bestattung des Patroklos, Hektor und Achill ergibt sich, dass auch die Griechen die Sitte der Leichenverbrennung übten, zum Scheiterhaufen Eichenholz verwandten und auch das Ross des Helden dem Flammentod weihten. Die Reste des Leichnams wurden ebenfalls in einer Urne beigesetzt, darüber ein Erdhügel mit einer Steinsetzung aufgehäuft. Diese Sitte des Leichenbrandes war aber weder bei den Griechen noch bei den Germanen die einzige oder älteste.

Aus den bisherigen Darlegungen ergibt sich eine Menge von Ähnlichkeiten zwischen den Sitten und Gebräuchen bei Griechen

Digitized by Google

und Germanen. Dabei waren im Wesentlichen nur Tacitus und Homer als Quellen herangezogen. Gleichzeitig sahen wir mehrfach, dass auch manche der Ähnlichkeiten sich auf Inder, Perser, Römer und Kelten erstreckten, indem entweder die Germanen oder die Griechen oder beide zusammen diesen oder jenen Zug mit einem oder mehreren der genannten Völker gemeinsam hatten. Zieht man aber auch noch die zahlreichen andern schriftlichen Überlieferungen über sämtliche genannte Völker, also über Germanen, Griechen, Römer, Kelten, Perser und Inder zur Vergleichung ihrer Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen heran, dann mehren sich die Übereinstimmungen beträchtlich.

Man erkennt aus den Überlieferungen, dass ein stammverwandter Geist alle diese Völker beseelte. Die Götterlehren und Heldensagen von so räumlich getrennt lebenden Völkern wie den alten Germanen, Griechen und Indern weisen soviele gemeinsame Züge auf, dass die Seelenverwandtschaft unverkennbar ist. Man sieht, wie schon die Dichter jener grauen Vorzeit, da die Germanen, Griechen und alten Inder mit den Römern, Kelten und alten Persern ein einziges Volk bildeten, die Rätsel der Naturvorgänge in Gleichnissen, Erzählungen und Rätselfragen behandelten. Die Übereinstimmung erstreckt sich nicht nur auf grobe Allgemeinheiten, die sich auch geringer begabten Völkern aufdrängen mussten, sondern sie spiegelt sich in höchst sinnigen und gestaltenreich herausgearbeiteten Naturdichtungen, dergleichen wir in unsrer Jugend als Götter- und Heldensagen kennen lernten, ohne ein Verständnis für den Naturhintergrund zu haben oder von Eltern und Lehrern auf den Naturhintergrund aufmerksam gemacht zu werden. Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde, Tag und Nacht, Gewitter, Sturm, Feuer, Morgenröte, Winter und Sommer erscheinen im Rigveda, in der Edda und im Homer sowie in den Mythologien der anderen indogermanischen Völker vermenschlicht und in diesen Vermenschlichungen zu Göttern erhoben. Die dichterische Vermenschlichung von Naturmächten in wunderbar sinnigen Erzählungen war mindestens ein Stück der Religion jenes Urvolkes.

Digitized by Google

Freilich fehlten auch abergläubische Vorstellungen nicht, wie sie notwendigerweise bei jugendlichen Völkern entstehen müssen, wo die Geheimnisse der Natur noch nicht durchschaut werden, wie es erst auf hoher Kulturstufe einer strengen Wissenschaft möglich ist. Aber die rohen und unedlen Züge religiöser Verehrung von allen möglichen Tieren und Fetischen fehlen fast ganz oder spielen wenigstens eine untergeordnete Rolle. Hinweisend auf eine Stammesverwandtschaft der genannten Völker ist aber nicht so sehr die Übereinstimmung in den Götter- und Heldensagen im Einzelnen als vielmehr die edle Prägung, die diesen Sagen eignet und in der sich die edle Rasse äussert.

Jedoch sind für die Aufstellung des Begriffes „Indogermanen", das heisst für die Behauptung der Stammesverwandtschaft der Germanen, Griechen, Römer, Kelten, Slaven, Letten, Perser, Inder, Armenier, Albanesen, Illyrier, Thrazier und Phryger weder die Übereinstimmungen in Sitten und Gebräuchen noch die in den religiösen Anschauungen anregend und entscheidend gewesen. Vielmehr ist man zur Erkenntnis der Völkerverwandtschaft durch die Erkenntnis der Sprachverwandtschaft gekommen. Was man schon im 17. und 18. Jahrhundert vielfach geahnt und geäussert hatte, das wurde im 19. durch die emsige Arbeit scharfsinniger Gelehrten bewiesen: Die enge und unbestreitbare, auf eine gemeinsame Ursprache zurückführbare Verwandtschaft der Sprachen, die von den oben genannten Völkern gesprochen werden oder einstmals gesprochen wurden. Diese Sprachverwandtschaft ergibt sich nicht nur aus der grossen Ähnlichkeit vieler Worte und Wortgruppen, sondern auch aus der Ähnlichkeit der Deklination, Konjugation, Steigerung u. s. w. Freilich liegt der Fall nicht selten derart, dass in der einen oder in der andern Sprache das betreffende Wort verloren gegangen ist. Nichtsdestoweniger sind die Sprachforscher imstande, gewissermassen eine indogermanische Ursprache zu erschliessen.

Bei der Wichtigkeit des sprachlichen Beweismateriales für die Aufstellung des Begriffes eines indogermanischen Urvolkes wollen wir in Folgendem die Worte und Wortgruppen einzeln durchgehen, die sich bis in die indogermanische Urzeit zurück-

Digitized by Google

verfolgen lassen. Wir werden dabei nur das Lateinische, Griechischen und Indische (abgekürzt l. g. i.) berücksichtigen, da es sich in einer populären Darstellung nur darum handeln kann, einen Begriff von der Schlüssigkeit des Beweismateriales zu vermitteln. Wo die Nominativform die Verwandtschaft nicht klar genug veranschaulicht, setzen wir den Wortstamm, der den Abwandlungsformen zu Grunde liegt.

Da haben wir zunächst die Bezeichnung für

Verwandtschaftsgrade:

Deutsch	Lateinisch	Griechisch	Indisch
Vater	pater	patér	pitar
Mutter	mater	méter	matar
Bruder	frater	phréter	bhratar
Schwester	soror		svasar
Tochter		thygatér	duhitar
Schwiegertochter	nurus	nyos	snusha
Schwiegervater	socer	hekyros	çvaçura

Da im Indischen die Wurzel pa „schützen, behüten" bedeutet, so hat man Vater als den Schützer, Behüter erklären wollen; eine andre Deutung erklärt ihn als den Fütterer, Ernährer (den Fettmacher). Mutter, indisch matar, wurde mit ma messen in Zusammenhang gebracht und als die „Zumesserin, Verteilerin" gedeutet. Da ma auch bilden bedeutet, so könnte matar auch die Bildnerin im Sinne von Gebärerin sein. Tochter, indisch duhitar, wird als Melkerin erklärt, denn duh heisst melken.

In Verein mit den Verwandtschaftsbezeichnungen sind ein sicheres Erkennungszeichen für den indogermanischen Ursprung einer Sprache die ersten hundert Zahlwörter.

Digitized by Google

Zahlwörter:

Deutsch	Lateinisch	Griechisch	Indisch
eins	oinos, unus	oine (die Eins auf dem Würfel)	e-ka
zwei (engl. twin = Zwillinge)	duo	dyo	dva
drei	tres	treis	trayas
vier	quatuor	tettares	catvāras
fünf	quinque	pente	panca
sechs	sex	hex	shash
sieben	septem	hapta	sapta

So lassen sich die Zahlen bis zu hundert auch in der Zusammensetzungsweise als ähnlich gebildet verfolgen. Ferner sind für die indogermanischen Sprachen wichtig die Benennungen für Körperteile, schädliche und nützliche Tiere.

Körperteile:

Deutsch	Lateinisch	Griechisch	Indisch
Hirn	cerebrum	kranion, Schädel kernon, grosse irdene Schüssel	çiras, Kopf
Auge	oc-ulus	osse (aus okje) Op-tik	akshi
Ohr	auris	ous	
Braue		o-phrys	bhrû
Nase	nares		nāsa
Zahn	dens, dent-is	o-dont —	danta der indogermanische Urstamm dont ist formell das Partizip Präs. der Wurzel ed essen, Zahn = der Essende
Bug		pechys, Unterarm	bâhu, Arm
Arm	armus, Oberarm, Vorderbug		îrmas, Vorderbug, Arm
Elle	ulna, Ellenbogen	olene, Ellenbogen	aratri
Nagel	unguis, Kralle	onyx, onych —	nakha
Knie	genu	gony	jânu
Fuss	pes, ped —	pous, pod —	pâd
Fell	pellis	pella, Haut, Leder	

Digitized by Google

Nützliche Tiere:

Deutsch	Lateinisch	Griechisch	Indisch
Vieh, gotisch faihu	pecu (pecunia, Geld)	—	paçus
Kuh	bos, bov —	bous	gaus
Ochse			ukshā
Hund	canis	kyon, kyn-os	çvan, Gen.: çun-as
Fohlen	pullus, Junges	pōlos, jung. Pferd	
Ross, engl. horse	curs-us, Lauf		kurd, springen
(Ross)	equus	hippos	açvas
(Schaf)	ovis	ois	avis
Schwein	sus	hys	sū-karas

Schädliche Tiere:

Deutsch	Lateinisch	Griechisch	Indisch
Wolf	lupus	lykos	vṛkas
(Bär)	ursus	arktos	ṛkshas
Maus	mus	mys	mush
Otter		hydros	udras
Hase			çaças
Biber	fiber	altbaktrisch bawri	

Die Namen für Vögel und für Bäume sind nur selten mehreren indogermanischen Sprachen gemeinsam. Der einzige Waldbaum, dessen Name eine grosse Verbreitung hat, ist die Birke; im Altindischen heisst sie bhurjas. Die Buche ist zwar nicht der Bedeutung, wohl aber dem Wortlaut nach in dem Griechischen phegos, phagos, die Speiseeiche, vertreten, lateinisch fagus heisst ebenfalls Buche.

Digitized by Google

Uraltes Erbgut aus der indogermanischen Zeit sind ferner viele Worte, die natürliche Verrichtungen oder Verhältnisse bezeichnen: gehen, stehen, essen, schwitzen, decken, nackt, jung, neu, voll, süss, mitten, dürr, und andre.

Diese zahlreichen Gruppen sprachlich bis in die Urzeit zurück verfolgbarer Wörter haben die Schlussfolgerung erzwungen, dass die zugehörigen Sprachen einer Ursprache entstammten; das Volk, das diese Dinge besass, nennt man die Indogermanen. Über seine Kultur lässt sich auf dem Wege der Sprachvergleichung noch Folgendes ausmachen.

Waffen.

Im Berliner Naturkundemuseum befindet sich neben den Skeletten und ausgestopften Bälgen der Tiere auch das Knochengerippe eines Menschen. Wenn man vorher das kolossale Skelet des Walfisches, das mächtige des Elefanten und die krallenbewehrten Gerippe der Raubtiere gesehen hat, dann kommt es einem angesichts des schmächtigen Menschengerippes geradezu erschütternd zum Bewusstsein, wie schwer es für den Menschen der Urzeit gewesen sein muss, sich inmitten einer heute noch nicht völlig vertilgten Raubtierwelt zu behaupten. Es wird einem unmittelbar klar, dass diese Menschenskelette, an denen Reisszähne und Krallen so unmerklich entwickelt sind, nur durch die Waffen, die das eigne Hirn erfand, über das Tierreich die Oberherrschaft gewann.

Am Anfang aller Kulturgeschichte steht der Krieg, der Angriff, der zur Verteidigung und zu Verteidigungsideen zwingt; wer eine neue Waffe erfand, eine neue List erdachte, bekam die Oberhand, sofern sonst die Umstände die gleichen waren. Noch heute ist ja die Herstellung neuer Gewehre, Kanonen, Schiesspulver, Verteidigungswerke eine Goldgrube für die Erfinder, und die hier neu entdeckten Methoden kommen auch friedlicheren Zwecken zu Gute, man erinnere sich nur an Krupp, dessen Erfolge nicht nur der Kriegstechnik, sondern auch den Eisenbahnen und Dampfschiffen zu statten gekommen sind. Wenn es jetzt möglich ist, grosse Seeschiffe mit Dampfturbinen zu bewegen, wenn man sich

Digitized by Google

anschickt, Riesendampfer von 40 000 Tonnen Wasserverdrängung mit Dampfturbinen auszurüsten, so hängt dieser Fortschritt enge mit der Kriegstechnik zusammen, denn erst die Erzeugung dauerhafteren Stahls hat es ermöglicht, ein Kraftrad unmittelbar durch Dampfstrahl in Drehung von der bekannten unheimlichen Geschwindigkeit zu versetzen.

Es ist ein gewaltiger Weg von den Anfängen der Waffentechnik zu der heutigen Höhe. Daher haben wir ein natürliches Interesse gerade für die dunklen Anfänge; wir möchten nicht ungern hören, wie es bei unsren indogermanischen Vorfahren vor fünf oder sechstausend Jahren mit der Bewaffnung stand.

So war dem indogermanischen Urvolk jedenfalls Bogen und Pfeil bekannt, Pfeil hiess im Altindischen ishu, im Griechischen ios, die Sehne altindisch: jyā, altgriechisch ios. Als Spitze des Pfeils diente ein Stück Feuerstein oder Knochen, was sowohl durch die prähistorischen Funde bestätigt wird wie durch eine altiranische Bezeichnung für Pfeil, nämlich asti, ein Wort, das Knochen bedeutet und mit Griechisch osteon, lateinisch os verwandt ist.

Im Rigveda, dem ältesten Liederbuch der Inder, finden sich zweierlei Pfeile, ein hirschhörniger, giftbestrichener, und einer, dessen „Maul Erz" ist, wir haben es also mit einer Zeit zu tun, wo neben Knochenspitzen bereits Erz verwandt wurde.

Die Namen für Bogen sind verschieden, lassen aber Rückschlüsse auf das Holz zu, woraus sie verfertigt wurden. Das griechische toxon (= der Bogen) hängt mit taxus, der Eibenbaum, zusammen, das indische Wort dhanvan mit Tanne, im Altnordischen bedeutet almr: der Bogen aus Ulmenholz.

Wenn uns verwöhnten Kulturmenschen Pfeil und Bogen als kindliche Waffen erscheinen, so dürfen wir nicht vergessen, dass sie dem Urvolke eine Kulturerrungenschaft ersten Ranges bedeuteten. Denn neben Pfeil und Bogen finden wir den Schleuderstein, dessen sich selbst noch die Homerischen Helden bedienen. Bei den alten Indern bedeutete açan der Schleuderstein, während das ihm verwandte Wort akon im Griechischen den Wurfspiess bezeichnete. Die Waffe des germanischen Gewittergottes Thor war bekanntlich der Hammer, der „Malmer", mit dem er das Ge-

Digitized by Google

schlecht der Reifriesen besiegte. Hammer bedeutete in der ältesten Zeit sowohl Hammer wie Fels, sprachlich verwandt damit ist altslavisch kamy der Stein und altindisch açman, altgriechisch akmon, die beiden letzteren Worte bezeichnen die Wurfwaffe, die von der Hand des Gewittergottes (Indra oder Zeus) geschleudert werden.

Die Sachsen haben ihren Namen von sahs das Schwert, das aber ursprünglich nur ein Steinmesser gewesen sein kann, wie noch ersichtlich ist, wenn man das sprachverwandte lateinische Wort saxum, Fels, danebenstellt. Im besten Einklang dazu stehen die Funde aus der jüngeren Steinzeit, die man in vielen Landes-Museen, in Berlin z. B. im Völkermuseum, bewundern kann, Steinhämmer und Steinäxte von künstlerisch vollkommenen Formen.

Vermutlich hatten auch die Cherusker ihren Namen von einer Waffe, gleichwie die Sachsen (und wie manche Tiere, z. B. die Nashörner). Im Altgriechischen bedeutete heru das Schwert, und Cherusker wären also Schwertmänner. Dem heru entspricht etymologisch das altindische çaru, das Geschoss. Welche indogermanische Waffe nun den Namen für heru und çaru abgegeben hat, ist daraus nicht ersichtlich. Dass jenes Urvolk sich bereits eines Schlachtmessers als Schwertes bediente, wird übrigens durch die sprachliche Verwandtschaft des lateinischen Wortes ensis mit dem indischen asi und dem griechischen aor bewiesen; alle drei Worte bezeichnen das Schwert. Auch für den Gebrauch des Beiles als Streitaxt in der Urzeit legt sowohl Sprachvergleichung wie Urgeschichtsforschung Zeugnis ab. Die Keule versteht sich wohl von selbst, als der stilisierte Astknüppel.

Bei der Lanze, die ebenfalls dem indogermanischen Urvolk bekannt gewesen sein muss, ersehen wir noch aus den Benennungen das Material, das dazu verwandt wurde. Im Griechischen haben wir für Lanze das Wort dory, das „Eiche" bedeutete, verwandt mit dem iranischen dauru und dem englischen tree, der Baum. Ein andres griechisches Lanzenwort war aiganee, dem noch das „eichene" herauszuhören ist. Auch die Esche gab gutes Speerholz, die Homerischen Helden kämpften mit Eschenlanzen und die „Esche" steckt in dem altnordischen Wort askr für Lanze.

Digitized by Google

Bei den Slaven scheint die Lanze auch aus Lindenholz verfertigt worden zu sein; hierbei sei erwähnt, dass dem althochdeutschen linta, die Linde und der Schild, das lateinische Worte linter Kahn entspricht, sodass wir also aus der Sprachvergleichung die Verwendung des Lindenholzes zu Schilden, Lanzen und Kähnen feststellen können, freilich erst für die Zeit nach der Abwanderung der Stämme in die heutigen Sitze.

Für Schutzwaffen wie Schild, Helm und Panzer lässt sich ein Beweis nicht erbringen, dass sie schon dem Urvolk bekannt gewesen seien. Dies schliesst aber nicht aus, dass diese Waffenstücke schon benutzt wurden. Am ehesten mag es noch vom Schild gelten, dessen Benennungen bei den verschiedensten indogermanischen Stämmen einfach Haut, Rindshaut oder Brett, Türbrett, oder Weide bedeuten. Die ältesten Schilde waren eben entweder Bretter oder Flechtwerk oder Rindshäute, das letztere ist, wie wir schon früher sahen, noch aus Homer ersichtlich. Ebenso können wir die Entstehung des Helmes aus einer Kappe von Hunds- oder Wieselfell verfolgen, jedoch geht er nicht zurück bis in die indogermanische Urzeit.

Fassen wir daher zusammen, so bestanden die indogermanischen Urwaffen, soweit sie sich aus der Sprachvergleichung erschliessen lassen, aus Steinhammer, Steinmesser, Schleuderstein, Steinbeil, Lanze, Bogen und Pfeil.

Verkehrsmittel und andere Kulturgüter.

Es ist sprachlich nicht sicher nachweisbar, dass die Indogermanen vor der Zeit ihrer Trennung Gold, Silber, Eisen oder Kupfer kannten, jedoch sprechen mancherlei Anzeichen dafür. Tilak versucht den Nachweis, dass die Indogermanen Kupfer oder Bronze kannten, folgendermassen. Er bringt griechisch chalkos mit indisch shulka zusammen. Calkos wird bei Homer als Tauschmittel erwähnt (Il. VII, 472). Shulka bedeutet im Rigveda VIII, 1, 5 ein Wertmass und wird in der späteren Literatur gebraucht, ein kleines Zahlungsstück zur Entrichtung von Zöllen zu bezeichnen. Obwohl Tilak die Bedenken kennt, die von streng sprachvergleichendem Standpunkt erhoben werden können, hält

Digitized by Google

er sie doch nicht für schwerwiegend genug, die Verwandtschaft von chalkos und shulka zu verneinen.

Übrigens ist es ziemlich gleichgültig, ob man den Indogermanen die Kenntnis des Metalls und seiner Bearbeitung abspricht oder nicht; denn wer Wagen und Schiffe bauen kann, wie es sich für die Indogermanen der Urzeit erweisen lässt, der hat damit schon eine vergleichsweise hohe Kultur, welcher die Kunst der Metallbearbeitung doch nur abgehen dürfte, wenn überhaupt kein Metall vorhanden war. Dass die Indogermanen das Pferd und das Rind kannten, sahen wir oben; dass sie diese Tiere als Zugtiere benutzten, das Pferd vor den Kriegswagen, das Rind vor den Lastwagen spannten, ist höchst wahrscheinlich, denn wer soll den Wagen sonst gezogen haben? Die Gleichungen, aus denen die Kenntnis von Wagen und Schiffen erschlossen wird, lassen an Beweiskraft wohl nichts zu wünschen übrig. Der Wagen hängt mit Weg und be-wegen zusammen, für Fahrzeug haben die Inder vahanam, die Lateiner veh-iculum, für Wagen findet sich bei den Griechen ochos, vor welchem Wort ein W-laut ausgefallen ist. Unser Rad erscheint in dem indischen Wort rathas als der Wagen, in lateinisch rota das Rad; im radius, Strahl, Speiche; in der Sprache der alten Gallier oder Kelten finden wir Rad vertreten durch petor-ritum, d. i. Vier-rad, Wagen. Das indische Wort für Rad cakra entspricht dem griechischen kyklos und vielleicht unsrem Wort Kirche, wenn Kirche nicht von kyriake (Haus des Herrn) abzuleiten ist, sondern, urverwandt mit lateinisch circus, ursprünglich den heiligen Steinkreis bezeichnet, der uns im germanischen Norden, in England und Skandinavien als Sonnentempel begegnet. Die Achse heisst indisch aksha, griechisch axon, lateinisch axis, althochdeutsch ahsa; die Nabe im Indischen nabhis. Das Joch begegnet uns im Indischen yugam, im Griechischen zygon, im Lateinischen iugum. Darnach lässt sich schlechterdings nicht bezweifeln, dass die ungetrennten Indogermanen bereits den Wagen kannten, also im Besitz eines Verkehrsmittels waren, welches eine hohe Kultur verrät.

Für das Verkehrsmittel zu Wasser, den N a c h e n oder das Schiff, finden wir im Indischen naus, im Griechischen ebenfalls

Digitized by Google

naus, im Lateinischen navis und im Altnordischen nor. Das Ruder heisst bei den Indern aritram, bei den Griechen eretmos, bei den Römern remus und im Althochdeutschen ruodar.

Angesichts dieser uralten Verkehrsmittel wundern wir uns nicht weiter, dass die Indogermanen das Weben und Nähen kannten. Für Spinnen hatten die Inder urna-vabhis, eigentlich Wollweber, und mit weben verwandt ist das griechische hyphaino, ich webe. Unser deutsches nähen entspricht dem griechischen und lateinischen neo, ich spinne. Spinnen, weben und nähen sind Künste, die sich auch bei Tieren finden und bei Tieren belauscht werden konnten: in Indien giebt es Weber- und Schneidervögel, und die rote Laub- oder Weberameise versteht sich nicht nur auf das Weben eines dichten Gespinnstes, sondern auch auf das Nähen. Es wäre daher zu verwundern, wenn die ungetrennten Indogermanen diese Künste n i c h t gekannt hätten.

Die ungetrennten Indogermanen kannten auch, wie wir oben sahen, den Biber. Dieses Tier baut Dämme von grosser Länge, bis zu 200 Metern, und Burgen aus Ästen, Reisern, Schlamm und Steinen. Die Biberburgen sind kegelstumpfförmige Wohnungen, nicht unähnlich den Rundhütten der Germanen, wie sie auf römischen Denkmälern erscheinen. Für die Gestalt der prähistorischen Germanenhütten geben uns auch die im Herzen Deutschlands zahlreich gefundenen Hausurnen einen Anhalt. Es sind dies Gefässe zur Aufbewahrung der Aschenreste verbrannter Toter, rund oder eckig, mit flachem oder höherem Dach und einer einhängbaren Tür auf der Seite. Sieht man sich in der Natur um, welches Tier eine Wohnung baut, die solchen Hütten als Vorbild dienen konnte, so findet man, von den Bibern und von den Webervögeln südlicher Länder abgesehen, in unsrer Heimat die Beutelmeise, die aus Wolle, Ziegen- oder Hundehaaren, Bast oder Hanffäden sich ein lauschiges Nest von der Gestalt eines Beutels mit seitlichem Eingang baut. Dass unsere indogermanischen Vorfahren neben dem wasserbautechnisch veranlagten Biber auch den unterirdisch überwinternden Dachs beobachteten und vielleicht nachahmten, indem sie sich Wohngruben aushöhlten, lehrt die Sprachvergle-

Digitized by Google

chung. Von unserm Zimmer und Zimmern kommen wir zur gotischen Form timrjan, zimmern, bauen, zu griechisch demo ich baue, domos Haus, zu indisch damas Wohnung. Im Indischen nun heisst taksh behauen, takshan Zimmermann, womit griechisch tekton und Architekt verwandt ist. Dazu gehört althochdeutsch dehsa Hacke und dahs der Dachs, der Zimmermann unter den Tieren. Dass bereits das indogermanische Haus Türen hatte, zeigt indisch dvarau, griechisch thyra, lateinisch fores die Tür, bezw. die beiden Türen (oder Türflügel).

Die Pflege des Ackerbaues ist sprachlich für die ungetrennten Indogermanen nicht völlig zu erweisen. Sicher aber ist, dass die Germanen schon vor 4000 Jahren Ackerbau trieben. Ein ganz besonders interessantes Kapitel, dem wir noch einige Aufmerksamkeit widmen wollen, ist das von der Religion der Indogermanen

Die Religion der Indogermanen.

Die hervorragenden Erforscher des indischen Altertums, Max Müller und Adalbert Kuhn hatten am Gängelbande der Sprachvergleichung eine überraschende Fülle von Beziehungen hauptsächlich zwischen der indischen und griechischen Mythologie zu entdecken geglaubt. Es musste nach ihren Nebeneinanderstellungen mythologischer Bezeichnungen gefolgert werden, dass schon das indogermanische Urvolk aus dem Geist seiner hochpoetischen Sprache heraus und voll lebhaften Sinnes für die erhabenen Naturerscheinungen sich eine Götterwelt erdichtet hatte, die ihm ein Ersatz für den Mangel eines befriedigenden Aufschlusses über die Naturgeheimnisse war. Bestärkt in dieser hohen Meinung von den Fähigkeiten der Urindogermanen mussten diese Forscher durch die Überlegung werden, dass der Rigveda, das Buch der Inder, das ihre naturfrischen Götterhymnen enthält, allermindestens schon 3000 Jahre alt ist, ebenso wie Ilias und Odyssee nur wenig jünger sein dürften. Form und Inhalt sowohl der ältesten indischen wie der ältesten griechischen Dichtungen

Digitized by Google

sind aber bereits so ausgebildet und vollkommen, dass man eine lange, mehrtausendjährige Entwicklung als vorangegangen voraussetzen muss. Im Allgemeinen verlegte man nun die Abwanderung aus den indogermanischen Ursitzen nie soweit rückwärts, dass mehrere Jahrtausende zwischen die Anfänge der indischen und griechischen Dichtung und zwischen die Trennung vom Urvolke gekommen wären. Man hatte den Eindruck, als ob der Geist, der im Rigveda und im Homer waltet, schon in den edleren Stämmen des Urvolks lebhaft schaffend und götterweltendichtend gewesen sein müsse.

Dem stand nun entgegen, erstens dass man die Indogermanen, ohne einen Beweis für die Berechtigung zu solchem Verfahren zu erbringen, glattweg auf eine Stufe herabzudrücken suchte, auf der sich heute alle möglichen minderwertigen Naturvölker befinden. Als ob es keine edleren und unedlen Rassen gäbe und als ob notwendigerweise jede Rasse einmal all die Verirrungen durchgemacht habe, die man bei Negern und Kannibalen heute noch gewahr wird! So argumentierte man denn, das indogermanische Naturvolk könne sich nur auf allertiefster Stufe religiöser Anschauungen befunden haben. Überall müsse es bei ihm von Seelen und Geistern gespukt haben, und diese Seelen und Geister hätten den Opferdienst erzwungen. Aus dem Glauben an Feld-, Wald-, Wasser- und Windgeister sei der Götterglauben erst bei den getrennten Völkern hervorgegangen. Fast alle die schönen Sprachgleichungen, die von Max Müller und Adalbert Kuhn geistreich und scharfsinnig ausgeheckt worden waren, mussten es sich gefallen lassen, vor dem Richterstuhl strenger Sprachvergleichungsgesetze als unzulänglich erwiesen zu werden. Dazu kam, dass bei rückständig gebliebenen indogermanischen Stämmen, wie bei den Norwegern, Preussen, Letten, Slaven, aber auch bei den Germanen, Griechen und Indern tatsächlich der Glaube an Seelen und Geister erwiesen wurde, die in Feld, Wald, Wasser, Wind und wo sonst noch überall hausen sollten.

Das schliesst aber nun doch keineswegs aus, dass schon das Urvolk neben dem gröbsten Gespensterglauben auch der höheren Naturdichtung obgelegen habe. Man bedenke doch, wie noch heutzutage neben den paar Leuten, die eine streng wissenschaft-

Digitized by Google

liche, spukfreie Weltanschauung haben, die Millionenmassen von Vertretern aller Aberglaubensschattierungen sich ungeheuer breit machen. Selbst wenn das Urvolk nur knechtisch den Seelen der Toten, den Wind- und Wettergeistern und dem Spuk in Feld und Wald gedient hätte, sind denn die modernen Völker, als Ganzes genommen, wirklich schon auf einer höheren Stufe angelangt? Wird nicht heute noch gleichwertiger oder gar schlimmerer Unsinn geglaubt? Müsste nicht, wenn von der heutigen Kultur nur klägliche Trümmer auf eine viel spätere Nachwelt gelangten, der Gelehrte der Zukunft aus dem Überwiegen des Verstandswidrigem in unsrem profanen und religiösen Schrifttum zu ganz einseitigen, gerade die Höhen und Spitzen unsrer Kultur verkennenden Schlüssen kommen? Halten wir den Blick auf Homer und Rigveda geheftet und bemerken wir da vielfach, wie der ganze Götterschnickschnack das Erzeugnis reiner Dichtung, nicht knechtischen Aberglaubens ist, dann dürfen wir getrost auch für die Urzeit, die nicht unendlich weit hinter den Anfängen zum Rigveda und Homer zurückliegen kann, das Verhandensein weiser und furchtloser Männer annehmen, die sich weder vor Seelen und Geistern noch vor Göttern und Teufeln fürchteten, vielmehr rein zur dichterischen Unterhaltung aus den Naturkräften und Naturerscheinungen lebende und handelnde Personen machten; der Beweis ist nirgends erbracht und auch kaum zu erbringen, dass alle Menschen bei der Herausarbeitung aus tierischen Zuständen die Stufen durchgemacht haben müssten, die wir bei Naturvölkern und Kulturidioten wahrnehmen.

Wie soll überhaupt der Mensch sich haben behaupten können, wenn ihm nicht nur Raubtiere und Nahrungsmangel, sondern auch Furcht und Schrecken vor einer allerwärts spukenden Geisterwelt zu schaffen machten? Der Glaube an Geister mag sehr wohl ebenfalls der reinen Dichtung seinen Ursprung verdanken. Was wir heute als Wirkung von Bakterien im Zusammentreffen mit unvernünftiger Lebensweise erkennen, plötzliche oder schleichende Krankheiten, das wurde in ahnender Erfassung verborgener Ursachen unsichtbaren Geistern zugeschrieben und angedichtet. Der Dichter unterhielt, fesselte, bezauberte die Menschen. Man gab sich gerne seinen Erdichtungen hin, ohne sie zu-

Digitized by Google

nächst für bare Münze zu nehmen. Die Dümmeren der nachwachsenden Geschlechter und Angehörige fremder Stämme, die sich zumischten oder unterworfen wurden, hielten für buchstäblich wahr, was ursprünglich jeder Vernünftige für Dichtung gehalten hatte. Diese Dummheit liess sich vorzüglich ausbeuten; Priester machten ein gewinnbringendes Geschäft daraus, und der rohe Aberglauben war für Jahrtausende gesichert. In diesem Sinne meint auch Dühring, Geschichte der Philosophie, 4. Aufl. S. 548 ff, dass selbst in den Urzeiten zuerst das gesunde Denken bevorzugter Individuen die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf wenige Ursachen und Begriffe zurückführte und die Abstraktionen in poetischer Form andern mitteilten. Die rohe Masse nahm die dichterischen Gebilde und die Behelfe der Sprache für wirkliche Existenzen. Es kann in Urzeiten eben nicht anders gewesen sein, wie es heute ist. In vorzüglichen Geistern taucht eine neue Erkenntnis auf, wird eine neue Kunst geboren. Eine Höhe ist hier erreicht, aber bei den Anhängern und Jüngern geht schon manches verloren, und in der Masse hat zunächst das Schlechtere die Oberhand.

Auf die verstandesmässig schon hoch entwickelte Vedanta- und Samkhyaphilosophie folgten bei den Indern der Buddhismus und alle möglichen trüben abergläubischen Religionen. Auf Homer, Sokrates, Plato, Archimedes, Euklid folgte die christliche Kirche, die nur als ein ungeheures Herabsinken von einer geistigen Höhe betrachtet werden kann. Welche Tröpfe gelten bei uns als grosse Popularisatoren der Naturwissenschaft, weil sie ein bischen unterhaltsam leicht begreifliches Naturwissen verbreiteten; und doch sind ihnen die besseren und unterhaltsameren Popularisatoren bereits v o r a u f g e g a n gen in den noch wenig gekannten naturwissenschaftlichen Dichtern wie Franz v. Kobell, Jordan, Karl Kösting, Shelley.

Wie wir heute im geistigen Leben eines Volkes Berge und Niederungen nebeneinander gewahren, und wie in der Geschichte eines Volkes auf Zeiten hoher Kultur durch lange Kriege oder Wanderungen Zeiten der Barbarei folgen, auf die Zeit der mittelalterlichen höfischen und städtischen Kultur zum Beispiel die Ver-

Digitized by Google

kommenheit des deutschen Volkes im dreissigjährigen Kriege, so müssen wir uns das Gleiche auch schon für die indogermanische Urzeit vorstellen: freie Dichtung über die Naturkräfte und Aberglauben an Seelen und Geister zeitlich neben und nacheinander.

Die babylonischen Forscher versichern uns, dass die babylonische Religion um so reiner erscheine, je weiter rückwärts man sie verfolge; Babylon strahle in immer hellerem Lichte, je weiter hinauf in seine Vergangenheit der Forscherweg führe. Vor zwei Jahrzehnten lernten wir noch über die alten Germanen Dinge, die ihnen wenig Ehre machten und geschichtlich nur so zu erklären sind, dass die Germanen des Cäsar und Tacitus kulturell heruntergekommen waren, denn die Ausgrabungen haben ergeben, dass die Germanen der dreitausend Jahre vor der Teutoburger Schlacht hohen Kunstsinn in der Bearbeitung von Steinen, von Kupfer und Bronze verrieten, dass sie, wie die Funde posaunenartiger, im Norden gefertiger Trompeten bewiesen, Musik erzeugten und sicherlich bereits eine Literatur hatten. Funde bei Worms und Grossgartach haben Töpfe und Gefässe aus der Steinzeit zutage gefördert, die uns heute noch durch ihre Schönheit und reiche Verzierung entzücken. Auch hier möchte man sagen, je näher man der indogermanischen Urzeit kommt, um so verblüffender wirkt die Höhe der künstlerischen Leistung. Homer erscheint, wenn man ihn nicht mehr mit geistig verdorbenen Schüleraugen liest, vielleicht aufgeklärter als Sokrates und Plato, und die Dichter vieler Rigvedalieder standen der Natur mit ungetrübterem Auge gegenüber als später die Denker, die sich aus dem Netz der Priesterspekulationen erst wieder herauszuarbeiten hatten.

Mag also auch in der Zeit, da die Indogermanen noch ein einziges Urvolk bildeten, toller Aberglauben an Seelen und Geister, mag immerhin auch knechtisches Opferwesen weit verbreitet gewesen sein, trotzdenm können M. Müller und A. Kuhn Recht haben, wenn sie schon für diese Urzeit einen sinnigen Dienst der Naturkräfte und dichterische Behandlung derselben voraussetzen. Nicht für die Urzeit, sondern für die Zeiten späterer Vermischung mit unterworfenen Rassen hat man als das Vorherrschende die Blüte des Aberglaubens und des davon lebenden Priestertums

Digitized by Google

anzusetzen. Bei den Germanen finden wir ohne bedeutsames Hervortreten eines Priesterstandes einen einfachen Naturdienst; sie verehrten, wie Cäsar meldet, die Sonne und den Mond und das Feuer, also Naturmächte, deren Wohltaten sie empfanden. Auf eine Verehrung der Sonne, ohne sie indess als Göttin zu betrachten, kommen wir heute ja wieder zurück, denn die Wissenschaft hat uns ja gezeigt, dass unser Leben und Dasein von der Sonne abhängt:

Wenn Schnellzugs Donnern auf den Schienen saust,
So rührt die Dampfkraft her aus Kohlengluten.
Die Kohlen waren Wälder, winddurchbraust,
Die einst versenkt zu Stein geworden ruhten.
Wer liess sie wachsen? Du, o Sonne baust
Den Waldesdom mit deinen Strahlenfluten.
Die Kohlenglut ist auferstandnes Licht,
Die Sonne also zieht des Zugs Gewicht.

Was treibt die Mühlen? Wasserfall und Wind!
Gewiss! Doch deren Kraft rührt von den Strahlen,
Die weit vom Fixstern hergekommen sind,
Das Holz zu sägen und das Korn zu mahlen.
Was wäre ohne sie des Gletschers Kind,
Der Bergstrom, dessen Sturz und donnernd Prahlen
Elektrotechnik klug zu nützen weiss:
In Drähten fliesst fortan der Sonne Schweiss.

Was gibt dem Muskel Spannkraft, nährt das Licht
Bewussten Seins, das Seele sonst geheissen?
Durch Sonnenstrahlung wuchs ein jed' Gericht,
Mit welchem wir des Lebens Flamme speisen.
Jedwedes Wesen ist ein Sonngedicht —
Als Sinngedicht kann ich nicht jedes preisen.
Zwar Kraft und Stoff sind aus der Sonne Schoss
Nicht aber der Gestalt ureignes Los.

Digitized by Google

Die ungeheure Bedeutung der Sonne für das Leben musste sich den Indogermanen umsomehr aufdrängen, als sie ja, wie wir später zeigen werden, einst am Nordpol wohnten und in der Zeit wochenlanger Polarnacht das Tagesgestirn schmerzlich vermissten. Sie konnten, d. h. ihre dichterisch veranlagten Geister konnten bei dem Ausdruck ihrer Gefühle gegen die wärmende, belebende Sonne, in der sie durchaus keinen Gott erblickt haben mögen, kaum eine Form vermeiden, die auch der Sonne ein Leben zusprach. Wir singen ja ebenfalls den Wald an, als ob er es hörte und verstünde, und halten den Wald deshalb nicht für einen Gott. Das in obigen Versen gespiegelte, von der modernen Wissenschaft sichtbar gemachte Verhältnis der Sonne zum Erdenleben haben die alten Inder schon im Rigveda deutlich genug geahnt. Die alten Iranier verehrten das Feuer, das in den Pflanzen schlummert und in den Tieren brennt, ein Sohn des Wassers ist und selbst im Nabel der Könige wohnt. Der Blitz kommt aus der Regenwolke, der Regen begegnet uns in der durch den Regen hochgeschossenen Pflanze wieder. Dass alles aus Wasser oder Feuer bestehe, konnten schon vor Thales und Heraklit die Indogermanen beobachtet haben. Der Rigveda legt wenigstens diese Vermutung hundertfach nahe; ein Beweis fehlt allerdings. Wie die Germanen nach dem Bericht des Cäsar keinen einflussreichen Priesterstand hatten und mit Opferdienst sich nicht viel abplagten, so ähnlich berichtet auch Herodot über die Perser: sie bauen keine Tempel und Altäre, verfertigen keine Götterbilder, sondern halten das alles für Torheit, weil sie, wie Herodot annimmt, sich die Götter nicht menschenwüchsig vorstellten. Sie stiegen auf die Gipfel der Berge und opferten dem Gotte, indem sie das ganze Rund des Himmels Gott nannten. Sie opferten auch der Sonne, dem Monde, der Erde, dem Feuer, dem Wasser und den Winden von altersher, nach der Bekanntchaft mit den Assyrern und Arabern auch der Urania. Bei den Indern hat sich ein ungeheures Opferwesen erst lange nach der Entstehung des Rigveda entwickelt. Der frischen fröhlichen kriegerischen Zeit des Rigveda folgte die Ausgestaltung eines Opferrituals, das sich wie ein Alp auf die weitere Entwicklung des indischen Volkes legte. Zurückzuführen dürfte diese Entartung auf die Vermischung mit unterworfenen

Digitized by Google

dunkelhärtigen Rassen sein, denn auch die Kelten, die sich über die Urbewohner Frankreichs setzten, bekamen eine mächtige Priesterkaste und waren dem Aberglauben arg dienstbar, dieselben Kelten, die nach der Beschreibung der Alten gross, blond, blauängig waren, aber ganz den Germanen glichen, aber in der unterworfenen Volksschicht einen Anker für Priestertrug dulden mussten. Jedenfalls ist es auffallend, dass Kelten und Inder, die nachweislich eine fremde Urrasse unterwarfen und sich mit ihr vermischten, auch das Opferwesen und den Aberglauben zur verderblichen Entfaltung brachten, während die unvermischt gebliebenen Germanen und die Perser nur einen einfachen Naturdienst kannten, der lange nicht so verstandeswidrig war wie die überlieferten monotheistischen und monopolitschen Religionsformen, deren eine zum Unglück den Germanen mit allen Mitteln der Lüge und des Betrugs aufgezwungen wurde.

Wir sahen eben, dass die Perser das ganze Himmelsrund Gott nannten. Die Inder riefen im Rigveda den Himmel als Vater an: dyaush pitar, was ganz wörtlich Himmels-Vater heisst. Dyaus entspricht genau dem griechischen Zeus, den die Griechen mit Zeu pater anriefen, und dem lateinischen Jov — in Jup-piter, oder dies in diespiter. In der Sprache der Umbrer hatte Juppiter die Form Jupater. Aus dieser Anrede mit „Vater" ersehen wir, dass schon der Indogermane der Urzeit nicht vor der Gottheit wie ein Knecht oder Sünder vor einem strengen Herrn bebte, sondern dass er sich als Kind des Vaters Himmels und der Mutter Erde fühlte. Die Wurzelsilbe in Dyaus, Zeus, Jov- ist div und bedeutet leuchten. Von dieser Wurzel div ist devas der Gott, lateinisch divus göttlich, altnordisch tivar Gott abgeleitet. Hierher gehört auch der Gott, der im Althochdeutschen Ziu hiess, und nach welchem der Dienstag oder Ziestag seinen Namen hat. Eine andre nicht anfechtbare Gleichung, die das Bestehen eines Götterglaubens wahrscheinlich macht, ist das altpersische baga Gott und das altslavische bogu, das ebenfalls Gott heisst. Auch ergiebt die Sprachvergleichung, dass man etwas „heilig" hielt, und dass „Opfer" dargebracht wurden. Zum Schluss sei noch erwähnt, dass das indische Wort für Regen parjanya im Litauischen als Perkunas und im Altnordischen als Fjörgynn, der Donnergott, er-

Digitized by Google

scheint. Der indische Gott Varuna, der Gott des Himmels, ist griechische Uranos. Den Hermeias mit indisch Sarameya, Neptuuns mit apam napat, Athena mit ahana, Minos mit Manu und dem germanischen Mannus in Verbindung zu bringen erlauben die am Buchstaben der Sprachgesetze klebenden Einsprüche eines Teils der Linguisten nicht. Es ist aber gar kein Unglück und keine Schande, wenn nicht erwiesen werden kann, dass die Indogermanen schon den ganzen Götterschnickschnack anbeteten, der sich bei den späteren Griechen, Indern, Römern usw. einnistete. Im Gegenteil ist es eine Auszeichnung, wenn die Naturdichtung noch so durchsichtig erscheint, dass man sie eben nur als Dichtung, als poetische Sprache, aber nicht als erdrückenden Götterernst auffasst. Vermutlich — und diesen Schluss darf man wohl aus dem negativen Ergebnis der Sprachvergleichung ziehen — zogen die Indogermanen nicht sonderlich schwer mit weitverzweigtem Aberglauben belastet in die Welt. Wäre schon in der Urzeit der Aberglauben an Götter festgewurzelt gewesen, dann hätte er sich auch wohl für immer erhalten, denn wo die Priester erst einmal ein Volk am Wickel des Aberglaubens haben, da lassen sie es nicht mehr los. Verhältnismässig wenig belastet mit fixen Ideen von allen möglichen Göttern und Teufeln zogen die Indogermanen aus ihren Ursitzen in die Welt und dichteten sich immer neue Geschichten über die Natur, denen das edle Gepräge der Rasse natürlich nicht fehlen konnte und als allen gemeinsam inne wohnte. Erst die Vermischung mit andern nicht indogermanischen Völkern scheint aus den durchsichtigen Naturgeschichtchen ernsthaft geglaubte Götterlehren gemacht zu haben. Wenn wir später bei der Darlegung der Tilakschen Forschungen über die Nordpolheimat der Inder und Iranier finden werden, dass schon in der Urheimat am Nordpol ganze Jahreszyklen von Opfern bestanden, so steht dies nicht im Widerspruch mit den vorstehenden Zeilen. Es kann sich hier nur um Mehr und Minder, um vergleichsweise Verhältnisse handeln. Wir finden heute noch in Deutschland sehr anständige, ehrliche und brave Leute, die nur die Volksschule besucht haben und dennoch ohne vieljähriges Studium sich einen Vers über die Kirchenreligion gemacht haben,

Digitized by Google

d. h. durchaus aberglaubensfrei geworden sind. Ich glaube, es ist keine falsche Projektion in die Urzeit, wenn wir uns diese Geistesanlage auch in ihr vertreten denken, selbst wenn es nur bei einer Minderheit der Fall war. Mag neben krassem Aberglauben an niedere Dämonen der grosszügigere an die einflussreichsten Naturkräfte bestanden und in einem ganzen Opferkalender sich kund gegeben haben: an aberglaubensfreien führenden Persönlichkeiten hat es vermutlich auch in dem Urvolk nicht gefehlt, und die Summe der abergläubischen Vorstellungen war in der Urzeit vermutlich weit geringer als später, nachdem das Missverständnis der poetischen Sprache und die Vermischung mit unterworfenen Völkern ihre schlimmen Früchte gezeitigt.

Wo suchte man früher die Urheimat der Indogermanen?

Wir haben gesehen, dass die Vergleichung der Sprachen zur Erkenntnis eines Verwandtschaftsverhältnisses führte. Von der indogermanischen Ursprache schloss man mit Recht auf ein indogermanisches Urvolk. Man hat sich dabei nicht verschwiegen, dass nicht alle Völker, die heute eine indogermanische Sprache sprechen, auch dem Urvolk entstammen mussten. Es haben ja Vermischungen und Unterwerfungen stattgefunden, und so mag es gekommen sein, dass auch Stämme und Individuen mit andersrassigem Typus eine indogermanische Sprache reden. Dabei ist nicht einmal völlige Übereinstimmung der Ansichten über das körperliche Aussehen des Urvolkes erzielt. Französische und italienische Forscher schildern den indogermanischen Grundtypus anders als deutsche und englische. Waren die Indogermanen Rund- oder Langköpfe, dunkel- oder blondhaarig, schwarz- oder blauäugig, hohen oder mittleren Wuchses? Beide Typen finden wir in Deutschland, aber sie sind einander doch im Ganzen so ähnlich, dass man sie von Mongolen oder Malaien unterscheidet oder mit diesen Rassen nicht verwechselt. Die Homerischen Helden werden als blond geschildert, aus der Mitte des zweiten

Digitized by Google

Jahrtausends vor der Teutoburger Schlacht liegen in Kreta gemachte Ausgrabungsfunde vor, die Menschengesichter zeigen, wie man sie im germanischen oder germanisch stark gemischten Europa findet; aus derselben Zeit stammen mächtige Eichbaumsärge, die in Norddeutschland und Dänemark gefunden wurden; man konnte an dem Haar noch die Blondheit feststellen, und die Grösse des Skeletts sowie die Gestalt des Schädels durchaus germanisch finden. Die alten Kelten werden als blond, blauäugig und grosswüchsig geschildert. Dies dürfte demnach auch der Typus des indogermanischen Urvolkes gewesen sein.

Wo aber hat es gewohnt?

Früher suchte man, zum Teil durch die Bibel, zum Teil durch die weite Entfernung der Inder von den Germanen misleitet, die Urheimat der Indogermanen in Asien. Allmählich verlegte man sie auch nach Europa, Südrussland, Deutschland und Nordeuropa. Im Grossen und Ganzen kann man sagen, dass die Urheimat allmählich immer weiter nördlich gesucht wurde.

Nach Herodot waren die indogermanischen Thrazier, die nördlich von Griechenland wohnten, das zahlreichste Volk der Erde nächst den Indern. Die Wohnsitze der Thrazier bildeten gewissermassen eine Brücke von den europäischen zu den asiatischen Indogermanen. Wer sich daran stösst, dass die Inder aus Nordeuropa oder Deutschland gekommen sein sollten, der bedenke, dass die Kelten im dritten Jahrhundert vor Arminius durch Südrüssland nach der Balkanhalbinsel und nach Kleinasien gelangten, wo sie den Staat der Galater bildeten, dass im Mittelalter Mongolen bis nach Deutschland vordrangen, dass Normannen die Länder und Inseln des Mittelmeers besiedelten und auf Schiffen, die ohne Metallteile hergestellt waren, Amerika entdeckten!

Aus den geschichtlichen Überlieferungen bekommt man den Eindruck einer indogermanischen Nordsüdwärtsbewegung. An vielen Ortsnamen westlich der Elbe erkennt man noch heute, dass einst hier Kelten gewohnt haben. Von den vordrängenden Germanen wurden die Kelten genötigt, nach Spanien und Italien weiterzurücken, Kelten eroberten sogar Rom. Die Griechen sind aus nördlichen Sitzen gekommen. Die Zeit der Völkerwanderung

Digitized by Google

spiegelt ebenfalls das Drängen der Germanen nach Süden; es fehlte ihnen im Norden an Land.

Lässt somit die geschichtliche Überlieferung eine nordsüdwärts gerichtete Bewegung fraglos indogermanischer Völker erkennen, so darf man es schon einmal wagen, die Heimat des Urvolks im Norden Europas oder im westbaltischen Insel- und Küstengebiet zu suchen. Zu diesem Standpunkt bekannte man sich um so mehr, als diejenigen Gründe in Wegfall kamen, kraft deren man früher die Germanen, Kelten, Slaven usw. aus Asien hatte herwandern lassen.

Nämlich das Material, aus welchem in prähistorischer Zeit die Steinwaffen und Steinwerkzeuge in Deutschland gefertigt waren, konnte lange Zeit nicht in Mitteleuropa ausfindig gemacht werden. Man fragte sich, woher stammen die hübschen Beile aus Nephrit, wenn Nephrit nur in Asien gefunden wird? Man nahm an, die Germanen hätten den Nephrit aus Asien mitgebracht, und wie den Nephrit, so auch andre Gesteinsarten, die zu Beilen, Sägen, Hämmern usw. verwandt wurden. Indessen, wer sucht, findet: auch in Mitteleuropa wurden in der freien Natur die fraglichen Gesteinsarten nachgewiesen; der Bedarf in prähistorischer Zeit hatte natürlich mit dem Vorrat der Natur tüchtig aufgeräumt. Dadurch sind nunmehr die Gründe in Wegfall gekommen, die Germanen aus Asien eingewandert sein zu lassen. Man schenkte dem römischen Schriftsteller Tacitus wieder Glauben, der die Germanen als Ureinwohner ihres Landes, nicht als Einwandrer beschreibt. Nun haben in den letzten Jahrzehnten die in allen Städten verbreiteten Altertumsvereine so fleissig nach prähistorischen Altertümern gegraben und gesucht, dass heute eine ungeheure Menge solcher Funde über die prähistorischen Germanen der Stein- und der Metallzeit reichlichen Aufschluss gibt. In den Binnenseen am Fusse der nördlichen Alpen, und in den Schweizer Seen fand man die Überbleibsel reich bevölkerter Wasserdörfer. der sogenannten Pfahlbauten, die im Steinalter und in der Bronzezeit bewohnt wurden. Die hier gefundenen Geräte und Waffen aus Stein und Bronze, sowie die Schmuckstücke vornehmlich aus Bronze stimmen in ihrer Form und ihrem Material überein mit den übrigen in Deutschland gefundenen Gegenständen des Stein-

Digitized by Google

und Bronzealters. Spuren von Pfahlbauten fand man auch in Mecklenburg und von Pfahlbauten jüngerer Zeiten in Brandenburg und Hinterpommern. Ganze Dörfer aus der Steinzeit oder kleine Niederlassungen wurden bei Grossgartach in Württemberg, auf dem Michelsberg bei Untergrombach und in grosser Anzahl in der Umgebung von Worms entdeckt. Man hat die Grundrisse der Hütten und Scheunen feststellen können; man hat wundervoll, bei Worms sogar modern verzierte Gefässe im Schutt der Vergangenheit gefunden und reichliches Materal auch aus den zahlreichen Friedhöfen der Stein- und Bronzezeit gewonnen. Entsprechende Funde wurden in ganz Deutschland gemacht. Für Norddeutschland, Dänemark und Skandinavien waren die Totenhäuser aus mächtigen erratischen Blöcken besonders charakteristisch. In diesen ehedem von Erde umgebenen und zum Teil heute noch in Erdhügeln befindlichen Steinkammern waren oft 50 bis 100 Leichen bestattet. Geben diese Totenhäuser aus Findlingsblöcken, in denen nur Waffen, Geräte und Gefässe aus der Steinzeit gefunden wurden, viel Aufschluss über das Steinalter, so gewinnt man aus den zahlreichen Urnenfriedhöfen, in denen nur die Asche verbrannter Toter mit Schmucksachen und Geräten beigestzt wurde, reichliche Belehrung über die Bronze- und Eisenzeit.

Soweit wir bis jetzt von dem Steinalter sprachen, meinten wir nur die jüngere Steinzeit, das Neolithikum, im Unterschied von der älteren, dem Paläolithikum, welches zwar ebenfalls schon Waffen- und Werkzeuge aus Stein, insbesondere Feuerstein, herzustellen vermochte, aber noch nicht die Töpferei und die Verfertigung formschöner, geglätteter Steingeräte kannte. Diese letztgenannten Künste begegnen uns erst im jüngeren Steinalter, das etwa bis zum Beginn des zweiten Jahrtausends vor Hermann dem Befreier währte. Dieses zweite Jahrtausend gehörte der älteren, das erste Jahrtausend der jüngeren Bronzezeit und in seiner zweiten Hälfte dem Eisenalter an. Die Kulturhinterlassenschaft dieser dreitausend Jahre auf deutscher Erde ist nun im Grossen und Ganzen einheitlich; nirgends lässt sich mit unbestreitbarer Entschiedenheit behaupten, dass etwa ein ganz andres Volk noch nach der jüngeren Steinzeit eingewandert sei und eine neue Kultur mitgebracht habe. Eine solche Kluft befindet sich nur

Digitized by Google

zwischen dem Ende der älteren Steinzeit und dem Beginn der jüngeren Steinzeitkultur, und diese Kluft ist verständlich, weil die Kultur der jüngeren Steinzeit vermutlich von den damals eingewanderten Germanen oder Indogermanen herrührte. Die Dolche, Messer, Sägen, Äxte, Lanzenspitzen und die Tongefässe der jüngeren Steinzeit sind zu einem grossen Teil formschön und kunstvoll gearbeitet. Man sieht, die Hände, die diese Werkzeuge, Waffen und Geräte schufen, gehörten zu Augen, die Freude an schönen Formen und Verzierungen hatten. Im Steinzeitdorf bei Grossgartach zeigte das Wohnzimmer einer Hütte sogar bemalte Wände. In Wasserfarben war aus gelben, roten und weissen Streifen eine Zickzackverzierung hergestellt. Die bronzenen Schwerter, Dolche, Lanzen, Messer, Rasiermesser, Armbänder, Halsringe, Fibeln, Brustplatten usw., die vor 3—4000 Jahren in Deutschland fabriziert wurden, erfreuen heute noch unser Auge durch ihre künstlerischen Formen und Verzierungen. Man kann nicht genug staunen, zu welcher Blüte die Kunstfertigkeit damals schon im prähistorischen Deutschland, zumal auch im Norden Deutschlands, in Dänemark und Skandinavien, gediehen war. Man hat in Norddeutschland und Dänemark eine grosse Anzahl posaunenartiger Trompeten gefunden, die eine erstaunliche Zahl von klangvollen Tönen sich entlocken liessen. Dergleichen Musikinstrumente, wenigstens von dieser Form, haben sich im übrigen bronzezeitlichen Europa nicht gefunden. Dass die vielen Tausende von Bronzesachen zu einem grossen Teil wenigstens einheimische Arbeit waren, dafür zeugen die aufgefundenen Gussformen oder die eigentümlichen, im übrigen Europa nicht nachgewiesenen Verzierungen und Herstellungsweisen. Dass ein lebhafter Handelsverkehr mit dem Süden, Osten und Westen Europas stattfand, kann man aus der Verbreitung charakteristisch gearbeiteter oder verzierter Schmuckstücke und Nutzgegenstände feststellen. Aus dem Norden nahm Bernstein seinen Weg durch Deutschland rheinaufwärts nach Italien; von Italien, ebenso wie aus Südosteuropa und Frankreich fanden Bronzesachen ihren Weg nach Deutschland. Hauptsächlich der Lauf der Flüsse wies dem Handel die Wege; Donau, Main, Rhein, Weser, Elbe, Weichsel waren ja vorzügliche Wasserstrassen. Mit folgenden Worten fasst

Digitized by Google

H. Schumacher seine Untersuchungen über den bronzezeitlichen Handelsverkehr des mittelrheinischen Gebietes zusammen: „Während in der älteren Bronzezeit, also in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr., wohl im Zusammenhang mit den damaligen Völkerbewegungen die östlichen Verbindungen mit dem Donauvolke überwogen, herrschten in der jüngeren Bronzezeit und beginnenden Hallstattperiode, also um die Wende des 2. Jahrtausends, die Beziehungen mit dem Süden, der Schweiz und Oberitalien vor."

Es kann kaum eine grössere Überraschung geben, als wenn man, noch ganz in den Vorstellungen befangen, die uns durch die Berichte Cäsars und des Tacitus über die Germanen übermittelt sind, sich die Kulturüberbleibsel des prähistorischen Germaniens anschaut. Man wird bald inne, dass die Germanen unmöglich die Barbaren gewesen sein können, die das überfeinerte Auge der römischen Offiziere und Beamten zu erblicken glaubte. Mindestens muss man annehmen, dass das Germanien, welches von Cäsar und Tacitus beschrieben wird, damals vielleicht wieder rauhe Kriegsstürme hinter sich hatte. Denn die aufgefundenen Altertümer der dreitausend Jahre vor dem Zusammenstoss mit den Römern zeigen klar und deutlich, dass zwar die Kultur in Germanien nicht entfernt an den Luxus und die Pracht der südlichen und südöstlichen Kulturen heranreichte, sich aber trotzdem in Anbetracht des ungünstigeren Klimas und der kargeren Bodenverhältnisse sehen lassen konnte. Die Wiener Prähistoriker Much drückt in seinem Werke „Die Heimat der Indogermanen" seine Überzeugung dahin aus, dass die jüngere Steinzeit in Europa nirgends eine so hohe Kulturblüte gezeitigt hat wie in Norddeutschland, Dänemark und Skandinavien. Andrerseits zeigt das Steingerät, wie es in einem grossen Teile des übrigen Europa gefunden wurde, eine auffallende Verwandtschaft mit dem im westbaltischen Küsten- und Inselgebiet. „Das südliche Schweden und ein beschränkter Teil von Norwegen, ganz Dänemark mit allen Inseln, das heutige Deutsche Reich, die Niederlande und Belgien, Grossbritannien und Irland, das nördliche Frankreich, die Schweiz und Oberitalien, Österreich-Ungarn, Russisch-Polen und das ganze Quellgebiet des Dnjestr, des Dnjepr

Digitized by Google

und der oberen Wolga, die Balkanhalbinsel mit Griechenland und den Inseln, endlich die gegenüberliegenden Gestade von Kleinasien zeigen in dem zutag getretenen Steingerät eine solche Verwandtschaft, dass man nicht selten, besonders wenn das Material, das ja mehr oder weniger dem Boden der verschiedenen Länder entnommen ist und deshalb wechselt, nicht deutliche Weisung gibt, gar nicht sagen könnte, aus welchem Lande das eine oder das andere Fundstück stamme." Diese über einen grossen Teil Europas verbreitete Gleichartigkeit der Steinzeitkultur und das zahlreichste Vorkommen schönster und vollkommenster Stücke im westbaltischen Länderumkreis bestimmten Much neben anderen Gründen, zu den wir gleich kommen werden, die Heimat der Indogermanen hier oben in Norddeutschland, Dänemark und Skandinavien zu suchen.

Welches sind nun diese andern Gründe?

Zunächst wohnen hier im Norden die verhältnismässig reinrassigsten, unvermischtesten Indogermanen. Von den alten Germanen schreibt Tacitus, dass sie nur ein sich selber gleicher Stamm seien, grosswüchsig, blondhaarig und blauäugig. Von hier aus, als einem Mutterschoss der Völker, ergossen sich seit den Tagen der Cimbern und Teutonen indogermanische Stämme über das Römerreich; von hier aus kamen auf schnellen Schiffen die Normannen bis in das Mittelmeer. Von hier aus haben auch Amerika, Afrika und Australien einen grossen Teil ihrer weissen Bevölkerung erhalten. Da schon in der jüngeren Steinzeit hier oben, wie die Funde lehren, eine verhältnismässig dichte Bevölkerung wohnte, und dies Gebiet durch die Schönheit seiner Erzeugnisse, nämlich der Waffen, Werkzeuge und Geräte aus Stein das übrige steinzeitliche Europa übertraf, so deutet, sagt Much, dies alles daraufhin, dass hier oben die Heimat der Indogermanen zu suchen ist. Aus dem Norden sind die Griechen gekommen, und noch in historischer Zeit hatten sie religiöse Beziehungen zu dem germanischen Norden. Zwischen Deutschland und Griechenland wohnte das zahlreiche, nach den Indern grösste Volk der Thrazier und noch bis nach Kleinasien hinein sind Indogermanen zu finden, denn die Phryger waren ebenfalls Indogermanen. Der Bevölkerungsquell, der in der historischen Zeit vom westbaltischen Län-

Digitized by Google

der- und Inselgebiet sich über Europa ergoss, mag auch schon in prähistorischer Zeit seine Wellen gen Süd, West und Südost entsandt haben. Das Seeklima und das Inselland waren besonders geeignet, eine tatkräftige, unternehmungsfrohe Rasse heranzuzüchten. Ja, Much, ein greiser Gelehrter, der sicherlich nicht unbedacht jünglinghaften Vermutungen anheimfällt, gibt dem Gedanken Raum, dass schon vor 5000 Jahren nordische Seefahrer um Westeuropa herum segelten, ins Mittelmeer und bis nach Ägypten gelangten und den Pharaonen ähnliche Thronstützerdienste leisteten wie später germanische Kriegsknechte den römischen Cäsaren. Dass die ungetrennten Indogermanen Boote und Ruder kannten, lehrt unanfechtbar schon die in kulturellen Nachweisen sonst wenig fruchtbare Sprachvergleichung. Dass die Kenntnis der Metallbearbeitung zum Bau seetüchtiger Boote nicht erforderlich ist, beweisen jene nur aus Holz gefertigten Schiffe, mit denen die Wikinger lange vor Kolumbus Amerika entdeckten. Aus dem zweiten Jahrtausend vor Arminius sind uns in Schweden Felsenbilder von ganzen Flotten erhalten. Auf dem Felsenbild bei Lökeborg in Bohuslän erscheint eine Flotte aus 23 grösseren und kleineren Schiffen. Die grösseren Schiffe sind mit 46, 50 bis 56 Ruderleuten und der entsprechenden Zahl von Krieger- und sonstiger Hilfsmannschaft besetzt gewesen, wenn nicht, wie noch bei Homer, die Krieger selber ruderten.

Was spricht nun dafür, dass die Nordleute schon vor 5000 Jahren die weite Fahrt um Westeuropa herum bis ins Mittelmeer gewagt hätten? Wir müssen uns hier noch einmal mit den Steinkammergräbern, den Riesenstuben oder Hünenbetten, wie sie im Volksmund heissen, befassen.

Die Totenhäuser aus Findlingsblöcken, oder „wissenschaftlich" gesprochen die megalithischen Denkmäler, finden sich in allen Grössen, von den Grabstuben für eine Person bis zu den geräumigen Ganggräbern mit Haupt- und Nebenkammern, alle mit mächtigen Blöcken und viele noch heute mit Erdauffüllung überdeckt, in Norddeutschland, Dänemark, Südskandinavien, Holland und Grossbritannien, dann aber strichweise am Saum der atlantischen Küste Frankreichs, Spaniens und Portugals, ferner, jedoch nicht mehr in der Grösse und der Gestalt der Riesenstuben, auf

Digitized by Google

den Inseln und der nordafrikanischen wie italienischen Küste des Mittelmeeres, ja selbst am Rande des Schwarzen Meeres, in Palästina, Sudan und Indien. Der Übergangszeit vom Steinalter ins Bronzealter scheinen nur solche nordischen Steingräber anzugehören, die ein Loch im Verschlussstein aufweisen; die Zugehörigkeit der übrigen nordischen Totenhäuser zum jüngeren Steinalter ergibt sich aus der Beobachtung, dass bis jetzt noch nirgends in ihnen Gegenstände aus Bronze oder Eisen unter Umständen gefunden wurden, aus denen man schliessen konnte, dass sie zur Zeit der Errichtung und Benutzung der Steinkammern absichtlich hineingelegt worden seien. Wo man ausnahmsweise Bronzesachen fand, zumal in den Erdhügeln, die die Totenhäuser umschliessen, da handelte es sich um sehr späte Nachbestattungen, zu denen man die sonst längst ausser Gebrauch und Mode gekommenen Steingräber benutzte. Dass eine Entwicklung von kleineren Totenhäusern zu den imposanten unterirdischen oder des Erdmantels beraubten Riesenstuben stattgefunden hat, ergibt sich nicht nur aus der einfacheren Bauart, sondern auch aus den in ihnen niedergelegten Beigaben, von denen die Steinbeile mit dünnem Nacken und die Gefässe einem früheren Abschnitt der jüngeren Steinzeit angehören.

Der Versuch, diesen jungsteinzeitlichen Gräberbrauch aus dem Orient herzuleiten als Nachahmung der Pyramiden oder der mykenischen Kuppelgräber, ist als missglückt zu betrachten.

Wäre der Gedanke, die Toten in mächtigen Steinhäusern beizusetzen, aus dem Orient oder aus Griechenland gekommen, so begreift man nicht, warum ein solcher Gedanke, der doch sicherlich andre Gebräuche verdrängen und ältere Anschauungen überwinden musste, den Weg nach Norden finden konnte, während die ägyptischen und mykenischen Kunsterzeugnisse aus Metall, Glas oder Email, die doch zehnmal leichter ihren Weg machen, nach Norden nicht gelangt sind. Das ist ein Widerspruch, der die Herleitung der Totenhäuser aus dem Süden verbietet.

Weniger stichhaltig ist, was Much noch weiterhin ins Treffen führt. Der cyklopische Bestattungsbrauch hätte den Weg um die Westküste Europas herum machen müssen und um so längere Zeit benötigt, in der erst recht Metall-, Glas- und Emailsachen hätten

Digitized by Google

vorauseilen können. Warum sind Kulturerzeugnisse, die sich in Spanien, Portugal und Frankreich gleichzeitig mit den megalithischen Bauten finden, nicht mit diesen zusammen nach dem Norden gelangt, oder doch erst später? Dagegen treffen wir in französischen Steinkammern nordischen Bernstein und in südlicheren Riesenstuben Gegenstände späterer Zeiten als derjenigen, aus welcher die Felsblockbauten stammen. Indessen verwehren diese Gräberbeigaben jüngerer Zeiten nicht, die Errichtung der Riesenstuben in südlicheren Ländern doch in ältere Zeiten einzureihen, denn die merkwürdigen Friedhöfe mochten, ganz wie es in unserer Zeit geschieht, mehrmals geräumt und wieder gefüllt werden.

Erinnern wir uns, dass die norddeutsche Tiefebene ebenso wie Dänemark und Südskandinavien von der Eiszeit her mit Findlingsblöcken übersät war. Heute sind nur noch wenige Reste erhalten, weil das Material zerkleinert und zum Häuser- sowie Strassenbau verwandt wurde, während noch vor hundert Jahren die Riesenstuben in der Provinz Hannover zum Beispiel erstaunlich zahlreich vorhanden waren. Warum traut man nun den Steinzeitleuten, deren technisches Geschick doch aus ihren Steingeräten und Steinwaffen unverkennbar zutage tritt, nicht soviel Grips zu, auf den Gedanken zu kommen, die Toten in grossen Steinkammern zu bestatten, zumal die Natur manchmal durch Zufall schon die Blöcke zu Stuben geschichtet haben mag, und ausserdem die Riesenstuben eine Nachahmung von Höhlen- oder Erdwohnungen sein mochten, in denen die Steinzeitleute wie noch die Germanen der historischen Zeit gelegentlich Schutz gegen Witterungsunbilden suchten? Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen, sei bemerkt, dass die Steinkammergräber nicht etwa plumpe Zusammenstellungen von Felsblöcken, sondern richtige Bauwerke waren, die bereits eine Technik für Fortbewegung und Übereinanderfügung grosser Lasten erforderten.

Viel natürlicher und wahrscheinlicher ist die Herleitung der mykenischen Kuppelgräber und vielleicht selbst der Pyramiden aus dem Norden, denn es ist doch auffallend, dass gerade nordischer Bernstein, dessen nordische Herkunft auch chemische Untersuchung bestätigt, in den mykenischen Kuppelgräbern vorgefunden wird, während mykenisches Metall, Glas und Email im

Digitized by Google

Norden nicht gefunden wurde. Denkt man sich das Volk, das zu den mykenischen Gräbern gehörte, aus dem Norden gekommen, so ist die Erklärung doch einfach die, dass es eben den Brauch oder die Neigung zu dem Brauch, dazu auch den Bernstein, aus dem Norden mitgebracht habe.

Dass auch die Steinkammergräber am Westsaum Europas und an den Küsten des Mittelmeeres, ferner am Schwarzen Meer, in Palästina und Indien auf Nordleute zurückzuführen seien, will Much folgern erstens aus der Analogie mit den kühnen Normannenfahrten, zweitens aus dem viereckigen oder runden Loch im Verschlussstein der Gräber, drittens aus dem auffällig reichen Vorkommen von Gold gerade in den Gräbern der westlichen jütischen und bretonischen Küste, wo solche Südfahrer und Seeräuber gewohnt haben möchten, viertens aus dem Auftreten einer weissen, lockenhaarigen und blauäugigen Rasse in Ägypten. Diese fremdrassigen Leute auf ägyptischen Denkmälern, angeblich Libyer vom Nordrand Afrikas, am Körper tätowiert, kriegerisch gekleidet, wurden schon gegen das Ende des 4. Jahrtausends von König Menes besiegt; ihre Einbrüche aber dauerten fort. Aus Homer wissen wir, dass bei den Griechen ein Seeräuberzug in das reiche Ägypten nichts Ungewöhnliches war. Seit dem König Seti I. werden auf den Denkmälern „Oberste der Fremdenvölker" genannt. Unter Ramses II. erscheinen als ägyptische Truppen Libyer von den Stämmen Quahaq und Maschauascha, darunter das Korps der Schardana, nach Angabe der Denkmäler aus weiter Ferne über See gekommen, grosse, kräftige Männer von ganz unägyptischem Typus und fremdartig bewaffnet. Diese Krieger bildeten die Leibgarde der Pharaonen, und der Geschichtsschreiber E. Meyer dem sich Much anschliesst, vergleicht sie, wie schon oben erwähnt, mit der germanischen Leibgarde der Cäsaren.

Dass nordische Eigentümlichkeiten bis nach Ägypten gelangt seien, dafür hat Ernst Krause (Carus Sterne) in seinen beiden hochinteressanten, von seinen Konkurrenten totgeschwiegenen Werken „Die Trojaburger Nordeuropas" und „Die nordische Herkunft der Trojasage" den Beweis zu führen gesucht. Die ägyptischen Labyrinthe oder Irrgärten, welche in inniger Beziehung zu der Sonnenverehrung stehen und die Wege der Sonne am

Digitized by Google

Himmel darstellen, haben gewissermassen ihr primitives Gegenstück im Norden. Die nordischen, zum Teil noch recht gut erhaltenen Irrgärten, wie z. B. der bei Wisby auf Gotland und der auf einem Steinkreuz von Juleskov auf Fünen, gleichen aufs Haar denen der kretischen Münzen von Knossos. Auf Kreta war ja das berühmte Labyrinth des Minos. Herodot vergleicht das Heiligtum von Saïs mit dem von Delos, Delos aber, der Sitz des Sonnengottes Apollo, hatte religiöse Beziehungen zum Norden, insbesondere zu einem Sonnentempel auf den britischen Inseln. Mit Ernst Krause übereinstimmend meint denn auch L. Wilser (Altgermanische Zeitrechnung, S. A. a. d. XVIII. Bd. d. Vhdlg. d. Naturwiss. Vereins, Karlsruhe, S. 9), dass die Irrgärten, die Sonnenverehrung und die Kenntnis des Sonnenjahres aus dem Norden gekommen seien. Man kann diese Ansicht gewiss ohne viele Mühe dialektisch und mit sachlichen Gründen bekämpfen; aber auch wenn wir sowohl die megalithischen Denkmäler als auch die Irrgärten, die sich ausserhalb des nordischen westbaltischen Länderkreises befinden, als örtlich einheimische, von der Natur an die Hand gegebene Gebilde betrachten, und mithin ihren nordischen Ursprung leugnen, so scheint doch bei reiflicher Überlegung die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass schon in einer grauen Vorzeit Ägypten, wie auch Babylonien, indogermanisch befruchtet worden ist. Daran dürfte jedenfalls nicht zu zweifeln sein, dass ein grosser, wenn nicht der allergrösste Teil der Indogermanen aus dem europäischen Norden, aus Südskandinavien, Dänemark, Norddeutschland gekommen ist.

Es haben die Gelehrten sogar versucht, die Wege der Abwanderung der einzelnen Hauptstämme, der Griechen, Römer, Kelten zu rekonstruieren, indem sie den eigentümlichen Spuren der Verbreitung gewisser Gefässtypen nachgingen. Rhein, Elbe, Oder, Weichsel aufwärts, Donau abwärts führten die Wege zu den Flüssen, die ins Mittelmeer und Schwarze Meer sich ergiessen. Historische Nachrichten, prähistorische Funde und der Umstand, dass heute noch in Europa die Indogermanen am reichlichsten und unvermischtesten wohnen, lassen es ausser Zweifel erscheinen, dass im europäischen Norden jedenfalls ein indogermanisches Abwanderungsgebiet, eine relative Heimat gelegen hat.

Digitized by Google

Halten wir als Ergebnis fest, dass alle Spuren, woher die Völker indogermanischer Rasse gekommen sein mögen, bisher mehr und mehr nach dem Norden gewiesen haben. In Indien, in Turkestan, in Südosteuropa hat man die Heimat früher gesucht; jetzt sucht man sie, nachdem man die ungangbaren Sackgassen verlassen hat, im Norden. Much, der das letzte grössere Werk über die Heimat der Indogermanen veröffentlichte, war für die Insel- und Küstengebiete des westlichen Ostseeteiles. Seiner Anschauung können wir heute nur noch eine relative Richtigkeit zusprechen, seitdem das Werk des Inders Tilak über „The arctic home in the Vedas" vorliegt. Zu diesem wollen wir uns jetzt wenden.

Digitized by Google

4. Tilaks Forschungen im Veda und Avesta.

Die Beteiligung von Asiaten an der Pflege der Wissenschaft ist weder dem Natur- noch dem Altertumsforscher eine fremde und ungewohnte Erscheinung. Im Allgemeinen kann man wohl sagen, dass die freien und politisch selbständigen Japaner mehr an der modernen Naturwissenschaft, dagegen die englisch bevormundeten Inder mehr an der Altertumswissenschaft mitarbeiten. Die Kultur und Literatur der Inder ist aber auch bedeutend älter als die japanische. Die ältesten Lieder der Menschheit, die als wirkliche Poesie in Betracht kommen, finden sich bei den Indern, und zwar in demjenigen Teile ihrer „Veda" (Wissen) genannten heiligen Schriften, der Rigveda heisst. Wie moderne Wissenschaften zum Teil wenigstens leider noch heute von Indern, selbst von gelehrten, den Pândits, getrieben werden, davon berichtet Professor Deussen manches wenig Erbauliche. Astronomie z. B. treiben die noch heute von der Heiligkeit und Ewigkeit des Rigveda überzeugten Inder unbekümmert um kopernikanische und keplerische Entdeckungen! Auch sind die Altertumsforscher unter den indischen Gelehrten dafür bekannt, dass sie für alles Altindische gerne ein möglichst hohes Alter ansetzen. Nun, in der prähistorischen Altertumswissenschaft spukt der lokale und nationale Patriotismus auch in Europa, in Frankreich und in Deutschland. Und was die astronomische Rückständigkeit gewisser Inder betrifft, so trifft dieser Tadel jedenfalls nicht den Verfasser des Buches über die nordpolare Heimat der Indogermanen Tilak. Denn in diesem Buche hat er das Eiszeitproblem auch unter den astronomischen Gesichtspunkten beleuchtet und hier ein schwieriges Kapitel klar und einwandfrei dargelegt, sodass man erstaunt die Vielseitigkeit des Mannes bewundert, der, offenbar von Haus aus Altertums- und Literaturforscher, sich mit sicherem

Digitized by Google

Verständnis auch in die Geologie und Astronomie, soweit sie für sein prähistorisches Gebiet in Frage kommen. eingearbeitet hat. Der Name Tilaks steht auch sonst in europäischen Sanskritistenkreisen in gutem Klang. Im Jahre 1893 veröffentlichte er ein Werk „Orion or Researches into the Antiquity of the Vedas" (Orion oder Untersuchungen über das Alter des Veda). Damals schrieb man den ältesten Liedern des Rigveda eine Entstehungszeit zu, die nicht hinter dem Jahr 2400 vor Arminius zurückläge. Diese Annahme basierte auf willkürlichen Schätzungen. Tilak suchte festeren Boden zu gewinnen, indem er astronomische Angaben in den Vedas ins Auge fasste. Er stellte fest, dass die Sänger jener uralten Hymnen einen Nordpolarstern kannten. Wer nun meint, dass sei nichts Besonderes, weil wir ja ebenfalls einen Polarstern kennen als den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, der irrt sich. Die Achse der Erde erfährt durch die Einwirkungen von Sonne und Mond im Laufe der Jahrtausende Richtungsänderungen, sodass sie keineswegs von jeher immer nach der Stelle unsres Polarsterns zeigte. Frühere Jahrtausende hatten keinen Polarstern, weil an dem Punkte des Himmels, wohin die Erdachse damals wies, kein dem unbewaffneten Auge gut sichtbarer Stern zu erblicken war. Wiederum konnten noch frühere Jahrtausende auch wieder einen Polarstern haben. Die altindischen Priester kannten einen solchen Stern, um den sich der Himmel drehte; dies kann nach astronomischen Berechnungen nur α draconis gewesen sein, der im 3. Jahrtausend vor Arminius das war, was heute der zum Sternbild des kleinen Bären gehörige Polarstern für uns bedeutet.

Diese Feststellung benutzte Tilak, die Entstehung der brahmanischen Spekulation und Kultur in die Mitte des 3. Jahrtausends zu verlegen. Weil sich ihm ferner ergab, dass der Frühlingspunkt während der Entstehung der vedischen Lieder nahe dem Sternbild des Orion sich befand, so schloss er daraus, dass vedische Hymnen (nicht alle natürlich) um das Jahr 4500 vor Arminius gedichtet sein müssen. Tilaks Darlegungen begegneten natürlich Anzweiflungen; aber zur selben Zeit kam der deutsche Sanskritist Dr. Jacobi, unabhängig von Tilak, zu dem gleichen Ergebnis auf Grund astronomischer Erwägungen. Weiteren

Digitized by Google

Zweifeln stand die Entdeckung von Dixit entgegen, der im Schatapathabrâhmana eine Stelle fand, derzufolge die Plejaden damals nie vom Frühlingspunkt wichen. Dies war eine Bestätigung für die Verlegung der Brâhmanakultur (die auf die vedische Kultur folgt) in die Mitte des 3. Jahrtausends. Eine weitere Bestätigung will Tilak sodann in der Feststellung des indischen Astronomen V. B. Ketkar erblicken, der eine Angabe des Taittirîya Brâhmana (III, 1, 1, 5) zum Ausgangspunkte mathematischer Berechnung machte. Der Planet Jupiter, indisch Brihaspati, wurde jener Stelle zufolge zuerst erwähnt, als er den Stern Tishya nahezu bedeckte. Eine solche Beobachtung soll dem genannten Astronomen zufolge etwa um 4650 vor Arminius zu machen gewesen sein.

Für die Zuverlässigkeit Tilaks als eines Sanskritisten und Altertumsforschers spricht wohl am besten das grosse Interesse, das ein so hervorragender Sanskritforscher wie Max Müller an ihm genommen hat. Tilak gibt in Indien eine Zeitschrift (oder Zeitung), den „Kesari", heraus und machte sich im Jahre 1897 der englischen Regierung durch scharfe Kritik ihrer Massnahmen gegen die damalige Hungersnot und Seuchengefahr missliebig. Er bekam wegen aufrührerischer Artikel 18 Monate strengen Kerkers (rigorous imprisonment) aufgebrummt. Auch in Indien werden politische „Verbrecher" gleich dem gemeinen Missetäter behandelt. Aber dank den Bemühungen Max Müllers für den Verfasser des „Orion" gestattete die Regierung dem indischen Gelehrten, im Gefängnis seinen Vedastudien obzuliegen und wenigstens einige Stunden der Nacht bei Licht zu lesen. Dank auch den weiteren Bemühungen Max Müllers und dem Eintreten der ganzen indischen Presse erhielt Tilak schon nach 12 Monaten die Freiheit wieder. In einem Dankschreiben an den berühmten Oxforder Gelehrten legte Tilak in knappen Zügen das Ergebnis seiner letzen Vedaforschungen dar, wonach die Indogermanen vom Nordpol hergekommen seien. Es war nicht zu erwarten, dass M. Müller auf eine blosse Beweisskizze hin der Polartheorie, die ihm Tilak vortrug, den Segen geben würde. Vielmehr war es schon Anerkennung genug, wenn dieser Hauptvedaforscher die M ö g l i c h k e i t der Tilak'schen Veda-Auslegung zugab, aber den Widerspruch der Geologen befürchtete, der, wie hier gleich

Digitized by Google

bemerkt sei, auf sehr schwachen Beinen zu gehen gehabt haben würde. Leider starb Max Müller, ehe ihm Tilak das Werk unterbreiten konnte, dessen Beweisführung wir hier so knapp wie möglich reproduzieren wollen.

Tilak hat seinen Untersuchungen über den Veda ein Kapitel vorausgeschickt, in welchem er mit bewunderswerter Klarheit und, wie mir ein astronomischer Fachgelehrter bestätigte, durchaus richtig und einwandfrei die Frage der Eiszeiten auch von astronomischem Standpunkt aus erörtert. Da weder die Geologen noch die Astronomen mit dem Eiszeitproblem zu einer befriedigenden Lösung gekommen sind, so wollen wir hier von weiteren Ausführungen über die Zeit und Dauer der letzten Vereisung des Nordpols Abstand nehmen. Es genüge zu betonen, dass nach dem heutigen Stand unsrer Kenntnis vom Nordpol nicht daran zu zweifeln ist, dass früher einmal ein warmes Klima auch hoch im Norden geherrscht habe. Versteinerungen von Tieren und Pflanzen reden diesbezüglich eine einwandsfreie Sprache. Nach den Berechnungen früherer Geologen, die sich auf höchst unzuverlässiges Material stützten, sollte das Ende der letzten europäischen Vereisung 10—80 000 Jahre zurückliegen. Tilak schliesst sich, von seinem Standpunkt mit Recht, den neueren Schätzungen nüchterner amerikanischer Geologen an, die etwa 10 000 Jahre seit dem Ende der letzten Vereisung verstrichen sein lassen. Aber vielleicht haben die Forschungen Tilaks den Geologen und Astronomen zu zeigen, dass selbst diese 10 000 Jahre noch zu hoch gegriffen sind. Wie mir scheint, haben die Aufstellungen Tilaks über die nordpolare Herkunft der arischen Inder und überhaupt der Indogermanen mehr Hand und Fuss, will sagen Beweise, für sich als die auf höchst vagen, schwanken Grundlagen luftig aufgeführten geologischen und astronomischen Berechnungen.

Digitized by Google

5. Vom Veda.

Die Beweise für die nordpolare Heimat der Indogermanen holt Tilak aus dem Veda, der Bibel der Inder, und dem Avesta, der Bibel der alten Perser. Bisher unerklärt gebliebene Stellen erhellt er durch das Licht seiner Polarhypothese, die man früher nicht zur Erklärung heranzuziehen gewagt hatte, weil man nicht wusste, dass am Nordpol auch einmal ein milderer Himmel leuchtete. Was bei uns die Bibel ist, oder gewesen ist, das bedeutete den Indern der Veda, ein Schriftenkomplex vom mehrfachen Umfang der Bibel, dessen heiligstes, als göttliche Offenbarung absoluter Wahrheit geltendes Buch, der Rigveda, eine Sammlung von rund 1000 Liedern ist, welche für die älteste Religionsgeschichte einen unschätzbaren Wert hat. Im Rigveda schimmert noch deutlich und unverkennbar der Naturhintergrund der Götter durch. Der Rigveda zeigt die alten Inder noch als ein frisches, tatkräftiges, ritterliches Volk. Es wohnt noch „im Land der sieben Ströme", in der Nordwestecke Indiens, damals noch nicht in Kasten geteilt. Viele Lieder muten uns als Geist von unserem Geist an und erinnern an die homerischen Gesänge. Unter Umständen treibt der vedische Inder auch mit seinen Göttern Scherz; er ist noch nicht angekränkelt und noch nicht verkommen durch die Vermischung mit den dunkelhäutigen Ureinwohnern, die, wenn vielleicht auch zunächst nur spärlich, bei der Ausbreitung der Arier über das Gangesgebiet und das südlichere Indien erfolgte. Schon 1000 Jahre vor Arminius muss der Rigveda eine heilige Autorität besessen haben. Denn Buddha ent-

Digitized by Google

wickelte seine zur Weltreligion gewordene Lehre im sechsten Jahrhundert vor Arminius in Anlehnung an die Sâmkhyaphilosophie, ein durchaus rationalistisches und atheistisches System, dem wohl bereits die Upanischadlehre oder Vedantaphilosophie, der indische Kantianismus vor Kant, zeitlich vorausging. Zu diesen beiden Lehrgebäuden führten die Spekulationen, die in den Brâhmana genannten Schriften im Anschluss an die Beschreibung und Erklärung des ungeheuer angeschwollenen Opferrituals entwickelt werden. Diese Kulturperiode, in welcher das Volk nach Kasten geschieden ist, hat im Gegensatz zur Kultur des Rigveda etwas Finsteres, Bedrückendes; die Opferritualschriften sind in Prosa abgefasst; man erkennt aus ihnen, wie das früher frische, fröhliche Volk unter die beengende, ausbeuterische Macht des Priestertums geraten ist, offenbar zum Teil infolge der Vermischung mit den dunklen Urrassen Indiens. In den Opferritualschriften und in den angehängten philosophischen Spekulationen erscheint der Rigveda schon als unantastbare Autorität. Man wird also, um die Entwicklung vom Rigveda bis zur Samkhyaphilosophie und der Buddhalehre zu begreifen, gut und gern ein halbes Jahrtausend dazwischen anzusetzen haben. Nun ist der Rigveda eine Sammlung von Liedern, die wohl nur im Zeitraum mehrerer Jahrhunderte entstanden sein können, ja eine vieltausendjährige Entwicklung der Sprache, der Versmaasse, der dichterischen Wendungen zur Voraussetzung haben. Der Rigveda ist noch bei weitem nicht völlig erklärt, weil eben Verse miterhalten worden sind, die von den alten Indern selbst nicht mehr verstanden wurden.

Obwohl uns das vedische Volk in vielen Hymnen als ein frisches, gesundes Naturvolk erscheint, war es doch kein wildes, sondern ein bereits kultiviertes Volk. Es wohnte in Städten und Dörfern, von Königen beherrscht, die bereits die Kunst zu leben und leben zu lassen verstanden. Die Lust am Leben, der Überschuss an Kraft äusserte sich in allerlei Veranstaltungen für den Ehrgeiz. Dichter wetteiferten mit Dichtern, wer die Götter und Fürsten am besten besänge und den reichsten Lohn erhielte. Spieler verwürfelten ihre Habe, Helden vertranken ihren Ruhm und Rosselenker wagten im Wettrennen den Hals. Aus den meisten Liedern spricht Kraft und Poesie; neben tiefem Ernst

Digitized by Google

waltet spassiger Humor. Gewiss findet sich in den tausend Hymnen auch viel törichtes Zeug, viel Aberglaube, Roheit und Wüstheit. Aber das Ganze ist bereits Literatur, atmet Geist und Bildkraft. Das stimmt auch zu der materiellen Kultur, denn das Haus enthält in der Regel vier Räume: das Wohngemach mit dem Herdfeuer, das Frauengemach, die Vorratskammer und den Schuppen. Bänke und Tragsessel, Betten und Polster, Kopfkissen und Decken werden als Möblierungsstücke erwähnt. Haupterwerbszweig ist die Zucht des Viehes: der Kühe, Rosse, Schafe und Ziegen. Der Acker wird mit ehernem Pfluge durchfurcht, das Mähen des Getreides mit der Sichel, das Dreschen und Worfeln, das Zerkleinern der Kerne zwischen zwei Steinen ist bekannt. Mehl wird mit Milch oder Butter zu Brei und Kuchen verarbeitet. Als Gewerbetreibende und Handwerker erscheinen Zimmerleute, Töpfer, Schmiede, Weber, Färber, Schneider, Quacksalber. Der Schmied bedient sich eines Vogelfittigs als Blasebalg, um das Metall glutflüssig zu machen. Ein gar launiges Lied des Rigveda (9, 112) gibt ein Bild der Berufsverzweigung. Wir bringen es hier nach der Übersetzung Paul Deussens, der in den beiden ersten Bänden seiner Geschichte der Philosophie die Inder als erster Sachkenner behandelt:

Gar mannigfach ist unser Sinn,
Verschieden, was der Mensch sich wünscht;
Radbruch der Wagner, Beinbruch der Arzt,
Der Priester den, der Soma presst.
Dem Indra ströme Soma zu!

Der Schmied mit dürrem Reiserwerk
Mit Flederwisch als Blasebalg,
Mit Ambossstein und Feuersglut
Wünscht einen, der das Gold nicht spart, —
Dem Indra ströme Soma zu!

Ich bin Poet, Papa ist Arzt,
Die Küchenmühle dreht Mama,
So jagen vielfach wir nach Geld,
Wie Hirten hinter Kühen her, —
Dem Indra ströme Soma zu!

Digitized by Google

Das Streitross wünscht den Wagen leicht,
Zulächeln, wer Anträge stellt,
Hirsutam vulvam mentula (unübersetzbar!)
Es wünscht der Frosch den Wasserpfuhl, —
Dem Indra ströme Soma zu!

Die vielleicht zartesten und schönsten Hymnen des Rigveda sind an die Uschas gerichtet. Dies Wort bedeutet Morgenröte und hängt mit unserm Osten und Ostern zusammen, indem in allen drei Worten die erste Silbe Leuchten, Aufleuchten bedeutet. Auch die lateinische Aurora und die griechische Eos sind ganz dasselbe. Die Morgenröte erscheint „ewig jung und schön, nicht alternd, eine holdselige Jungfrau, die ihre Reize der Welt enthüllt, indem sie, die Schwester Nacht ablösend, aus den Dünsten des Ostens hoch und höher emporsteigt, um mit ihren Lichtwellen Himmel und Erde zu übergiessen." Wie in der Mythologie der Inder, so erscheint auch in der Mythologie der Griechen und Germanen die Morgenröte als die Jungfrau, der der Sonnengott als Liebender folgt, ohne sie je erreichen zu können. Die herzbrechendsten Liebesgeschichten sind aus dem Naturvorgang der Dämmerung und des Sonnenaufgangs gemacht worden.

Die zahlreichsten Lieder des Rigveda gelten dem Gewittergott Indra. Wie die irdischen Kämpfer, deren Vorbild und Anführer er ist, stärkt sich auch der Gott zu seinen Kämpfen mit einem tüchtigen Trunk Soma's, wie wir eben als Refrain lasen: Dem Indra ströme Soma zu! Neben den zahlreichen Liedern zum Preise seiner Taten finden sich aber auch schon im Rigveda, als Zeichen, dass man den Gott nicht knechtisch fürchtete, vielmehr, wenigstens soweit die erleuchteteren Köpfe in Betracht kamen, als Erdichtung empfand, allerhand Verulkungen, so das Lied Rigveda 10, 119, das dem Indra in den Mund gelegt, einen rülpsartigen Refrain wiederholt, wodurch der Gott als schwerbezecht und somatrunken erscheint:

Jetzt wär ich in der Laune wohl,
Ein Ross zu schenken, eine Kuh!
O ha! kommt das vom Somatrank?

Digitized by Google

Wie Winde stürmen ungestüm
Hat mich der Trunk gerüttelt auf.
O ha! kommt das vom Somatrank?

Der Trunk hat mich gerüttelt auf,
Wie schnelle Rosse einen Karr'n.
O ha! kommt das vom Somatrank?

Da brüllt ja ein Gebet mich an
Wie eine Kuh ihr liebes Kind.
O ha! kommt das vom Somatrank?

Ich wirble wie ein Drechsler rund
In meinem Herzen das Gebet.
O ha! kommt das vom Somatrank?

Nicht wie ein Sonnenstäubchen gross
Erscheint mir jetzt das Menschenvolk.
O ha! kommt das vom Somatrank?

So gross sind Erd' und Himmel nicht
Wie eine Schulter hier von mir.
O ha! kommt das vom Somatrank?

Lang bin ich bis zum Himmel hoch,
Breit wie das ganze Erdenrund.
O ha! kommt das vom Somatrank?

Jetzt will ich mal die Erde gleich
Umschmeissen linkshin oder rechts.
O ha! kommt das vom Somatrank?

Mich brennt's, der Erde ein's zu haun,
Dass sie zerfliegt nach rechts und links.
O ha! kommt das vom Somatrank?

Beug ich mich halb zum Himmel raus,
Kann bis nach unten langen ich.
O ha! kommt das vom Somatrank?

Digitized by Google

Ich bin der Grosse, Grosse ich,
Bis in die Wolken rag ich auf.
O ha! kommt das vom Somatrank?

Ich geh' nach Haus! Ich hab genug!
Den Göttern bring ich noch was mit!
O ha! kommt das vom Somatrank?

Wir werden im Anhang sehen, dass schon in den Hymnen des Rigveda der Versuch gemacht wird, die Gefahr zu beschwören, die aus missverstandener Vermenschlichung von Naturerscheinungen und dichterischer Behandlung entspringt: die Gefahr nämlich, dass die erdichteten Götter für wirkliche übermenschlich-menschliche Wesen gehalten und abergläubisch-knechtisch verehrt werden. Gegen den Vielgötterhokuspokus wenden sich schon einige Rigvedahymnen, und Paul Deussen spricht demgemäss mit Recht von einer „Philosophie des Rigveda": Verwerfung der Vielgötterei und Einsicht in den Wert der Mitleidsmoral kommen schon in diesem ältesten Liederbuch der Menschheit zum Durchbruch, lange vor Buddha und dem Chinesen Lao-tze, der da lehrte: Vergilt Feindschaft mit Güte, und noch länger natürlich vor dem Ursprung des Christentums. Doch davon im Anhang noch Einiges; jetzt wollen wir uns zu der Beweisführung Tilaks wenden.

Digitized by Google

6. Vom Rädergleichnis und der Götternacht.

Je weiter wir auf unsrer Erde nach Norden gehen, um so höher rückt der Polarstern am Himmel hinauf. Denken wir uns an den eisigen Nordpol versetzt, dann würden wir während der langen Winternacht den Polarstern senkrecht über unserem Kopfe erblicken und die Fixsterne in wagrechten Ebenen ihre Kreise um den Polarstern beschreiben sehen. In unsern Breiten gleicht die Drehung des Himmelsgewölbes mit seinen Sternen der Drehung eines Regenschirmes, dessen Stock wir auf unsre Schulter schräg angelehnt haben und um seine Achse laufen lassen, wie wir das oft spielend zu tun pflegen; am Nordpol aber gleicht die Himmelsdrehung dem rotierenden Schirme, dessen Stock wir senkrecht in der Hand halten. Wo der Stock das Stützgerippe des Schirmes trägt, da müssen wir uns den Nordpolarstern vorstellen, und wo die Hand den Griff umfasst, die Erde. Legen wir den Stock wagrecht über die Schulter und lassen wir nun den offenen Schirm Drehungen um die Stockachse beschreiben, so mag uns dies die Himmelsdrehung verdeutlichen, wie sie am Äquator der Erde erscheint: der Polarstern am Horizont und die Bahnen aller Fixsterne als senkrechte Halbkreisbogen über unserm Kopfe; keinen einzigen Fixstern sieht man am Äquator einen vollen Kreis am Himmel beschreiben. Noch deutlicher macht man sich unser Gleichnis, wenn man sich den Schirm zu einer Hohlkugel vollständig geschlossen denkt.

Gelegenheit, in ununterbrochener Beobachtung ein Sternbild am Himmel einen völligen Kreis beschreiben zu sehen, gibt es nur dort, wo die Nacht mindestens 24 Stunden bis zu mehreren

Digitized by Google

Monaten beträgt: an und um den Nordpol. Dagegen sehen die Menschen am Äquator kein einziges Sternbild länger als denjenigen Bruchteil des 24stündigen Tages, der die Nacht bedeutet.

Statt nun zu sagen, dass dem Beobachter am Nordpol die Fixsterne Kreise zu beschreiben scheinen, kann man auch sagen, sie beschreiben Räder — Räder, die sich um die Weltachse drehen, um eine Achse, die sich als Verlängerung eines aufrechtstehenden Nordpolbeobachters bis zum Polarstern auffassen lässt. Auch in unsern Breiten kann man wohl durch Überlegung und durch vergleichende, viele Nächte hindurch angestellte Beobachtungen zu der Erkenntnis kommen, dass gewisse Sterne und Sternbilder Kreise oder Räder beschreiben, aber dem unmittelbaren Augenschein ist es nicht gegeben, weil bei uns die Nächte nie 24 Stunden lang werden. Auch ist es Beobachtern in unsern oder in südlichen Breiten nicht möglich, sich selber als kleinen Teil der Weltachse zu empfinden, um den sich das Himmelsrad dreht. Nur der Beobachter am Nordpol oder auch Südpol vermag dies.

Nun finden sich im Rigveda einige ganz merkwürdige Stellen.

Da heisst es (X, 89, 4) von dem Gott Indra, er halte mit seiner Kraft Himmel und Erde auseinander wie mit einer Räder tragenden Achse. Das Gleichnis von den Rädern für die Himmelsdrehung findet sich auch an andrer Stelle (X, 89, 2). Vom Gestirn des grossen Bären heisst es (Rigveda I, 24, 10), es stehe hoch am Himmel.

Fassen wir diese Angaben zusammen ins Auge, so sind sie zwar kein Beweis, aber doch ein Hinweis dafür, dass die Verfasser der betreffenden Verse recht weit hoch im Norden, wenn nicht gar am Nordpol gewohnt haben müssen. Man lege sich die Frage vor, wo wohl vor mindestens viertausend Jahren ein Volk am ehesten auf einen solchen Vergleich kommen mochte, den Himmel und die Erde durch eine Radachse auseinandergehalten zu denken; man wird finden, dass sich dieses Gleichnis am natürlichsten und nächstliegendsten einem Beobachter am Nordpol aufdrängen mochte.

Digitized by Google

Ein anderes Charakteristikum als die Kreisbahnen oder Raddrehungen der Sterne sind für den Standpunkt eines Beobachters am Nordpol der über sechs Monate lange Tag und die entsprechend lange ununterbrochene Nacht.

Nun finden sich in der indischen Literatur weitverbreitet die Ausdrücke „Tag und Nacht der Götter" und zwar sind Tage und Nächte von sechs Monaten Dauer gemeint. In dem astronomischen Werke Surya-Siddhanta heisst es: „Am Meru sehen die Götter die Sonne nach nur einmaligem Aufgehen während der Hälfte ihres (Jahres-)Weges beginnend mit dem Widder." Der Berg Meru ist in der späteren indischen Literatur das Heim oder der Sitz aller Götter, den indischen Astronomen aber galt er als Nordpol. Jene Stelle besagt also, das am Nordpol die Götter die Sonne ein halbes Jahr lang erblicken. Ob man hier unter den Göttern, wie vermutet wurde, die Vorfahren der Menschen oder eigentliche Götter verstehen will, bleibt sich gleich, denn wenn die Götter am Nordpol eines halbjährigen Tages sich erfreuten, dann erst recht auch ihre Schöpfer, die Menschen.

Im berühmten indischen Gesetzbuch des Manu heisst es (I, 67) bei der Beschreibung der Zeiteinteilung: Ein (Menschen-) Jahr ist ein Tag und eine Nacht der Götter; folgendermassen sind die zwei geteilt: die Nordwanderung der Sonne ist der Tag, die Südwanderung die Nacht." Die Summe von Tag und Nacht der Götter wird dann als Zeiteinheit für grössere Zeiträume benutzt.

Einen weiteren Beleg finden wir in dem Heldengedicht Mahâbhârata, im Vanaparvan, Kapitel 163, Vers 37, 38: „Am Meru (d. i. Nordpol) gehen Sonne und Mond alltäglich rings von der Linken zur Rechten, und so tun's alle Sterne." Und ferner: „Durch seinen Glanz besiegt der Berg (der Nordpol) so sehr das Dunkel der Nacht, dass die Nacht kaum vom Tag zu unterscheiden ist." Noch weiter unten: „Den Bewohnern des Ortes sind Tag und Nacht zusammen gleich einem Jahr."

Solche Stellen lassen sich doch wohl nur als Urerinnerungen und geheiligte Überlieferungen erklären, denn die Zeit, wo das Epos Mahâbhârata zum Abschluss gelangte, kannte noch keine Polarforschung, und ebensowenig ist anzunehmen, dass man durch

Digitized by Google

mathematisch-astronomische Schlussfolgerungen zu richtigen Vorstellungen über die Tag- und Nachtverhältnisse am Nordpol gelangt war.

In dem Taittirîya Brahmana III, 9, *22*, 1 findet sich die Stelle: „Das was ein Jahr ist, ist nur ein einziger Tag der Götter" (wir fügen hinzu: der Götter, deren Sitz am Nordpol gedacht wurde). Zu dieser indischen Urzeiterinnerung haben die heiligen Schriften der alten Perser eine Parallele; im Avesta heisst es im Vendidad, Fargard II, 40 bezw. 133: „Sie betrachten als einen Tag, was ein Jahr ist." Zum Verständnis dieser Stelle muss man den Zusammenhang berücksichtigen. Die Lichtgottheit Ahura Mazda (Ormuzd) kündigt dem ersten Menschenkönig die bevorstehende Verschneiung und Vereisung des Arierparadieses an, das, wie wir später sehen werden, am Nordpol gelegen zu denken ist. Auf Geheiss der Gottheit macht der König eine Art Schutzbau zur Errettung aller Lebewesen und fragt, woher nun dem Bau das Licht kommen solle. Die Gottheit erwiderte: „Da sind unerschaffene und erschaffene Lichter. Da kann man Sterne, Mond und Sonne nur einmal (im Jahr) auf- und untergehen sehen, und ein Jahr erscheint nur als ein Tag."

Eine solche Charakteristik trifft aber nur für den Nordpol zu, wo ja das Iranier- oder Arierparadies gelegen haben muss, wie wir auch aus andern Stellen der heiligen Parsischriften in Bestätigung der indischen Überlieferungen ersehen. Die Sterne gehen am Nordpol natürlich nicht auf und unter in unserem Sinne, sondern ihr Aufgang ist ihr Sichtbar-, ihr Untergang ihr Unsichtbarwerden.

Auf eine Zweiteilung des Jahres in eine Licht- und eine Dunkelhälfte scheinen auch die vedischen Ausdrücke „Götterweg" und „Väterweg" zu deuten. Der „Götterweg" bedeutete die Zeit des Lichtes, der "Väterweg" die Zeit der Nacht. Es galt für kein Glück, während des „Väterwegs" zu sterben — warum, das wird uns aus der iranischen Überlieferung klar. Im Vendidad, Fargard V, 10 und VIII, 4 wird die Frage erhoben, was der Verehrer Mazdas tun solle, wenn ein Todesfall im Hause eintritt, nachdem der Sommer vergangen und der Winter gekommen ist; und Ahura Mazda antwortet: „In solchem Falle soll in jedem Hause eine

Digitized by Google

Grube gemacht werden, und dort soll man den leblosen Körper liegen lassen für zwei Nächte oder für drei Nächte, oder für einen Monat lang, bis die Vögel zu fliegen, die Pflanzen zu spriessen, die Fluten zu fliessen und der Wind das Wasser von der Erde aufzutrocknen beginnt."

Bedenkt man, dass der Leichnam eines Mazdaverehrers der Sonne ausgesetzt werden musste, bevor er den Vögeln überlassen wird, dann scheint der einzige Grund dafür, die Leiche einen Monat im Hause zu behalten, darin zu liegen, dass dieser Monat ein Monat der Finsternis — der arktischen Nacht also — war.

Digitized by Google

7. Von den vedischen Dämmerungen. Die 30tägige Morgenröte.

Wenn wir die erste Silbe unsrer Wörter „Osten" und „Ostern" sowie das englische east ins Auge fassen, so wird uns die Ähnlichkeit mit der Wurzelsilbe Usch- des indischen Wortes Uschas, d. h. die Morgenröte, alsbald einleuchten. Aus dem Osten kommt uns das Licht, Ostern beruht auf dem Namen einer altgermanischen Frühlingsgöttin und ist das Auferstehungsfest der Natur, der Beginn grösserer Lichtfülle und neu sich regenden Lebens. Uschas war den Indern sowohl die Morgenröte als die Göttin der Morgenröte oder der Dämmerung. Das griechische Wort eos, Morgenröte, und das lateinische aurora hängen ebenfalls mit Osten, Ostern und Uschas zusammen.

Uschas ist im Rigveda eine besonders gefeierte Göttin. Ungefähr 20 Hymnen sind ihr gewidmet und mehr als dreihundertmal wird sie erwähnt, bald in der Einzahl und bald — höchst merkwürdig — in der Mehrzahl.

Wenn man es sich recht überlegt, ist die Verehrung der Morgenröte, wie sie in den Rigvedaliedern zum Ausdruck kommt, im Hinblick auf die rasch verblassende Erscheinung in der heissen und gemässigten Zone recht auffallend. Die Morgenröte ist gewiss eine wundervolle Naturerscheinung, die der Kulturmensch recht selten zu sehen bekommt, da er eingepfercht in die Stein- und Staubmasse einer Grossstadt, häufig gezwungen ist, die erste Nachthälfte noch dem Tag zuzulegen, und den Morgen zu verschlafen.

Aber auch wenn wir uns in ländliche und ursprüngliche Zeiten zurückversetzen, würden wir das vielmalige Erscheinen

Digitized by Google

von Morgenröten oder das regelmässige der Morgendämmerung doch als etwas so Alltägliches empfinden, dass wir schwer begreifen, warum die Rigvedahymnen aus ihrer Uschas soviel Wesens machen.

Viel eher würde uns die Lobpreisung der Dämmerung und der lichtverkündenden Göttin unter der Voraussetzung grosser Seltenheit und überwältigender Eindrücklichkeit dieser Erscheinung einleuchten. Wo ist aber diese Voraussetzung besser erfüllt als in Nordpolargegenden, wo man nach monatlanger Winternacht wirklich allen Grund hatte, die Dämmerung und Rötung am Horizont sehnsüchtig zu erwarten und freudig zu begrüssen. Hier war die Morgendämmerung eine seltene, am Nordpol überhaupt eine nur einmalige Erscheinung im Jahr. Die lange Nacht war nun herum; die Vorbotin der Sonne, die Dämmerung, zeigte sich am Himmelsrand und die Morgenröte blieb lange, nicht nur wenige Minuten oder Stunden, sondern viele Tage lang mit zunehmender Helligkeit sichtbar. Es war eine Erscheinung noch herrlicher fast als die Sonne selbst, und sie hatte die dunkle, monatelange Winternacht zur Folie. Schon allein diese Überlegungen sprechen dafür, dass die Verehrung der Morgendämmerung herdatieren möge aus den Zeiten, wo die indischen Arier und wohl alle Arier überhaupt, im Bereich des Nordpols wohnten.

Aber es gibt auch Beweise dafür.

Dass die Dämmerung keine Erscheinung rascher Vergänglichkeit, sondern längerer Dauer war, dafür spricht zunächst die Stelle aus dem Aitareyia-Brahmana IV, 7, kraft deren vor dem Beginn des sogenannten Kuhgang-Opfers nicht weniger als 1000 Verse (wir würden richtiger sagen Versstrophen) von einem Priester aufgesagt werden müssen und zwar in der Zeit von dem ersten Schimmer der Dämmerung bis zum Sonnenaufgang. Diese Rezitation ist so lang, dass der Priester dabei einer Stärkung bedarf. Trotz der Länge dieser Rezitation kam es aber nach einer Stelle

Digitized by Google

der Taittirîya-Samhitâ vor, dass die Rezitation lange vor Sonnenaufgang beendet war und zur Ausfüllung der Zeit ein besonderes Opfer vorgenommen oder noch weitere Verse hergesagt werden mussten. Im Notfalle sollte der ganze Rigveda rezitiert werden, wozu schon mehrere Wochen erforderlich wären. Was geht nun aus diesen Angaben hervor?

Offenbar hatte man es bei der ersten Übung jener Opfer mit einer ganz anderen Dämmerung zu tun als was in der gemässigten oder heissen Zone darunter verstanden wird — unter Annahme einer tage- oder wochenlangen Dämmerung, wie sie in polaren Breiten erscheint, werden jene Überlieferungen verständlich; eine Unmöglichkeit, 1000 Strophen während des Dämmerns zu rezitieren, besteht dann nicht mehr.

Für eine lange Dauer der Morgenröte spricht ferner der Umstand, dass die Morgenröte oder Dämmerung mehrfach in Zeitabschnitte je nach dem steigenden Grade der Sichtbarkeit zerlegt wird. Für eine uns geläufige Dämmerung hätten diese feinen Unterabteilungen etwas an den Haaren Herbeigezogenes, dagegen für eine Polardämmerung gäben sie einen Sinn. „In früheren Zeiten," so heisst es Rigveda I, 113, 13, „dämmerte die „Göttin Dämmerung" (Uschas) in einem fort (oder beständig)" und anderswo wird sie die beständigste genannt.

Doch fassen wir einen sehr dunklen Vers ins Auge, der verschiedene Übersetzung gefunden hat, Rigveda I, 113, 10. Von zwei Gruppen der Dämmerungen ist da die Rede, von vergangenen und zukünftigen. Zusammengenommen nehmen beide Gruppen einen so grossen Zeitraum ein, dass sie die Frage erwecken, wie lange sie wohl zusammen sein würden — das heisst die Menschen frugen: wie lange wird es währen, bis die Dämmerungen aufhören? So ist der Sinn der dunklen Strophe nach einer Auslegung. In andrer Deutung wäre zwischen die vergangenen und zukünftigen Morgenröten eine lange Pause dazwischen gekommen. Nach dieser letzteren Auslegung findet man nun eine Erklärung für „die lange Pause" in der langen Polarnacht und jene zuvor dargelegte Auslegung deutet fraglos auf eine sehr lange Dauer der

Digitized by Google

Dämmerung hin — wenn von den Dämmerungen in der Mehrzahl die Rede ist, so muss man sich erinnern, dass nach der langen Nordpolarnacht die Dämmerungen um den ganzen Horizont herumwandelten und die Dämmerung ebenso ein astronomischer Zeitbegriff war wie unser Tag von 24 Stunden. Wie immer man nun jenen dunklen Vers deutet, den besten Sinn und überhaupt einen Sinn bekommt er erst unter der Voraussetzung, dass nicht die kurzen Dämmerungen unsrer oder südlicherer Breiten, sondern die tage- oder wochenlang währenden Dämmerungen polarer Gegenden dem Verse zu Grunde lagen.

Ganz unverständlich war den Auslegern des Rigveda bisher der Vers Rigveda VII, 76:

Tânîdahâni bahulânyâsan
yâ prâcînam uditâ sûryasya
yatah pari jâra ivâcaranty
usho dadrikshe na punaryativa

Dies waren wahrlich viele Tage, welche
zuvor (man zählte) bei dem Sonnenaufgang,
um welche du, o Dämmrung, wardst gesehen
wie zum Geliebten wandelnd, nicht ihn meidend.

Nimmt man zur Erklärungsgrundlage die Lehre Tilaks, dass die arischen Inder einst nahe dem Nordpol gewohnt haben, so wird dieser bisher so dunkle Vers durchaus verständlich: Ehe die Sonne aufging, verflossen noch viele Tage, in denen nur die Dämmerung sichtbar war — unter Tagen ist natürlich nur eine Zeit von 24 Stunden zu verstehen, ein Sterntag also: viele Sterntage vergingen vor dem Erscheinen der Sonne und in diesen Sterntagen leuchtete nur die Morgenröte.

Die Nordpolarhypothese gibt also dem Verse einen vollen und ganz ungezwungenen Sinn. Dagegen quälten sich die indischen und europäischen Ausleger, weil sie nicht an nordpolare Möglichkeiten dachten, mit unerlaubten Mitteln, unter Zerrung

Digitized by Google

und Pressung der Worte, den Vers nur wenigstens halbwegs zu erklären, und doch gelang es ihnen nicht. Lässt sich aber der Vers im Lichte der Nordpolarhypothese gut verstehen, dann b e s t ä t i g t er diese Hypothese und gibt eine kräftige Beweisstütze für sie ab.

Man versetze sich in Gedanken in jene ferne Urzeit, wo unsre oder wenigstens der arischen Inder arische Vorväter nach langer Winternacht während der Dämmerung, die sich nach Tagen oder Wochen berechnen liess, bang ausschauten nach dem Auftauchen des goldnen Sonnenrandes. Aus solcher Situation heraus ist ein Vers gedichtet, in welchem der Gott Varuna gebeten wird, er möge von dem ihn Anflehenden alle Sünden, die dieser begangen habe, weit entfernen und ihn nicht für die Sünden andrer büssen lassen. Dann heisst es weiter: „Viele Dämmerungen fürwahr sind nicht ganz aufgeleuchtet. O Varuna, gib, dass wir in diesen am Leben bleiben." Nach den bisherigen Begriffen indischer und europäischer Ausleger musste auf j e d e Dämmerung ein Sonnenaufgang folgen, j e d e Dämmerung musste zu hellem Tage führen. Und nun heisst es hier, v i e l e Dämmerungen seien n i c h t g a n z a u f g e l e u c h t e t, das heisst: seien n i c h t z u T a g e n g e w o r d e n, hätten n i c h t mit einem Sonnenaufgang geendet.

Das war unverständlich und zwang zu künstlichen, an den Haaren herbeigezogenen Deutungen. Denkt man sich aber das Gebet von einem gesprochen, der mit Sehnsucht das Licht der Sonne erwartet und fürchtet, er könne am Ende gar noch vorher sterben, ehe die vielen Dämmerungen — d. h. Dämmerungen so lange wie die Sterntage — ihre Kreise vollendet und der Sonne Platz gemacht hätten, dann bedarf es keiner Auslegerkünste und Bedeutungsunterschiebungen, der Sinn wird völlig klar und befriedigend, auch seelisch uns ausserordentlich nahe berührend. Wen erinnert der Vers in dieser Deutung nicht an Situationen, wie sie ein Dichter einmal mit folgenden Worten schildert (— ich kann leider nur ungefähr den Wortlaut aus dem Gedächtnis geben): Schwankender Steg, erzittre nicht, drohender Fels, zersplittre nicht, Himmel, du grosser, falle nicht ein, ehe ich mag bei der Liebsten sein.

Digitized by Google

Dass man unter den Dämmerungen in der Mehrzahl die vierundzwanzigstündigen Umläufe desselben Zentrums einer Morgenröte am Horizonte zu verstehen hat, ergibt sich nicht nur aus der Unmöglichkeit einer anderen Erklärung.

Vielmehr kommen auch Stellen vor, in denen unmittelbar auf diese Umläufe hingewiesen wird:

„Dieses sind jene Dämmerungen, welche ihre Erscheinung am Horizonte gemacht haben."

Die „Dämmerungen" als einen Puralis Majestatis aufzufassen, wie indische Erklärer wollten, also als ehrenvolle Anrede, wie bei uns etwa gesagt wird „der Herr Doktor wünschen," — das lässt sich für eine frühe Kulturperiode von obendrein grosser Frische und Urwüchsigkeit doch recht schwer denken. Es geht aber auch nicht an, unter den Dämmerungen in der Mehrzahl die täglichen Dämmerungen der gemässigten oder südlichen Himmelsstriche in ihrer Aufeinanderfolge zu verstehen. Denn in jener oben zitierten Stelle weist der Dichter förmlich mit dem Finger auf eine vor seinen Augen sich abspielende Naturerscheinung: „Dieses sind jene Dämmerungen." Von 365 Dämmerungen eines Jahres kann man schwerlich sagen, dass sie vorrücken, wie Männer geordnet zur Schlacht — wohl aber passt dies auf eine Summe von Dämmerungen, die viele Tage hintereinander ohne Unterbrechung am Horizonte umlaufen und eine ununterbrochene einzige Morgenröte bilden, die auf das grosse Ereignis des Sonnenaufgangs nach langer Winternacht vorbereitet. Von den Dämmerungen wird ferner gesagt, sie bewegten sich „in derselben Umfriedigung", sie „strebten nicht noch kämpften sie gegeneinander". Leichter kann man diese Beschreibung auf eine lange arktische Dämmerung beziehen, als auf die 365 Jahresdämmerungen unsres Himmels; freilich könnte man sich auch die Sache für die 365 Jahresdämmerungen zurechtlegen, und Tilak geht in seinem Eifer doch zu weit, wenn er dies für absurd und unmöglich hält; verständlicher aber sind jene Gleichnisse unter der Voraussetzung einer polaren Dämmerungsfolge freilich.

Aus unsern bisherigen Darlegungen ergibt sich jedenfalls eine ungewöhnlich lange Dauer der Dämmerung, die vielleicht nach

Digitized by Google

Tagen, vielleicht aber auch nach Wochen zu bemessen war. Wie lange die Dämmerung anhielt, das erfahren wir aber unmittelbar aus der Taittirîya Samhitâ IV, 3, 11. Dort erscheinen die Dämmerungen als 30 Schwestern; sie gehen rund um in fünf Gruppen, erreichen denselben ihnen bestimmten Ort und haben alle das gleiche Banner. Wir haben es mit einem Dämmerungshymnus zu tun, dessen 15 Verse bei einer gewissen Opferhandlung vorgetragen wurden, mit der man das Hellwerden und die Zerstreuung der Finsternis unterstützen wollte. Der erste Vers spricht nur von einer einzigen, zuerst am Horizont erscheinenden Dämmerung. Im zweiten Vers ist eine Dämmerung dazu gekommen, es sind jetzt zwei oder ein Paar, das denselben Raum bewohnt. Von einer dritten Dämmerung spricht der dritte Vers. Es kommt die vierte und fünfte hinzu, und dann heisst es von diesen fünf Dämmerungen, dass jede fünf Schwestern habe, das macht also $5+5\times5=30$ Schwestern oder fünf Gruppen von je 6 Schwestern; diese fünf Gruppen „gehen herum" und eilen zum gleichen Ziel. Im 9. und 10. Vers bittet der Opferer, dass er und seine Leute mit derselben Eintracht gesegnet werden möchten wie sie unter den Dämmerungen herrscht. Im letzten Vers beschreibt der Sänger noch einmal, dass die Dämmerung mannigfaltig erscheint, obwohl sie nur eine einzige ist. Nirgends ist eine Erwähnung vom Aufgehen der Sonne oder dem Aufleuchten des Sonnenlichtes, und die nachfolgende Erklärung zu den 15 Versen (Taittirîya Samhitâ V, 3, 4, 7) gibt die Bestätigung dafür, dass wir es mit einer dreissig Sterntage währenden Nordpolardämmerung zu tun haben. Es heisst da: „Es gab eine Zeit, wo all dies weder Tag noch Nacht war, ungeschieden; damals sahen die Götter diese Dämmerungen und legten sie nieder, da gab es Licht" (und wie nun die Dämmerungen gelegt wurden, so geschieht es symbolisch mit Steinen); „deshalb leuchtet es denn und zerstört ihm seine Finsternis, für wen diese (Dämmerungssteine) gelegt werden."

Diese Stelle lässt klar erkennen, dass dreissig Dämmerungen die Zeit erfüllten, da es weder Tag noch Nacht war.

Digitized by Google

Wie soll man dies anders verstehen, als dass zwischen der langen Winternacht eines bestimmten polaren Breitegrades und dem ersten Sommertag eine dreissigtägige Dämmerung herrschte, die man als dreissig Dämmerungen oder auch zusammenfassend als die eine Dämmerung bezeichnen konnte. Obwohl sie eine einzige war, so lasen wir ja, schien sie doch mannigfaltig, d. h. liess sie sich als eine Zeit von 30 Sterntagen erfassen.

Dass viele vierundzwanzigstündige Dämmerungen zusammen die Dämmerung nach der arktischen Nacht ausmachten, findet eine Bestätigung in einer Stelle des Taittirîya Brâhmana II, 5, 6, 5: „Diese Dämmerungen eben sind jene, welche zuerst vorschimmerten, die Göttinnen machen fünf Formen (Gruppen also, nach dem obigen); als ewige, werden sie nicht getrennt und kommen nicht zu Ende." Die fünf Formen entsprechen offenbar jenen fünf Gruppen von je 6 Schwestern, zusammen 30 Schwestern, die als nicht getrennt und ohne Ende (das heisst ohne anschliessenden Sonnenaufgang) nur als Teile einer 30tägigen polaren Dämmerung gedacht werden können. Atharva-Veda VII, *22, 2* weist für die Dämmerungen die Eigenschaften „einträchtig" und „miteinander gehend" auf; das lässt sich jedenfalls von den 24stündigen Teilen einer 30tägigen Dämmerung besser sagen als von 365 Dämmerungen unsrer oder südlicherer Breiten.

Die Erklärung, die der berühmte Veda-Kommentator Sâyana von den 30 Schwesterdämmerungen gibt, ist abenteuerlich und absurd, er wusste nichts damit anzufangen; auch seine Deutung auf die dreissig Dämmerungen eines Monates ist verfehlt, denn warum nur 30 und nicht 365 Dämmerungen preisen? Dazu vermag Sâyana keinen Grund anzuführen. Alle angeführten Stellen erhalten somit unter Zugrundelegung der Polarhypothese einen befriedigenden Sinn; mithin bestätigen sie die Richtigkeit dieser Hypothese.

Der Rigveda enthält noch Erinnerungen an die dreissigtägige Dauer der Dämmerung, wenn es VI, 59, 6 von ihr heisst, „sie schritt 30 Schritte" oder I, 123, 8: „Die Dämmerungen . . . gehen rings um 30 Yojana, jede ihren bestimmten Gang" Was unter „Schritten" und „Yojana" zu verstehen sei, dafür gab es bisher

Digitized by Google

keine passende Erklärung; im Lichte der Polarhypothese ist der Sinn klar: die „Schritte" und die „Yojana" sind die 24stündigen Umläufe der 30 Tage währenden Dämmerung.

Auf die Umläufe am Horizont deutet auch Rigveda III, 61, 3 hin, wo der Dämmerung eine Drehung beigeschrieben wird gleich der des Rades, was nie und nimmer auf Dämmerungen gemässigter oder südlicher Himmelsstriche passt, wohl aber auf das 24-stündige Kreisen am Horizont.

Selbstverständlich ist Tilak weit entfernt, behaupten zu wollen, dass wo immer im Veda von Dämmerungen die Rede sei, polare gemeint seien. Nein, er will nur festlegen, dass im Veda, der ja Überlieferungen aus verschiedenen Jahrhunderten oder Jahrtausenden enthält, deutliche Erinnerungen an polare Dämmerungen enthalten sind, Spuren, die von den Indern später gar nicht mehr verstanden und daher ausserordentlich mühsam, gekünstelt und doch unbefriedigt und unzulänglich erklärt wurden. Im Lichte der neuen Hypothese wird aber Dunkles klar, Rätselhaftes verständlich, Unsinn zu Sinn: mithin wird jede befriedigende Erklärung zur Bestätigung der Hypothese.

Eine dreissigtägige Dämmerung, die rings um den Horizont wandert, ist natürlich nur für Gegenden ganz nahe dem Nordpol denkbar. Nun dauert aber die Dämmerung am Nordpol selber 45—60 Tage, je nach der grösseren oder kleineren Umgrenzung, die man dem Begriff „am" Nordpol gibt. Die Dauer der Dämmerung ist abhängig auch von der Strahlenbrechung und mag zur wärmeren Interglazialzeit, da die Arier am Pol wohnten, kürzer gewesen sein als heute. Damit liesse sich der Unterschied zwischen 30 und 45—60 Tagen Dauer wegerklären. Oder aber man lässt die Arier auf einem Breitegrade gewohnt haben, wo die Dämmerung eben dreissig Tage anhält und ebenfalls wie ein Rad um den Horizont sich dreht.

Aus manchen Stellen des Veda geht überdies hervor, dass die Sonne den Harrenden über Erwarten und Gewohnheit spät erschien. Die Verehrer baten dann die Dämmerung, nicht allzulange mehr zu verweilen, damit die Sonne sie nicht wie eine Feindin versenge. Die dreissig Tage mag man dann immerhin als

Digitized by Google

einen Mittelwert betrachten zwischen längerer und kürzerer Dauer.

Jedenfalls aber begreift man erst vom Polarstandpunkt aus die auffallende Verehrung der Morgenröte. Für gemässigte und heisse Zone ist die Morgenröte zwar dem Kulturmenschen, der sie selten zu sehen bekommt, eine reizvolle, dem einfacheren Menschen aber eine sowohl oft verschlafene wie auch zu rasch verblassende Erscheinung, als dass sie ihn zu Vergötterung begeistern könnte.

Digitized by Google

8. Von der Länge des arktischen Sommertages und der arktischen Winternacht.

Finden sich, wie wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben, in den ältesten Überlieferungen der Inder Erinnerungen an eine Dämmerung oder Morgenröte von 30 Tagen, so muss dieser langanhaltenden Dämmerung eine lange Winternacht und ein langer Sommertag entsprochen haben. Eine Bestätigung dafür gab uns schon das Kapitel vom Rädergleichnis und der Götternacht; da für eine so neue Theorie aber wohl kaum genug Beweise gesammelt werden können, so wollen wir in dem vorliegenden Kapitel zuschauen, ob nicht noch andre Erinnerungen an die lange arktische Nacht und den ihr entsprechenden Tag vorhanden sind und nur darauf warten, in das rechte Licht gerückt zu werden.

Im Rigveda gibt es viele Stellen, welche von langer und geisterhafter Finsternis reden, die die Feinde des Gottes Indra schützte. Sie zu beheben, musste der Gott mit den Dämonen oder Dâsas kämpfen, deren Burgen in dieser Finsternis verborgen sein sollten. Indras Erbfeind Vritra, nach dessen Besiegung den Menschen wieder das Sonnenlicht strahlt, lag „in langer Finsternis". Ein andrer Feind Indras wird „in sonnenlose Finsternis" geworfen. Es handelt sich dabei jedesmal um einen Kampf zwischen Licht und Dunkel, bei welchem für Götter die Schrecken einer so kurzen Nacht, wie sie ausserhalb des Polarkreises die Regel ist, kaum in Betracht kommen dürften. Wenn die Finsternis „lange" und „sonnenlos" genannt wird, so ist es mindestens erlaubt, diese Länge und Sonnenlosigkeit in arktischem Sinn auszulegen.

Digitized by Google

Deutlicher immerhin ist eine Stelle Rigveda II, 27, 14:

Adite mitra varunota mṛila
yadvo vayam cakṛimâ kaccidâgaḥ
urvaçyâmabhayam jyotirindra
mâ no dirghâ abhi naçantamisrâḥ.

„Seid, Aditi, Varuna, Mitra! gnädig
Wenn gegen euch wir sündhaft sind gewesen!
Rett' Indra, mich ins weite Licht, das Furcht bannt,
Und schütze uns vor langen Finsternissen!

An andrer Stelle (I, 46, 6) bittet der Fromme um Kraft, die ihn durch die Finsternis tragen möge und VII, 67, 2 heisst es: „Das Feuer begann zu brennen, die Enden der Dunkelheit sind gesehen worden, und das Banner der Morgenröte ist erschienen im Osten."

Was lebt, sucht Rast in ihr, von der kein Ende
zu sehen ist, noch wer getrennt sie halte;
lass unverletzt, o weite dunkle Nacht, uns
dein Ende schaun, dein Ende schaun, du Holde —

so heisst es Atharvaveda XIX, 47. Mit Recht kann man fragen, ob unter einer Nacht, deren Ende als unabsehbar bezeichnet wird (wörtlich: nicht in Sicht ist) — eine solche von weniger als 24 Stunden Dauer oder eine Tage-, Wochen- oder Monate-lange Polarnacht zu verstehen sei. Das Letztere ist doch fraglos das Wahrscheinlichere, obwohl man gewiss von jeder Nacht sagen kann, ihr andres Ende werde nicht gesehen. Wären aber alle kurzen Nächte so gefahrvoll gewesen, dass die Dichter ängstlich flehen, die Gottheit möge sie glücklich die Nacht durchleben lassen, dann könnte man billig bezweifeln, ob je ein Volk solche Zeiten überstanden hätte.

Auch in der Taittiriya Samhitâ I, 5, 5, 4 findet sich eine Bitte an die Nacht: „lass mich in Sicherheit dein Ende erreichen." Dies wird etwas weiter unten damit erklärt, dass früher, in alten Zeiten, die Priester besorgten, es möchte die Dämmerung ausbleiben. Warum aber befürchteten die Priester dies nur früher,

Digitized by Google

wenn auch für frühere Zeiten nur Nächte von weniger als Tagesdauer in Betracht gekommen wären? Bei 365 Nächten in einem Jahr kommt man schnell zur Erkenntnis ihrer Regelmässigkeit und Naturgesetzlichkeit, bei einer langen arktischen Nacht dagegen, also einer einzigen Nacht im Jahre, bedarf es der Überlieferung vieler Generationen, um mit dieser Nachttatsache als einer regelmässigen, gesetzlichen Erscheinung zu rechnen.

> Das Zwillingspaar schafft mannigfache Formen,
> von ihnen leuchtet eins und schwarz das andre;
> zwei Schwestern, was die dunkle und die helle.
> nur einer ist und gross der Geist der Götter,

so lesen wir Rigveda III, 55, 11, und der verehrte Leser wird den Vers nicht gerade sehr klar und sinnvoll finden, höchstens dass er aus dem Zusammenhang mit dem Vorhergenden ahnte, es sei von Tag und Nacht die Rede. Das stimmt auch und zwar handelt es sich um zwei Zwillingspaare, von denen jedes aus Tag und Nacht besteht. Im Rigveda wird, wie Tilak nachzuweisen unternimmt, ein doppeltes Paar von Tag und Nacht unterschieden, und ein solches doppeltes Paar zu unterscheiden gibt nur die Besonderheit arktischer Verhältnisse Anlass. In zirkumpolaren Breiten kann es neben dem Paar, das aus wochenlangem Sommertag und wochenlanger Winternacht besteht, noch ein Paar und zwar ein sich oft wiederholendes Paar von Tag und Nacht geben, wie wir sie kennen. Das erstgenannte Paar lässt sich nur als hell und dunkel, wochenlang, aber von gleicher Länge, das zweite Paar als hell und dunkel, unvergleichlich kürzer, aber von verschiedener Länge charakterisieren. Auf die verschiedene Länge geht die Verszeile „das Zwillingspaar schafft mannigfache F o r m e n". Dass das Sanskritwort für „Formen" die Bedeutung „Länge" annehmen kann, wird von Tilak ausführlich nachgewiesen. Das Zwillingspaar mit den mannigfachen Formen, das als licht und schwarz gekennzeichnet wird, bezieht sich also auf Tag und Nacht, wie wir sie kennen und wie sie auch bis zu einem gewissen Breitegrade noch in zirkumpolarem Bereich zu beobachten sind. Dagegen sind mit den beiden Schwestern, die als dunkel und hell charakterisiert

Digitized by Google

werden, die wochenlange Winternacht und die ihr entsprechende nachtlose Sommerzeit gemeint. Zur Bestätigung dieser Auslegung, die übrigens Fehler vermeidet, die bisher begangen wurden und deshalb die Polarhypothese bekräftigt, führt Tilak noch andre Vedastellen an, wo von einer Nacht und einem Tag gesprochen wird, die nicht unmittelbar aufeinanderfolgen, sondern getrennt sind wie eine wochenlange Winternacht und ein wochenlanger Sommertag. Zum Beispiel heisst es, der Jahresgott habe zwei Münder, und anderswo, er habe zur rechten Seite die helle, zur linken Seite die dunkle Form, also helle und dunkle Form durch die Brust- oder Schulterbreite getrennt. Helle und dunkle Form geht offenbar auf Tag und Nacht und wird von Tilak auf den arktischen Sommer und Winter bezogen, weil die Brust- oder Schulterbreite des Jahresgottes dazwischenkommt. Man wird in diesen Anführungen eine Bestätigung für Tilaks Hypothese erblicken dürfen; freilich zwingend ist in diesem Falle meines Erachtens die Beweisführung keineswegs, aber das schadet nichts, denn eins kommt zum andern und auch hier dürfte gelten: viele wenig machen viel.

Eine sehr deutliche Bestätigung dafür, dass die arischen Vorfahren einen langen arktischen Sommertag kannten, gibt Vers X, 138, 3 des Rigveda. Der betreffende Hymnus feiert die Taten Indras, die alle in luftigen oder dunstigen Regionen verrichtet wurden. Im ersten Vers wird die Tötung Vritras und die Erlösung der Dämmerungen und der gefangenen Wasser erwähnt; im zweiten hilft Indra, dass die Sonne wieder scheint, und nun lautet der dritte Vers, der für uns der wichtige ist, folgendermassen:

> Den Wagen liess der Sonnengott in Himmels Mitte,
> der Arya fand ein Mittel gegen Dâsa
> des trugerpichten Dämons Pipru Burgen
> zerstörte Indra handelnd mit Rijischvan.

Die nächstfolgenden Verse handeln von der Zerstörung der Bollwerke Vritras, der Befreiung der Dämmerungen und der Versetzung der Monde an den Himmel. Wie gesagt, kommt der 3. Vers für uns in Betracht und zwar die erste Hälfte. Der

Digitized by Google

Sonnengott spannte seinen Wagen ab, d. h. machte Rast, inmitten des Himmels, nicht bei Sonnenuntergang oder am Horizont. Währen der Wortlaut nur diese Übersetzung zulässt, waren die Ausleger in Verlegenheit, was man nun unter diesem Verhalten der Sonne zu verstehen habe.

Man wollte das Haltmachen des Sonnengottes auf eine Sonnenfinsternis beziehen und zog zum Vergleiche eine biblische Stelle heran, wo auf Befehl Josuas die Sonne still stand, bis das auserwählte Volk sich an seinen Feinden gerächt hatte: so habe auch hier die Sonne Halt gemacht, um ihrer Lieblingsrasse, der arischen, zum Sieg über die Dâsas zu verhelfen. Bei einer so kurzen Erscheinung wie einer Sonnenfinsternis wäre es aber ein sehr kühnes Gleichnis, vom Abspannen des Sonnenwagens, d. h. also von Nichtfortsetzung der Sonnenreise zu sprechen, und der Vergleich mit der biblischen Erzählung ist deswegen schon hier unstatthaft, weil nirgend sonst im Veda davon erzählt wird, die Sonne habe dem Arier zu liebe etwas ganz Aussergewöhnliches getan. Der berühmte indische Kommentator Sâyana gibt eine noch gewaltsamere, durch die sprachliche Bedeutung der Sanskritworte nicht zu rechtfertigende Erklärung.

Dagegen findet Tilak unter Zugrundelegung der Polarhypothese eine sehr einleuchtende Deutung unsrer zwei Verszeilen. Zunächst zieht er die Rigvedastelle VII, 87, 5 heran. Dort wird von Gott Varuna gesagt, er habe die Sonne am Himmel sich wiegen lassen gleichwie eine Schaukel. Das Haltmachen des Sonnengottes in Himmelsmitte und das Schaukeln am Himmel bezieht sich beides auf die Bewegung der Sonne während des langen arktischen Sommertages. Die Sonne kreist in gewisser Höhe über dem Horizont, ohne wie bei uns deutliche Bogen zu beschreiben und auf- und unterzugehen; im Gegensatz zu den rasch vollendeten Bögen der Sonne während der untervierundzwanzigstündigen Tage, die zwischen wochenlanger Winternacht und wochenlangem Sommertag liegen, ist das Kreisen in der für die Sonne erreichbaren höchsten Himmelshöhe während mehrerer Tage oder Wochen etwas dem Schaukeln oder dem Nachlassen früherer rascher Bewegung, dem Ausspannen des Wagens, dem Rasten

Digitized by Google

annähernd Vergleichbares. Der Sonnenstillstand, das solstitium, das scheinbare Stillstehen der Sonne um die Zeit des 21. Juni und 21. Dezember muss für arktische Menschen noch stärker in die Augen fallen; es scheint, als rücke eine Zeitlang die Sonne, ungeachtet ihrer Umläufe, nicht vom Fleck, nämlich nicht vom Fleck dieser Umläufe. Sie steht und bewegt sich zugleich, daher konnte der eine Poet sagen: „Den Wagen liess der Sonnengott in Himmelsmitte" und der andre konnte denselben Vorgang oder Zustand mit einem Schaukeln vergleichen. Diese Auslegung findet eine Stütze durch die richtige Deutung der zweiten Verszeile. Von Ariern und Dâsas, sagt Tilak, ist da gar nicht die Rede; auch haben indische Kommentatoren diese Zeile nicht so ausgelegt, vielmehr ist Arya hier ein Beiname Indra's und Dâsa eine Bezeichnung für einen Feind Indras, nämlich für den Pipru, der im gleichen Verse noch ausdrücklich genannt wird. Es wird hier ein Sieg Indras über den Dâsa Pipru gerühmt, nicht aber der Sieg des Ariers über ein Dâsavolk, was übrigens umso merkwürdiger wäre, als der ganze Hymnus die Taten Indras feiert, eines Gottes, und nicht der Menschen. Indra's Feind ist der Dâsa, der die lange Nacht bringt und sich in den Burgen der tage- oder wochenlangen ununterbrochenen Nacht birgt. Der Arya Indra erfindet als Gegenmittel gegen diese Dâsa-Tat den tage- oder wochenlangen ununterbrochenen Sommertag, an welchem der Sonnengott den Wagen lösen und in gewissem Sinne ruhen lassen kann. Die lange Winternacht, das Werk des Dâsa, wird wettgemacht durch das Stehenbleiben der Sonne am Himmel während des arktischen Sommers. Diese Erklärung, die Tilak gibt, kann man als das Muster einer Auslegung betrachten. Im Besitz des richtigen Schlüssels, nämlich der Polarhypothese, kommt der scharfsinnige Inder zu einer vorzüglichen und ungezwungenen, aufs Höchste befriedigende Deutung; jedes Wort und jede Zeile, anfänglich dunkel, wirr und unverständlich, erstrahlt nun in hellem Licht; es lässt sich wohl nicht gut länger bezweifeln, dass der hier behandelte Vers eine deutliche Erinnerung an die Nordpolarheimat der arischen Inder, und somit wohl auch der Arier oder Indogermanen überhaupt, enthält.

Digitized by Google

Fassen wir zusammen! Wir sahen, dass der Rigveda zwei verschiedene Paare von Tag und Nacht erwähnt. Das eine Paar repräsentierte die gewöhnlichen Tage und Nächte, wie sie uns geläufig und wie sie auch noch in polaren Breiten vorkommen; das andre Paar, die rechte und linke Seite des Jahrgottes, zeigte den langen arktischen Tag und die zugehörige Nacht an. Die Taittirîya Samhitâ enthält in klaren Ausdrücken eine Überlieferung, in früheren Zeiten sei die Nacht so lang gewesen, dass die Menschen befürchteten, die Dämmerung möchte nicht kommen. Ferner ist im Rigveda von „langen Nächten", von „langer und geisterhafter Finsternis", von langer Reise der Sonne die Rede. Bitten werden an die vedischen Götter gerichtet, sie möchten ihren Verehrer befähigen, „in Sicherheit das Ende der Nacht zu erreichen, deren andre Grenze nicht gesehen wird." Schliesslich erklärt eine Stelle ausdrücklich, dass die Sonne inmitten des Himmels Halt machte und damit das Unglück ausglich, das der Dämon verursachte, indem er die lange Nacht brachte. Ausser den Stellen also, die für die lange Dauer der Morgenröte sprechen, haben wir genügende davon unabhängige Beweise oder Beweisstützen, dass im Veda noch eine Erinnerung an arktische Verhältnisse in Bezug auf Tage und Nächte erhalten ist.

Die Fruchtbarkeit der Tilakschen Hypothese wird von ihm sofort noch an einem andern Charakteristikum der Zirkumpolarerscheinungen klar gemacht. Befindet man sich am Nordpol, so geht die Sonne unmittelbar im Süden auf und nach Verlauf des langen arktischen Tages auch im Süden unter. Schon dies lässt die indische Ausdrucksweise von einem Süd- und Nordweg der Sonne leicht begreiflich erscheinen. Geht man vom Nordpol südwärts, bleibt man aber immer noch in zirkumpolarem Bereich, dann geht die Sonne mehr und mehr südöstlich auf, man hat sie zur rechten Hand, wenn sie aufgeht. Das vedische Sanskritwort für r e c h t s dakshina bedeutet auch s ü d l i c h, wie es ähnlich auch in andern arischen Sprachen der Fall ist, und dakshinâ bedeutet das Geschenk, der Priesterlohn. Dass die Priester sehr auf Honorar für ihre Opferbemühungen hielten und für zahlungsfähige Leute besonders gern zu Diensten bereit waren, liegt in der Natur

Digitized by Google

der Sache, aber man kann, wie Tilak wohl nicht mit Unrecht meint, die oft weitgetriebene Geschenkgier zu einem Teil auch aus falscher Wortdeutung, verkehrter Etymologie erklären. Wenn es zum Beispiel einmal heisst, die Sonnen leuchten nur für die dakshinâ-vats, so ist die Erklärung „die Sonnen leuchten nur für die Zahlungsfähigen" vermutlich falsch; dakshinâ-vat hat nichts mit dem Priesterlohn, sondern mit der südlichen Himmelsrichtung zu tun. Der Sonnengott sûrya wird (Rigveda III, 58, 1) der Sohn der Dakshinâ genannt und diese Dakshinâ, eigentlich die Rechte oder die Südliche, soll die Morgenröte sein, also der Sonnengott der Sohn der Morgenröte, poetisch ganz richtig.

Warum heist aber wohl die Morgenröte die „Südliche"? Deutet dies nicht daraufhin, dass für Menschen, die vor der letzten Eiszeit am Nordopl wohnten, die Sonne nach der langen Winternacht im Süden aufging, desgleichen natürlich auch die Morgenröte? Aus dem ursprünglichen Satz „Die Sonnen leuchten nur für die Südlichen (= Südleute)", (nämlich im Winter), ist später, als man die Nordpolheimat ganz vergessen hatte, die Deutung herausdestilliert worden: die Sonnen sind durch Opfer nur für die „Zahlungsfähigen, oder Reichen (dakshinâvat) zum Leuchten zu bestimmen."

Das war Priesterphilologie, die sich nicht schlecht bezahlt machte. Aus dakshinâvat, der Südliche, wurde dakshinâvat der Freigebige, der Zahlungsfähige. Wie Fossile uns Kunde von früheren Erdaltern geben, so bergen oft auch die Worte einen Sinn, den sie Jahrtausende zuvor hatten. Wir können deshalb aus dem Bedeutungswandel von dakshinâ die Rechte, die Südliche, der Priesterlohn zurückschliessen auf das Erscheinen der Morgenröte und Sonne nach arktischer Nacht im Süden. Die Tatsache, dass der Norden auch als der „obere", der Süden als der „untere" bezeichnet wird, lässt sich in gleichem Sinne deuten. Nur für einen Beobachter am oder nahe dem Nordpol kann der Norden der „obere" und der Süden der „untere" sein. In der späteren indischen Literatur findet sich auch eine Überlieferung, wonach der Pfad der Sonne durch Regionen „niedriger als der grosse Bär" geht. Dieses „niedriger als der grosse Bär" ist nur verständlich vom Standpunkt eines, dessen Zenith im grossen Bären oder

Digitized by Google

zwischen diesem und dem Nordpol liegt — ein Standpunkt, der wieder nur im zirkumpolaren Bereich möglich ist. Wir haben früher schon einmal gesehen, dass im Rigveda der grosse Bär als hoch am Himmel stehend erwähnt wird. Indessen findet sich für jene Überlieferungen, die in der späteren indischen Literatur auftaucht, im Veda kein Beleg.

Digitized by Google

9. Monate und Jahreszeiten als Beweise für die Nordpolhypothese.

Der Aditya Totvogel.

Die Neun- und Zehngänger. Der Langnacht.

Wie der Astronom Lockyer in seiner „Morgenröte der Astronomie" (dawn of astronomy) berichtet, sind die Ägypter in alten Zeiten von einem Jahr mit 360 Tagen zu einem mit 365 Tagen fortgeschritten. Die Erinnerung an die 360 Tage war aber in gewissen Kultgebräuchen gewissermassen fest verankert, und wo irgendwelche Dinge symbolisch 360 Tage repräsentierten, da blieb es bei dieser Zahl trotz der Änderung des Kalenders. Zum Beispiel waren im Osiristempel bei Philä 360 Opferkegel täglich mit Milch zu füllen, bei Acanthus wurde in ein durchbohrtes Fass täglich von einem andern Priester Nilwasser eingegossen und zwar hatten 360 Priester sich abzulösen, bei welcher Zahl es auch blieb, als der Kalender auf 365 Tage abgestimmt wurde. Allgemein festgestellt ist, dass Gebräuche, die mit dem religiösen Glauben zusammenhängen, mit grosser Zähigkeit Urzeiterinnerung bewahren. So hat uns auch das vielfältig ausgestaltete Opferwesen der Inder und ihr reicher Schatz an Mythen und Sagen Erinnerungen an den arktischen Kalender bewahrt.

Nach den Samhitâs und Brâhmanas sollen sich die jährlichen den Sonnenlauf begleitenden sattras, das heisst Opfersitzungen, also die Jahresopfer, über 12 Monate erstreckt haben. Innerhalb des Nordpolbereichs wäre so etwas natürlich nicht so leicht möglich gewesen, denn hier geht die Sonne für eine Zahl

Digitized by Google

von Tagen oder Monaten während des Jahres unter den Horizont hinab und der Lauf einer Sonne, den man nicht sieht, mit Opfern zu begleiten, wäre absurd. Stellt es sich nun heraus, dass die Inder Überlieferungen kannten, wonach die den Sonnenlauf begleitenden Jahresopfersitzungen sich früher nicht über zwölf, sondern über elf, zehn, neun oder acht Monate nur erstreckten, dann muss man sich versucht fühlen, diese kürzeren Opferjahre mit einem Aufenthalte der Opferer in zirkumpolaren Gegenden in Zusammenhang zu bringen. Je nach dem Breitegrad der kalten Zone schwankt die Dauer des Sonnenscheins von 7 bis zu 11 Monaten, am Pol selbst beträgt sie unter Nichtberücksichtigung der Strahlenbrechung nur 6 Monate. Diese Sonnscheinperioden setzten sich aus langem Sommertag und einer Reihe gewöhnlicher Tage zusammen und waren die gegebenen Zeiten für den Opferkult. Eine Morgendämmerung von 30 Sterntagen Länge, wie sie für die Ahnen der Arier in einem früheren Kapitel nachgewiesen wurde, deutet auf eine Nähe am Nordpol hin, wo eine Sonnenscheinperiode nicht länger als etwa 7 Monate dauern konnte. Diese Sonnscheindauer umfasste einen langen Sommertag von 4—5 Monaten und eine Folge regelmässiger Tage und Nächte. Und nun finden wir zu unserem Erstaunen, dass der Rigveda die Erinnerung an eine solche kürzere Dauer der Sonnscheinperiode bewahrt hat.

Es handelt sich hierbei um die Legende von der Aditi und ihren sieben Söhnen, den Adityas, die mit den Sonnen der verschiedenen Monate identifiziert werden. Mehrfach ist im Rigveda von sieben Adityas oder sieben Sonnen oder gewissen Eigenschaften der Sonne die Rede, die eine Siebenfältigkeit ausdrücken. Die indischen Kommentatoren Sâyana und Yâska haben den siebenfältigen Charakter der Sonne von ihren „sieben Strahlen" ableiten wollen; was bedeuten aber diese sieben Strahlen? Soll man annehmen, dass die alten Sänger eine Ahnung von der prismatischen Zerlegung des Sonnenlichtes in die Spektralfarben hatten? Nun, so ganz wie Tilak es tut, möchte ich diese Annahme nicht von der Hand weisen; der Zusammenhang der Regenbogenfarben mit den Sonnenstrahlen mag recht wohl von den alten Sängern schon

Digitized by Google

erkannt worden sein. Dass aber hier an die Farben des Regenbogens nicht gedacht ist, wird, wie Tilak hervorhebt, daraus ersichtlich, dass neben den 7 Sonnen oder Adityas noch von einem achten Aditya erzählt wird. Es heisst Rigveda X, 72, 89, dass von der Aditi acht Söhne geboren wurden; mit sieben ging sie zu den Göttern, den (achten aber) Mârtânda (d. i. Tot-Ei, Tot-Vogel) warf sie weg. In früherer Zeit, so heisst es, geschah dies. Diese Geschichte von der Aditi ist in der vedischen Literatur vielfach behandelt, aber immer höchst unbefriedigend erklärt worden. Ein Erklärungsversuch, so unzulänglich er auch sonst sein mag, ist insofern interessant, als er wenigstens noch eine Spur vom Sachverhalt durchschimmern lässt: Von den acht Adityas soll nämlich einer dauernd am grossen Berg Meru, dem Nordpol der späteren Literatur, zurückgeblieben sein und dort ununterbrochen die Gegend erleuchten, während die sieben andern Adityas ihr Licht von ihm empfangen und allein den Menschen sichtbar sind. Das alte Hundert-Pfade-Brahmana gibt als Zahl der Adityas 12 an und identifiziert sie mit den 12 Monaten des Jahres. Auch die Upanischads erwähnen 12 Adityas und die spätere, nachvedische Literatur tut dasselbe. Eine Erklärung dafür, warum einerseits 7 oder 8 Adityas und der achte als ein Tot-Ei (Mârtânda) erwähnt werden, anderseits aber und zumal in der nachvedischen Literatur 12 Adityas, ist nach Tilak nicht gegeben worden. Die acht Adityas mit acht Kompassrichtungen zu identifizieren, verbietet sich im Hinblick auf die Verwerfung des achten Adityas, des Tot-Vogels.

Den rechten Schlüssel zur Erschliessung des Geheimnisses dürfte wohl Tilak in seiner Nordpolhypothese besitzen. Er weist darauf hin, dass ausdrücklich erwähnt wird, nur in früherer Zeit sei es geschehen, dass Aditi mit sieben Söhnen zu den Göttern kam und den achten verworfen hatte; werden die späteren 12 Adityas mit den Sonnen der 12 Jahresmonate identifiziert, dann muss man die 7, beziehungsweise 8 Adityas mit den sieben oder acht Monaten polarer Sonnenscheindauer gleichsetzen. Dass der achte Aditya als Tot-Ei verworfen wird, bedeutet, dass es kein voller Sonnenscheinmonat mehr war; in ihm begann schon die arktische Nacht. Das war in einer früheren Zeit, heisst es ja.

Digitized by Google

Eine lange Dämmerung von 30 Tagen zeigt eine Sonnscheinperiode von sieben Monaten an. Wir sehen also, dass eine Sache, die bisher dunkel und unaufgeklärt blieb, plötzlich im Lichte der neuen Hypothese von der Nordpolheimat der Arier sehr gut verständlich wird: ein Beweis für die Richtigkeit dieser Hypothese!

Als die arischen Inder die Erinnerung an die nordischen Heimatsverhältnisse eingebüsst hatten, verstanden sie den Mythus von sieben bezw. acht Adityas nicht mehr, oder vielmehr sie verstanden die Zahlen 7 und 8 nicht mehr und ersetzten sie, den Verhältnissen ihrer südlicheren Sitze gemäss, durch die Zwölfzahl. Der achte Aditya, der Mârtânda heisst, das ist Tot-Ei oder Totvogel, erklärt sich noch weiter, wenn man erwägt, dass die Sonne im Rigveda oft als Vogel dargestellt wird. Ein weggeworfener Vogel, ein Tot-Ei, ist die untergegangene, unter dem Horizont verschwundene Monatssonne.

Nicht nur von einer 7 und 8, sondern auch von einer 9 und 10monatigen Sonnenscheindauer sind Spuren im Veda erhalten.

Der Rigveda erwähnt eine Anzahl alter Opferer, die „unsere Väter" genannt werden. Sie sollen in alten Zeiten die Opferkulte eingerichtet haben. Als solche Väter erscheinen Manu, Dadyanch, Atri, Kanva, Atharvan und Angiras. Atharvan ist identisch mit dem Athravan, dem Feuerpriester der alter Perser. Manu, Atharvan und Angiras repräsentierten, wie Tilak meint, Priesterfamilien der noch ungetrennten Arier, ihres Alters wegen wurden sie fast göttlich verehrt, in vielen Stellen werden sie beschrieben als die ersten und ältesten Opferer. Es ist nun von grossem Interesse, zu untersuchen, welche Dauer den Opfern dieser ersten und ältesten Opferer im Veda zugeschrieben wird. Fänden sich Belege dafür, dass ihre, den Sonnenlauf begleitenden Jahresopfer nur 9 oder 10 Monate dauerten, so wäre dies eine Bestätigung für die Norpolhypothese.

Zum Glück lässt sich über die Dauer der Opfer der Angiras etwas ermitteln.

Im Rigveda werden zwei Hauptvertreter der Angiras erwähnt, die Navagvas und die Daschagvas. Was den Angirasen

Digitized by Google

zugeschrieben wird, gilt auch von ihnen. Auch die Navagvas werden „unsre alten Väter" genannt, sie erscheinen in Verbindung mit dem Mythus, wie Indra den Vala besiegt; sie helfen dem Indra, preisen ihn mit Gesängen und brechen die Ställe auf, in denen die Kühe (d. h. die täglichen Sonnen, die Morgendämmerungen oder Tage) gefangen sind. Aber nur in zwei Versen ist von der Dauer ihrer jährlichen Opfersitzungen die Rede: Rigveda V, 45, 7 und 11 werden zehn Monate angegeben, während deren die Navagvas opferten. Andre Stellen ergeben einen engen Zusammenhang der von den Navagvas und Daschagvas verrichteten Zehn-Monat-Opfer mit der Dämmerung oder Morgenröte. Mit den Navagvas und mit den zehn Daschagvas findet Indra die Sonne im Finsteren wohnend. Die Befreiung des Lichtes und der Sonne durch Besiegung des Vala wird auch den Angirasen, deren Hauptvertreter die Navagvas und Daschagvas waren, unmittelbar selbst, statt, wie gewöhnlich, dem Indra, zugeschrieben; diese Taten wurden verrichtet am Ende des Jahres.

Aus diesen verschiedenen Überlieferungen ergibt sich Folgendes:

1) die Navagvas und die Daschagvas brauchten zum Vollzuge ihrer, der sichtbaren Sonne geltenden Opfer zehn Monate;

2) diese Opfer standen mit dem frühen Anbruch der Morgendämmerung in Zusammenhang,

3) die Opferer halfen Indra bei der Befreiung des Lichtes am Ende des Jahres, und

4) Indra entdeckte bei der Suche nach den Kühen (d. i. den lichten Tagen) die Sonne „wohnend in Finsternis".

Es erhebt sich nun die Frage: warum brauchten die Navagvas und Daschagvas zur Vollziehung ihrer Opfer zehn Monate, warum nicht zwölf, wenn es doch Opfersitzungen waren, die sich durch das ganze Jahr erstreckten? Erinnern wir uns, dass die Navagvas und Daschagvas dem Gott Indra bei der Befreiung der Kühe aus der Gefangenschaft bei Vala halfen, dass, allgemeiner bezeichnet, die Angirasen am Ende des Jahres den Vala besiegten und die Sonne zum Himmel erhoben, dass also ihr und Indras Tun

Digitized by Google

der jährlichen Befreiung der Sonne gilt, die in Finsternis wohnt. Wir müssen also annehmen, dass Indra den Vala besiegte oder tötete am Ende des Jahres und an einem Orte der Finsternis, und dass die Daschagvas dem Gotte mit ihren Gesängen für diese Zeit halfen. Dies ist aber nicht so zu verstehen, also ob diese stärkenden Gesänge w ä h r e n d des nächtlichen, d. h. arktisch-winternächtlichen Kampfes dem Indra Kraft verliehen, sondern v o r dieser Zeit. Wie die Morgengebete v o r dem Aufgang der Sonne gesungen wurden, so erfolgten auch die Opfer, die den Indra zum Kampf stärken sollten, und die begleitenden Gesänge v o r diesem Kampf mit dem Vala oder Vritra. Auch wäre eine Finsternisperiode von zehn Monaten Länge auf dem ganzen Planeten unmöglich, wenn man etwa meinen sollte, dass der Kampf des Indra zehn Monate gedauert hätte, während welcher Zeit die Sonne in Finsternis weilte. Die Navagvas und Daschagvas halfen zehn Monate lang, solange die Dauer der Tage war, dem Gotte, sich zu stärken für den bevorstehenden Kampf mit dem Dämon der Finsternis, die zwei Monate dauert, während deren die Sonne unter dem Horizont blieb. Gekräftigt durch die Opferspenden und Preisgesänge seiner Priester ging Indra, wenn die Sonne unter den Horizont für zwei Monate verschwand, zur Höhle des Vala, spaltete sie, befreite die Kühe des Morgens und brachte die Sonne am Ende des alten und Anfang des neuen Jahres wieder nach oben. Alsdann begannen die Priester wiederum ihren Stärkungs-Opferzyklus für den nächsten Kampf Indras. Es ergibt sich also als eine befriedigende Erklärung Folgendes:

Die Navagvas und Daschagvas, und mit ihnen alle alten Opferer der arischen Rasse, lebten in einem Gebiete, wo die Sonne nur für zehn Monate über dem Horizont sichtbar war, um dann unterzutauchen während einer zweimonatigen arktischen Nacht. Diese zehn Monate bildeten also die jährliche Opfersitzung oder das Kalenderjahr der ältesten arischen Priester. Da Daschagva soviel wie Zehngänger (d. h. zehnmonatig) bedeutet, so muss man Navagva als Neungänger (neunmonatig) erklären und somit annehmen, dass etwas weiter nördlich von den Sitzen der Arier mit zehnmonatiger Sonnenscheindauer andre Arier mit neun-

Digitized by Google

monatiger Sonnenscheindauer wohnten oder dieselben Arier einmal gewohnt hatten, sowie wir früher schon sahen, dass die sieben oder acht Adityas auf sieben bis acht Monate Sonnenscheindauer deuteten, während die südwärts gewanderten Arier, einmal aus dem Polarkreis herausgetreten, aus den sieben bis acht Adityas zwölf werden liessen, denn jetzt hatten sie die Sonne zwölf Monate über dem Horizont.

Eine Bestätigung für die nach der geographischen Lage verschiedenen Längen des Opferjahres von 7 bis zu 11 Monaten ergibt sich auch aus der Bezeichnung „die verschiedenförmigen" (virûpas) für die ältesten Opferer, die den Namen der Angirasen trugen und deren Hauptvertreter die Navagvas und Daschagvas waren. Die „verschiedenförmigen" werden die Angirasen genannt, weil sie neben dem neun- und zehnmonatigen Opferjahr auch ein noch kürzeres oder noch längeres kannten.

Einen ferneren Hinweis auf die zehnmonatige Dauer der Sonnensichtbarkeit über dem Horizont ohne Unterbrechung durch längere Nächte kann man in der Geschichte vom Dîrghatamas (d. i. Langnacht, Langfinster) finden. Die Aschvins (d. i. die Berittenen) sollen ihn aus einer Grube gerettet haben, in die er geworfen wurde, nachdem er blind und schwach gemacht war. Wie Dîrghatamas, so verdanken auch Chyavâna, Vandana und viele andere den Aschvins ihre Rettung, Heilung oder Verjüngung. Diese Mythen beziehen sich alle darauf, dass die Sonne ihre im Winter gesunkene Kraft wiedererlangt, und da einer der von den Aschvins geretteten, nämlich Vandana, verglichen wird mit der „in Finsternis wohnenden Sonne", so lässt sich vermuten, dass diese Legenden ebenso wie die vom Dîrghatamas sich nicht auf die geschwächte Kraft der Wintersonne, sondern auf das längere Verschwundenbleiben der Sonne unter dem Horizonte beziehen.

Ein Rigvedavers (I, 158, 6) lautet: „Dîrghatamas, hinfällig geworden im zehnten yuga, wird ein Brahmane, der die ihrem Ziele zustrebenden Wasser lenkt." Das Wort yuga pflegt mit Menschenalter übersetzt zu werden; Tilak tritt einen umständlichen Beweis dafür an, dass es M o n a t bedeuten kann und hier

Digitized by Google

bedeutet: Dîrghatamas wird im zehnten Monat hinfällig, das heisst: im zehnten Monat wurde die Sonne unsichtbar und auf den Wassern des Luftraums reitend, wird sie zu ihrem Ziel, dem Ozean unter dem Horizont, getragen. Somit ist die Legende von Dîrghatamas auf die arktische Sonne zu beziehen, die für zehn Monate über dem Horizonte weilt. Was es mit den Luftwassern für eine Bewandtnis habe, werden wir später noch sehen.

Es lag für ein prähistorisches, arktisches Volk sehr nahe, die Dauer der langen Winternacht ohne jeden Sonnenblick zum Zeit- oder vielmehr Jahreszeitenmass zu nehmen. Bei zwei Monaten Winternacht konnte man das Jahr in 6×2 Monate oder 6 Jahreszeiten einteilen oder auch, ohne die Winternacht mitzuzählen, wie es ja auch für den Opferkalender geschah, in 5×2 Monate oder 5 Jahreszeiten. Unter diesem Gesichtspunkte gelingt, meint Tilak, die Erklärung einer bisher abstrusen, wirren Rigvedastelle I, 164, 12. Nach Grassmann lautet diese Stelle: „Fünffüssig, sagen sie, sei der zwölfteilige Vater, der an Feuchtigkeit reiche am entfernten Raume des Himmels, und diese andern sagen, der weithinleuchtende (Tilak: der weitschauende) sei an dem unteren siebenrädrigen, sechsspeichigen eingefügt." Mit dem zwölfteiligen Vater ist das Jahr gemeint, das lehrt der Zusammenhang, denn vorher ist von einem zwölfspeichigen Rade die Rede, an dem die 720 Söhne Agnis, die 360 Tage und 360 Nächte, befestigt sind. Die Fünffüssigkeit des Jahres erklärt Tilak als die 5×2 Monate der Sonnensichtbarkeit, und die Sechsspeichigkeit als die Zerlegung in 6 Jahreszeiten oder 6×2 Monate. Wenn der fünffüssige Vater „an Feuchtigkeit reich" genannt wird, so bezieht Tilak dies auf das Verweilen der Sonne während der zwei Wintermonate im Wasserbereich unter dem Horizont. Beim sechsspeichigen, also vollem Jahre, versteht sich die Bezeichnung „weitschauend" als allesschauend im Gegensatz zu dem fünfteiligen Jahr, dem zwei Monate Dunkelheit und Nichtsehens folgten. In dem fraglichen Verse sind zwei Anschauungen einander gegenübergestellt: die eine sieht das Jahr als eine Zeit von zehn Monaten oder fünf Jahreszeiten mit einer nachfolgenden sechsten, aber dunklen Jahreszeit an; die andre redet von sechs Jahreszeiten. Wir hätten hier also ebenfalls eine Erinnerung an die arktische Heimat vor uns. Der an

Digitized by Google

sich dunkle, rätselhafte Vers gewinnt unter Zugrundlegung der Nordpolhypothese Sinn und Verstand. Wenn der sechsspeichige siebenrädrig genannt wird, so bezieht sich dies auf eine vielleicht noch frühere Zeit, wo die Sonne in höheren Breiten nicht einmal zehn, sondern nur sieben Monate über dem Horizont weilte. Siebenrädrig war eben zum stehenden, aber nicht mehr verstandenen Beiwort geworden. Kann man so weit an der Hand der Nordpolhypothese viele Dunkelheiten aufhellen, so wird diese Leistungsfähigkeit der Hypothese zu einer Bestätigung ihrer Aussagen.

Digitized by Google

10. Das Kuhgangopfer.

Weitere Belege für ein Jahr von zehn Monaten. Das Opfer der 100 Nächte.

Die Erzählung von den Daschagvas, die ihre Opfer während zehn Monaten erledigten, ist nicht das einzige Überbleibsel des alten, in der Opferliteratur spurweise erhaltenen Zehnmonatjahres.

Auch die Pravargya-Zeremonie enthält eine Erinnerung daran. Sie dauert drei Tage, ist eine Vorbedingung, wenn man das Soma-Opfer vollziehen will, und symbolisiert das Wiederaufleben der Sonne. Unter anderm wird ein irdener Topf auf den Altar gesetzt und über einem besonderen Lehmkreis erhitzt. In den heissen Topf wird Milch von einer Kuh und einer Ziege gemolken, und diese Mischung wird in ein heiliges Feuer, den Mutterleib der Götter, gegossen, doch nicht ganz, denn der Priester muss natürlich auch etwas davon haben. Die Milch soll den Samen vorstellen, die Zeremonie ist also eine Darstellung der Zeugung. Zum Vortrag kommt dabei ein Vers aus einem sonst sehr dunkeln Rigvedalied VIII, 72 (61). Dieser Vers mit den zwei ihm vorausgehenden bietet dagegen keine Übersetzungsschwierigkeiten und besagt:

Und nun erblickt man sein Gespann
Das rossgezogen ist und gross
Das hehre und des Wagens Strang.

Es melken sieben ein' allein,
Zwei bringen ausser sich die fünf
Wo Meeresufer mächtig braust.

371949

Digitized by Google

Den Himmelseimer sinken liess
Mit Vivasvat's zehn Indra, der
Den Hammer trägt, den dreifachen.

Tilak erklärt diese Stelle folgendermassen. Zuerst erfahren wir, dass das grosse, von Rossen gezogene Sonnengespann sichtbar wurde, das heisst: die Dämmerung ist am Himmelsrande erschienen. Die sieben, die eine melken, sind die sieben „Hotri" genannten Priester oder sieben Ströme am Himmel; gemolken wird die Nacht oder die Dämmerung und das Ergebnis sind die zwei, nämlich Tag und Nacht, die mit ihrem Wechsel die fünf Jahreszeiten hervorbringen. (Anderswo werden Tag und Nacht die Mütter der Sonne genannt.) Was nach dem Verlauf der fünf (zweimonatigen) Jahreszeiten erfolgt, sagt der dritte Vers: Mit Vivasvat's zehn, das heisst mit dem Schwinden der zehn Monate, schmettert Indra mit seinem dreifachen Hammer das Wassergefäss des Himmels nieder: Die drei das himmlische Wasser bergende Räume werden jetzt in den Ozean entleert und mit den Wasserströmen geht auch die Sonne in die Unterwelt. Wie die Milch aus dem irdenen Topf in der oben beschriebenen Zeremonie in das heilige Feuer gegossen wird, der Same in den Mutterleib der Götter, so geht auch mit den Himmelwassern die Sonne in die Unterwelt, wo sie als Same eine zeitlang verweilt, um wiedergeboren zu werden. Nimmt man diese Tilaksche Erklärung obiger Verse an, dann haben sie auch als eine Beweisstütze für ein zehnmonatiges Jahr zu gelten. Und warum man diese Erklärung, die zum ersten Male eine dunkle Rigvedastelle erhellt, nicht annehmen soll, ist nicht recht einzusehen.

Eine stärkere Beweisstütze allerdings tritt uns entgegen, wenn wir uns mit der Dauer der das Jahr umfassenden Opfersitzungen befassen. Diese jahrausfüllenden Opfersitzungen scheinen in Nachahmung des jährlichen Sonnenumlaufs entstanden zu sein. Trotz einzelner Verschiedenheiten scheinbar verschiedener Art, sind die Jahresopfer doch nur Wiederholungen eines Grundtypus, nämlich des Kuhgangopfers. Unter Kühen sind hier die Tage gemeint, wie wir gleich sehen werden. Von dem Ursprung des Kuhgangopfers gibt das Aitareya Brâhmana folgenden Bericht:

Digitized by Google

„Die Kühe, voll Verlangen, Hufe und Hörner zu bekommen, hielten eine Opfersitzung. Im zehnten Monat (ihres Opfers) erlangtem sie Hufe und Hörner. Sie sprachen: Wir haben Erfüllung des Wunsches erlangt, um deswillen wir uns dem Opfer unterzogen. Lasst uns aufstehen. Die, welche aufstanden, sind die, welche Hörner haben. Denen, die gleichwohl weiter sitzen blieben, sagend: Lasst uns das Jahr beenden, — diesen verschwanden die Hörner wegen ihres Unglaubens. Es sind die, die hornlos sind. Sie (die Opfersitzung fortsetzend) brachten Kraft hervor. Deshalb, nachdem sie (zwölf Monate lang geopfert und) alle Jahreszeiten innegehalten hatten, erhoben sie sich am Ende. Denn sie hatten die Kraft hervorgebracht (Hörner, Hufe usw., wenn abfallend, wieder hervorzubringen). So machten sich die Kühe bei allen beliebt und wert. Bei allen beliebt und wert wird, wer es so weiss."

Hier ist deutlich gesagt, dass die Kühe, die ein Jahresopfer von nur zehn Monaten vollzogen, noch richtiger handelten als die, welche zwölf Monate aushielten. Es muss also das Jahresopfer, das in der Regel durch 12 Monate ging, früher einmal nur zehn Monate umfasst haben. Wie ist es nun zu erklären, dass man früher mit zehn Monaten dasselbe erreichte wie später mit zwölfen? Das Aitareya Brâhmana stellt weder diese Frage noch hat es eine Beantwortung dafür. Dagegen ist diese Frage in den Taittirîya Samhitâ, dem ältesten und angesehensten Werk über Opferzeremonien, deutlich aufgeworfen.

Es heisst dort, dass ganz nach dem Belieben des Opferherrn das Kuhgangopfer in zehn oder zwölf Monaten verrichtet werden kann; warum ein Jahresopfer von zwölf Monaten auch in zehn Monaten erledigt werden könne, das wisse man nicht, abgesehen von der Tatsache, dass es ein alter, seit undenklicher Zeit geübter Brauch sei.

In der Taittirîya Samhitâ wird die Entstehung des Kuhgangopfers folgendermassen beschrieben: „Die Kühe hielten diese Opfersitzung in dem Wunsche, weil sie hornlos waren, dass ihnen Hörner wüchsen. Ihre Sitzung dauerte zehn Monate, da wuchsen Hörner. Sie standen auf und sagten: Wir haben es erreicht." Die aber, denen (Hörner) nicht gewachsen waren, hielten das

Digitized by Google

Jahr durch und standen auf mit den Worten: „Wir haben's erreicht." Die, welche Hörner bekommen hatten, und die, die nicht, beide standen auf mit den Worten: „wir haben's erreicht." Kuhsitzung ist so das Jahr. Die, die dies wissen, erreichen das Jahr und haben Glück. Deshalb grast die hornlose zufrieden während der beiden Regenmonate. Durch die Opfersitzung ist es ihr zu teil geworden. Deshalb, was immer im Hause eines geschieht, der die jahrandauernde Opfersitzung vollzieht, das ist erfolgreich, unbehindert und gewonnen." In dieser Erzählung erlangen die hornlos gebliebenen Kühe nicht, wie in der oben mitgeteilten, die Kraft der Regeneration, sondern bequemes Grasen zur Regenzeit, was der Kommentator dahin erklärt, dass zur Regenzeit im frisch hoch geschossenen Grase das Weiden durch Hörner erschwert werde. Sonst stimmen aber die beiden Berichte darin überein, dass das Jahresopfer sowohl zehn als auch zwölf Monate dauern konnte. Auch eine zweite Stelle der Taittirîya Samhitâ (VII, 5, 2, 1—2) gibt denselben Bericht mit nur geringen Abweichungen und fügt ausdrücklich hinzu, dass das religiöse Verdienst und der Lohn gleich seien, ob man nun das Opfer in zehn oder zwölf Monaten vollende; in beiden Fällen tue man „nach dem Pfade", was der indische Kommentator Sâyana als die „Gewohnheit seit undenklichen Zeiten" erklärt.

Die Tatsache steht also fest, dass zur Zeit der Taittirîya Samhitâ das Kuhgangopfer (gavâm ayanam), der Typus aller das Jahr durch andauernden Opfersitzungen (sattra's), in zehn Monaten erledigt werden konnte, und eine Erklärung dafür nicht gewusst wurde, nur eine Berufung auf das Herkommen.

Heute können wir mit der Norpolhypothese diese Merkwürdigkeit sehr wohl erklären. Solange die Inder im höchsten Norden wohnten, wo sie zwei Monate Nacht hatten, dauerte das Kuhgangopfer zehn Monate; dieser Brauch wurde beibehalten, auch als die Inder nach südlichen Breiten gelangten und nun wegen der 12monatigen Sonnenscheindauer das Opfer auch in 12 Monaten vollzogen.

Die Erinnerung an ein Jahr von zehn Monaten hat sich noch im Namen des Dezember erhalten. Die Römer nannten früher ihren Juni den Quintilis, ihren Juli den Sextilis, das bedeutete also

Digitized by Google

5. und 6. Monat, und dann ging es weiter mit Zahlbestimmungen September (7.), Oktober (8.), November (9.) und Dezember (10. Monat). König Numa soll dem Zehnmonatjahr noch die beiden Monate Januar und Februar zugefügt haben, wie Plutarch berichtet und Makrobius bestätigt. Hätte das Römerjahr von jeher 12 Monate gehabt, dann müsste noch in den Namen Januar und Februar die Bedeutung 11. und 12. Monat zu finden sein, was ganz ausgeschlossen ist. Somit findet, da eine andre Erklärung bisher nicht gegeben werden konnte noch auch versucht wurde, sowohl das römische Jahr von zehn Monaten als auch das indische Kuhgangopfer von der gleichen Dauer seine Aufhellung durch die Nordpolhypothese; denn wenn die Inder in Polarregionen gewohnt haben, muss es auch für die Römer als ein vorwiegend indogermanisches Volk der Fall gewesen sein. Die arktische Nacht von zweimonatiger Dauer wurde offenbar nicht zu dem Sonnenjahr gerechnet; die Sonne befand sich ja dann unter dem Horizonte in den Klauen des Vritra oder Vala, den Gott Indra erst besiegen musste, ehe das Gestirn wieder den Menschen scheinen und von ihnen mit Opfern erfreut werden konnte. Die Griechen bewahrten dieselbe Erinnerung in der Sage von Herkules, dem vom dreiköpfigen, feuerspeienden Riesen Kakus die Rinder geraubt werden.

Was bedeuten in diesen Mythen nun die Kühe? Kühe können doch keine Opfersitzungen halten. Wie aus vielen Vedastellen hervorgeht, bedeuten Kühe hier Tage. Wenn die Tage zehn Monat lange Opfersitzungen halten und sich dann wegbegeben, weil das gewünschte erreicht ist, so heisst dies nichts anders, als dass die Sonne nur zehn Monate über dem Horizont verweilte und den Wechsel von Tag und Nacht ermöglichte.

Um ein Missverständnis nicht aufkommen zu lassen, so sei daran erinnert, dass es für jenes arktische Urvolk neben einem Jahre von zehn Monaten auch je nach der grösseren oder geringeren Polarnähe ein Jahr von 7—11 Monaten gab. Wir sahen, dass die Legende von den Adityas auf ein Jahr mit sieben Monaten Sonne über dem Horizont hinzeigte und durch das Band der 30 Dämmerungen bestätigt wurde. Nach Max Müller zählte das alte griechische Jahr 350 Tage, was aus der Zahl der 350 Rinder des

Digitized by Google

Helios geschlossen wird, die die Tage repräsentierten, während die 350 Schafe die Nächte bedeuteten. In der germanischen Mythologie sind die 700 Goldringe des Schmiedes Wieland in gleichem Sinne zu deuten. Griechen und Germanen hätten dementsprechend noch die Restspuren einer 10—15tägigen ununterbrochenen Nacht, die Römer aber einer solchen von 60 astronomischen Tagen bewahrt. Nach griechischer Sage stahl der eben geborene Gott Hermes dem Sonnengotte Apollon die Götterrinder und tötete zwei von ihnen, deren Zahl 50 oder 100 betrug. Diese Zahl 50 deutet auf ein Mondjahr von 50 Wochen hin; die getöteten zwei wurden von Max Müller so ausgelegt, als bedeuteten sie die zwei Ergänzungsmonate in einem Umlauf von 4 Jahren. Tilak bringt eine entschieden ansprechendere Deutung der ganzen Diebstahlsgeschichte. Die gestohlenen Kühe sind in der griechischen wie in der indischen Mythologie als die Tage zu betrachten, die den Menschen während der arktischen Nacht verloren gingen; so versteht sich die Verschiedenheit in den Zahlen, denn je nach der grösseren oder geringeren Polnähe gewahrte man von den Rindern des Sonnengottes 50 oder 100 nicht, das heisst, 50 oder 100 Tage dauerte die lange Nacht. In der vedischen Mythologie werden von Vritra oder Vala, dem Ungeheuer, das die Sonne und die Wasser gefangen hält, ebenfalls Kühe gestohlen; wieviel ist nicht ersichtlich, lässt sich aber aus der Legende von Rijrâschva (Rotross) erschliessen, der 100 oder 101 Schafe schlachtete und einer Wölfin zum Frass gab.

Das Kuhgangopfer, das uns ein Jahr von zehn Monaten erschliessen liess, gehörte zu den Somaopfern. Soma war eine Pflanze, aus deren Saft man unter Beimischung von Milch oder von Gerste ein stark berauschendes, ebenfalls Soma genanntes Getränk bereitete. Diesen Trank opferte man vornehmlich dem Gotte Indra. Es gab eine Unzahl von Soma-Opfern, und im Rigveda sind allein 114 Lieder dem Preise des Soma gewidmet. Nach ihrer verschiedenen Dauer werden die Soma-Opfer in drei Gruppen geteilt: in eintägige, in 2—12tägige, und in 13- und mehrtägige. Die Verschiedenheiten ergaben sich aus der Zahl der die Spenden begleitenden Gesänge, oder der gespendeten Somabecher oder aus der Vortragsweise der Lieder. Zu den mehr als zwölf-

Digitized by Google

tägigen Somaopfern gehörten auch die jahrumspannenden wie das Kuhgangopfer. Man darf sich natürlich diese Opfer nicht so vorstellen, als hätten sie alle Zeit beansprucht, vielmehr dienten nur Bruchteile bestimmter Tage diesen Zwecken; verwickelt und eine genaue Kalenderrechnung bedingend waren diese Opfer gewiss, und die Priester liessen es sich wohl angelegen sein, die Ordnungen recht knifflig und verzwickt zu gestalten; um so wichtiger wurde ja die Bedeutung der Priester, um so einträglicher ihr Geschäft.

Während es nun Somaopfer gibt, deren Erstreckung sich zwischen einem und 360 Tagen bewegt, werden andre genannt, die zweinächtig, dreinächtig und so weiter bis hundertnächtig sind.

Es erhebt sich die Frage, warum gingen die Nachtopfer nicht ebenfalls bis zu 30 Tagen? Warum hat Priesterschlauheit der Überfrömmigkeit kein Opfer ersonnen, das einige Minuten von jeder der 360 Nächte erfordert? Warum gibt es kein zwölfmonatiges, sondern nur ein gutdreimonatiges Nachtopfer, eben das Hundertnachtopfer?

Indische Erklärer sagten: Diese Bezeichnung Dreinachtopfer oder Hundertnachtopfer ist gleichbedeutend mit Dreitag- oder Hunderttagopfer. Anstatt vierzehntägig sagen ja z. B. die Engländer vierzehnnächtlich (fortnightly) und die Rechnung nach Nächten und Monden ist uralt. Diese indische Erklärung kann aber nicht befriedigen, denn immer bleibt noch ein Rätsel, warum diese Zählung nach Nächten nur bis 100 geht, warum also nicht die Somaopfer zwischen 100 und 360 Tagen Dauer nach Nächten, etwa das Zweihundertnachtopfer, oder das Dreihundertnachtopfer, genannt sind; warum schneidet die Zählung nach Nächten für diese eigentümliche Art von Somaopfern bei 100 ab?

Tilak gibt dafür auf Grund seiner Polarhypothese folgende Erklärung. Er geht davon aus, dass ein 360tägiges Somaopfer mit einem sogenannten Übernachtopfer (Atirâtra) eingeleitet und abgeschlossen wird, und dass dieses Übernachtopfer tatsächlich noch heute während der Nacht vollzogen wird. Das Übernachtopfer besteht in mehreren Somaspenden für den Gott Indra zur Stärkung im Kampfe gegen die Dämonen der Finsternis. Die N a c h t im Übernachtopfer bedeutet also nicht, wie es für das Hundertnachtopfer und seinesgleichen fälschlich angenommen wird, Tag,

Digitized by Google

sondern wirkliche Nacht, und dementsprechend waren auch die Zwei-, Drei- bis zu den Hundert-Nachtopfern wirkliche nächtliche Opfer, die je nach dem Breitegrad in zirkumpolarem Gebiete während der arktischen, von 1 bis zu 100 Sterntagen dauernden Nacht dem Gott Indra dargebracht wurden, damit er sich im Kampfe gegen Vritra oder Vala, dem Räuber der Sonne, stärke. Wo die arktische Nacht also zehn Tage andauerte, entstand das Zehnnachtopfer, wo sie hundert Tage dauerte, das Hundertnachtopfer (Shatarâtra). Dieses Hundertnachtopfer würde in jenen Breiten entstanden sein, in denen die Legende von den sieben Adityas auf sieben Monate Sonnenschein verbunden mit 30tägiger Dämmerung hinweist (7 Monate + 2 × 30 Tage + 100 Tage sind ungefähr gleich 12 Monaten). Das Hundertnachtopfer zeigt uns also die längste Dauer der arktischen Nacht an, in welcher Gott Indra mit dem Dämon der Finsternis um die Sonne kämpfte und von den Priestern mit Somatränken gestärkt wurde.

Diese Erklärung des Nachtopfers und insbesondere des Hundertnachtopfers erhält eine Stütze durch das Beiwort, das dem Gotte Indra in der nachvedischen Literatur gegeben wird. Er heisst dort der „Hundertopfer", d. h. Herr der Hundert Opfer. Man hat das indische Wort dafür, shatakratu, als „hundertmächtig" erklären wollen, nicht als „Hundertopfer". Tilak führt dagegen aus, dass Kratu im Veda Opfer bedeuten könne, und dass diese Bedeutung hier um so mehr gerechtfertigt sei, als entsprechend den mancherlei Eigenschaften, die dem Indra in hundertfacher und tausendfacher Anzahl beigelegt werden, zu dem Worte hundertmächtig auch ein tausendmächtig erwartet werden müsse, was aber nicht vorkomme und eben dadurch beweise, dass Kratu in shata-kratu nicht Macht, sondern Gemachtes, Tat, Opfer bedeute. Ist aber Gott Indra der Herr der hundert Opfer, so liegt nichts näher als diese hundert Opfer mit dem Hundertnachtopfer gleich zu setzen. Es sind die Opfer, die den Gott in seinem schwersten Kampf stärken sollen, wenn er in das Reich der Finsternis eindringt und die Sonne aus den Klauen Vritras oder Valas befreit.

Im Rigveda hiess es, dass der Gott 90, 99 oder 100 Festungen oder Burgen seiner Feinde zerstört. Diese hundert Burgen sind die Nächte, in denen die Dämonen der Finsternis Schutz finden,

Digitized by Google

aber nicht die gewöhnlichen uns geläufigen Nächte, sondern die durch keinen Sonnenstrahl unterbrochenen, eine einzige arktische Nacht bildenden 100 Nächte um die Wintersonnenwende herum.

Eine Bestätigung für diese Auffassung findet unser indischer Gewährsmann in den heiligen Schriften der alten Perser. Dem Kampf Indras mit Vritra im Veda entspricht der Streit Tischtryas mit dem Dämon der Trockenheit Apaoscha, dem Versenger. Indra kämpft mit Vritra um die Wasser oder um die Kühe, das sind die Tage, die der arktischen Winternacht abgehen. Durch die Besiegung Vritras befreit der Gott die Sonne und die Wasser. Als Vritrabesieger hat Indra den Beinamen Vritra-han, welcher Beinamen im Avesta als Verethraghna vorkommt. Aber der Kampf um die gefangenen Wasser wird nicht dem Verethraghna, sondern dem Tischtrya, dem Regenstern, zugeschrieben. Dieser erschlägt den Apaoscha mit Hilfe der Winde und des Lichtes, das in den Wassern wohnt, und befreit dadurch die Wasser. Diese Mythen von der Befreiung der Wasser wurden bisher auf den Gewitterkampf bezogen, das Licht in den Wassern als Blitz, die befreiten Wasser als Regengüsse gedeutet. Nicht im Einklang damit steht aber, dass durch Indras Sieg auch die Dämmerung, die Sonne und das Licht wieder befreit werden. Wie wir später sehen werden, wird Tilak den Nachweis versuchen, dass der Kampf um die Wasser wenig mit dem Regen zu tun hat, dagegen gleichzeitig ist und gleichbedeutend mit dem Kampf ums Licht. Im Rigveda heisst der Feind Indras auch Shushna, der Senger, und der Sieg über ihn bedeutet sowohl die Befreiung der Wasser als auch die Auffindung der Morgenkühe und die Gewinnung der Sonne. Schuschna entspricht also dem Apaoscha, für Indra erscheint aber in der persischen Überlieferung Tischtrya. Dem indischen Soma entspricht im Avesta Haoma. Wie Indra durch das Somaopfer der hundert Nächte gestärkt wird, so Tischtrya durch das Haoma-Opfer. Die Zeit seines Kampfes mit dem feindlichen Dämon giebt Tischtrya selbst an: es könnten eine, zwei, fünfzig oder hundert Nächte sein. Das entspricht den nächtlichen Somaopfern des Veda, die sich von einer bis auf hundert Nächte erstrecken können. Auch wünscht Tischtrya ausdrücklich

Digitized by Google

Hilfe seitens der Menschen mit Opfern. Warum dies für eine bis zu hundert Nächten benötigt wurde, konnte bisher nicht erklärt werden. Stellt man aber die iranische und die indische Legende nebeneinander und bezieht sie beide auf die Gefangenschaft der Wasser und der Sonne im Bereich unterhalb des Horizontes während einer dreimonatigen (90—100tägigen) arktischen Nacht, dann wird Unerklärliches erklärt und Widerspruchvolles aus dem Wege geräumt. Wiederum können wir sagen, dass die Leistungsfähigkeit der Polarhypothese für ihre Richtigkeit ein gutes Zeugnis ablegt.

Im Lichte der Tilakschen Auffassung wird nunmehr auch klar, warum das Opfer, mit welchem eine Jahresopfersitzung eingeleitet und beendet wurde, atirâtra, d. i. Übernachtopfer genannt wurde — Übernachtopfer nicht im Sinne von w ä h r e n d, sondern von j e n s e i t s, bezw. d i e s s e i t s der Nacht. Zwar fand dies Opfer in der Nacht statt, gerade der Name aber liess das Gegenteil vermuten. Einer Vedastelle zufolge bezweckte das Übernachtopfer die Vertreibung der Dämonen aus der Finsternis der Nacht; eine fernere Überlieferung besagt, dass Prajâpati, der Schöpfer, aus diesem Opfer die Zwillinge Tag und Nacht hervorgehen liess. Daraus lässt sich folgern, dass das Übernachtopfer stattfand am Ende einer solchen Nacht, auf die ein Wechsel regelmässiger Tage und Nächte entsprang.

Was soll man sich dabei aber anders denken, als dass das Übernachtopfer am Ende einer langen Polarnacht vollzogen wurde? Nur so bekommt die Überlieferung einen Sinn, dass dem Übernachtopfer der regelmällige Wechsel von Tag und Nacht nachfolgte. Hätte das ursprüngliche Übernachtopfer am Ende einer gewöhnlichen, nicht einer arktischen Nacht stattgefunden, dann hätte es, insofern es die Vertreibung der Finsternisdämonen bezweckte, 360mal im Jahre vollzogen werden müssen, nicht aber nur am Beginn und Ende des Jahres. Deshalb ist das Übernachtopfer offenbar ein Überbleibsel aus der Zeit, wo das altindische Volk noch jährlich eine lange Polarnacht durchzumachen hatte und zum Zweck der Vertreibung der Finsternisdämonen vor und nach der langen Polarnacht das Übernachtopfer beging. War die Polarnacht vorbei, dann begann das regelrechte Jahresopfer, das wie

Digitized by Google

wir bei der Betrachtung des Kuhgangopfers sahen, in früherer Zeit nur zehn Monate dauerte (es hätten in anderen polaren Breiten auch 7—11 Monate sein können). Als nun infolge der Südwanderung die Polarnacht in Wegfall geriet, kamen die beiden Übernachtopfer (das Vornacht- und Nachnachtopfer) an den Anfang und das Ende des Jahresopfers zu stehen, das nun 12 Monate umfasste und ja auch früher schon durch die Übernachtopfer begrenzt war. Somit sind Name und Stellung der beiden Übernachtopfer befriedigend erklärt; wohlgemerkt sind sie durchaus zu trennen von den Eins-, Zwei-, Drei- bis zu den Hundertnachtopfern, die in die jährliche Opfersitzung hineingehören, nicht aber zu Anfang oder Ende stehen. Der Scharfsinn des indischen Gelehrten verdient wegen der Erhellung dieser unverständlichen Opferverzwicktheiten, die ihrerseits treu bewahrte Erberinnerungen waren, wohl unsre Bewunderung.

Digitized by Google

11. Die gefangenen Wasser.

Indras Kampf um die Sonne.

Dass die Vorfahren der altindischen Priester und Sänger ihre Heimat in der Nähe des Nordpols gehabt haben müssen, erschlossen wir aus der Überlieferung von der Nacht der Götter, von dem Jahr, das nur aus einer Nacht und einem Tag bestand, ferner aus dem Vorkommen der Morgenröte in der Mehrzahl, die sich wie ein geschlossenes Band, gleich dreissig einträchtigen Schwestern rund um den Horizont bewegte, weiterhin aus der Angabe, dass zwischen erstem Dämmern und Sonnenaufgang mehrere, oder gar viele Tage verflossen, und zuletzt aus den Eigentümlichkeiten der Opfereinrichtungen. Eine Prüfung des alten Opfersystems und zumal der jährlichen Opfersitzungen und der Nachtopfer ergab, dass in alten Zeiten jahrumspannende Opfersitzungen in 9 oder 10 Monaten erledigt werden konnten, und dass die hundert Nachtopfer damals wirklich in der Nacht dargebracht wurden. Die Legende von Dîrghatamas (Langnacht) und Aditis Söhnen und die Überlieferung über die Opfersitzungen der Navagvas und Daschagvas (der Neungänger und Zehngänger) waren eine Bestätigung.

Im 9. Kapitel seines Werkes wendet sich der indische Gelehrte nunmehr zur Untersuchung altindisch-vedischer Mythen, ob in ihnen sich irgendwelche Nordpolarverhältnisse spiegeln. Er erörtert die Meinungsverschiedenheiten, die schon zwischen alten indischen Gelehrten über die Mythendeutung bestanden. Auf dem richtigen Wege waren bereits die Nairuktas, die Wortforscher oder Etymologen, die die vedischen Götter schon lange vor unsrer Zeitrechnung als vermenschlichte Naturerscheinungen betrachte-

Digitized by Google

ten. Die Sprachforschung hat ja bei den Indern schon dreihundert Jahre vor Arminius Sieg über die Römer in Pânini einen Grammatiker hervorgebracht, der die Sprachchemie selbst für moderne europäische Gelehrte mustergültig betrieb und die reiche Sanskritsprache auf ein halbes Tausend Wurzeln oder Elemente zurückführte. Die alten indischen Nairuktas suchten die meisten vedischen Legenden dahin zu erklären, dass sie entweder den täglichen Sieg des Lichts über die Finsternis oder den Kampf des Gewittergottes mit den dunklen Wolken bedeuten, welche die befruchtenden Wasser und das Sonnenlicht gefangen halten. Wenn es von den Aschwin, den hilfreichen Rittern, heisst, sie retteten eine Wachtel aus dem Rachen des Wolfes, so erklärt der alte Kommentator Yâska dies mit der Errettung der Morgenröte oder des Lichtes aus der Finsternis der Nacht. Da aber die alten indischen Erklärer die Naturverhältnisse nördlicherer Breiten oder gar der Polargebiete nicht kannten, so musste ihnen überall da die richtige Einsicht in die Mythen versagt bleiben, wo eben die Mythen in nördlicheren Breiten entstanden waren und besondere nördliche Naturverhältnisse zur Voraussetzung hatten. Demgemäss will Tilak neben die bisherigen Theorien, wonach die vedischen Mythen entweder die Morgenröte oder das Gewitter oder die Sonne zum Kern haben, die Polarhypothese stellen, wonach vedische Mythen mit der arktischen Nacht und ihren Begleiterscheinungen zusammenhängen.

Nach der Morgendämmerungstheorie hätte die ganze Göttermär und Philosophie der ältesten indischen Welt in der Morgenröte ihren Mittelpunkt; die Morgenröte wäre die Mutter der „leuchtenden" Götter, der Morgen-, Mittag-, Frühlingssonne, sie wäre auch das Bild der Unsterblichkeit. Nach Max Müller war die Morgenröte den Betrachtern und Denkern der Urzeit das Problem der Probleme. Sie war das unbekannte Land, von wo alltäglich die glänzenden Zeichen göttlicher Mächte aufstiegen und in dem Geist der Menschen die erste Ahnung einer andern Welt, einer übermenschlichen Macht, Ordnung und Weisheit, aufdämmern liessen. Sonnenaufgang bedeutete dem Urmenschen, so sagt M. Müller, das Rätsel des Lebens. Dem Urmenschen entsprangen die Tage seines Daseins aus dem dunklen Abgrund, der sich all-

Digitized by Google

morgens mit Licht und Leben erfüllte. Die frischen Kühlungen der Morgenröte wehten heran wie Grüsse, die über die goldne Himmelsschwelle kamen aus fernen Landen jenseits der Berge, der Wolken und des Meeres. Die Morgenröte schien die goldnen Tore zu öffnen, durch welche die Sonne ihren Einzug hielt, sie war das Zeichen der Unendlichkeit, Unsterblichkeit, Göttlichkeit und wurde der Name für höhere Mächte. Tilak nennt diese Auffassung mehr poetisch als sachlich, erkennt aber an, dass die Dämmerungstheorie viele vedische Mythen zu erklären vermag, nur nicht alle. Wenn Saranyu, die von Vivasvat Zwillinge hatte, in Gestalt einer Stute von ihm weglief, und er ihr nun als Ross folgte, so ist dies nichts anderes als eine Geschichte von der Morgendämmerung, die beim Nahen der Sonne verschwindet und das Zwillingspaar Tag und Nacht geboren hat. Saramâ, die Wasser durchschreitend, um die Kühe zu suchen, die von den Panis gestohlen sind, ist ebenfalls die Morgenröte, ebenso Urvaschi und manche andre Erscheinung der vedischen Mythologie. Die Dämmerungsmythen bedürfen selbstredend einer neuen Prüfung und Darstellung, sobald man sie unter dem Gesichtspunkte betrachtet, dass auch die mehrtägige Dämmerung nach langer Polarnacht den vedischen Urdichtern bekannt war.

Die Gewittertheorie war schon von indischen Forschern als Hilfstheorie da eingeführt, wo die Dämmerungstheorie versagte; die Hauptlegende, die durch diese erklärt werden sollte, war Indras Kampf mit Vritra, und diese Erklärung wurde von europäischen Gelehrten angenommen. Der Name des Gottes Indra wurde mit indu, dem Regentropfen, zusammengebracht; Vritra, von var = bedecke, sei der, der die Wasser der Regenwolke bedeckt oder zurückhält. Indra, heisst es, schlägt den Berg und befreit die Flüsse daraus: den Berg deutete man als die Wolke und die Flüsse als den Regen. Die Gefangenhaltung der Wasser durch Vritra, der auch Ahi (Schlange) heisst, konnte man durch die Dürre oder Trockenheit erklären. Nach der Gewittertheorie erklärte man die Saranyu, von der oben die Rede war, als die dunkle Wetterwolke, die im Anfang aller Dinge im Raume schwebte, und Vivasvat als das Himmelslicht.

Digitized by Google

Nach der Sonnentheorie erklärte Max Müller manche Taten der Aschwins. Wenn sie dem Chyavâna seine Jugend wiederschaffen oder den Vandana aus einer Grube retten, in der er lebend begraben war, oder das Bein der Vischpalâ ersetzten, das sie in der Schlacht verlor, oder dem Rijrâschwa sein Augenlicht, so deutete man dies auf den Sonnengott, der nach seinem winterlichen Kräfteverfall wieder zu früherem Glanze gelangte.

Diese verschiedenen mythologischen Theorien vermochten gleichwohl nicht alle Widersprüche und Schwierigkeiten in dem überlieferten Material zu beseitigen. Lassen sich nun die bisher nicht gelösten Rätsel durch die Polarhypothese befriedigend beantworten, so wäre dies ein neuer Beweis für die Hypothese.

Schauen wir uns noch einmal den Kampf Indras mit Vritra an.

Zunächst ist es ein Kampf des Gottes mit dem Vritra, der auch Ahi, Namuchi, Schuschna, Schambara, Vala, Pipru, Kuyava usw. heisst.

Zweitens ist es ein Kampf um die Wasser, seien es Regen- oder Flusswasser, und Indra heisst deshalb der Sieger in den Wassern, apsujit.

Drittens ist es ein Kampf um die Kühe.

Viertens ist es ein Kampf zur Wiedererlangung des Tageslichtes oder Himmels, und in vielen Stellen wird gesagt, dass nach der Erschlagung des Unholdes die Sonne und die Morgenröte von Indra wiedergebracht werden.

Gibt nun die Gewittertheorie eine befriedigende Erklärung für diese verschiedenen Seiten des Mythus?

Insofern Vritra als Wolke, von dem Blitzkeil Indras getroffen, die Wasser laufen lassen muss, kann man von einer Befreiung der Wasser reden. Wie aber steht es mit der Befreiung der Kühe? Und mit der Wiedergewinnung der Morgenröte und Sonne? Die Kühe ebenfalls als Wasser aufzufassen, wie altindische Erklärer wollten, geht nicht an, denn dann könnten die beiden Befreiungen nicht als zwei besondere Taten nebeneinander erwähnt werden. Gewiss mag eine Wolke auch einmal die Sonne verdecken und ihre Auflösung in Wasser die Sonne wieder heller erstrahlen lassen: das berechtigt aber nicht, von einer Wiedergewinnung der Sonne zu reden, deren Licht ja selbst durch eine Gewitterwolke

Digitized by Google

noch keineswegs ganz verdunkelt wird. Am allerwenigsten kann nach einem Gewitter von einer Wiedergewinnung der Morgendämmerung die Rede sein. Nur in spitzfindiger Weise ginge das an; denn wenn ein Gewitter sich verzieht, dann wird es allmählich wieder heller, und diesen Vorgang könnte man zur Not eine Wiedergewinnung der Dämmerung und der Sonne nennen, es wäre aber schon eine ganz ausgetiftelte Klügelei; und eine solche würde gut in einer Opferritualschrift, nicht aber in eine urwüchsige naturfrische Mythologie passen. Tilak hält sogar diese Deutung für ganz unmöglich, worin wir ihm jedoch nicht beipflichten können.

Zu der Schwerverständlichkeit dieser Wiederhervorbringung von Dämmerung und Sonne nach einem angeblichen Gewitter kommt noch die Unverständlichkeit der Befreiung der Kühe.

Soviel ist klar: Die Gewittertheorie klappt nicht, auch nur unter den bisher angegebenen Gesichtspunkten betrachtet. Weitere Unstimmigkeiten kommen hinzu.

Wäre die Gewitterwolke der Schauplatz des Kampfes zwischen dem Gotte und dem Vritra, dann könnte nicht gut gesagt sein, dass Vritra in entfernten Gebieten getötet wurde, wo Finsternis herrschte und die Wasser ihn umgaben, wo die Tore sich öffneten zum Götterweg. Vritras Aufenthalt wird als verborgen, am Boden des Luftraums (rajas) befindlich beschrieben. Die Gewittervolke über uns ist nicht in entlegenen Gegenden noch am Tor zum Götterpfad, womit die nördliche Himmelshalbkugel gemeint ist. Indra war gewiss der Gott des Regens oder Gewitters, aber der Vritratöter war er nicht an und für sich. Das Gegenstück zu diesem Indramythus im persischen Avesta, der Kampf des Tischtrya mit Apaoscha, spielt sich ebenfalls nicht in einer Wolke, sondern in einem See ab, wozu stimmt, dass Vritra am Boden des Luftraums, umgeben von Wassern, liegt.

Zur Gewitterwolke als Kampfschauplatz stimmen ferner nicht die Angaben über die Zeit des Kampfes. Nach der Gewittertheorie müsste als Zeit die Regenzeit angenommen werden, daher werden die Burgen des Vritra, die Indra zerstörte, im Rigveda herbstliche genannt, zu sharad gehörige, der auf varshâ, die Regenzeit folgte. Anderswo heisst es, dass der Dämon am Ende des Jahres getötet wurde. Arbuda, der mit Vritra identisch ist,

Digitized by Google

wird von Indra mit Eis getötet — also jedenfalls nicht zur Regen- und Gewitterzeit. Zur Regenzeit herrscht auch keine Finsternis. in der doch der Kampf stattgefunden haben soll.

Die Orte, wo die Wasser und die Kühe gefangen gehalten werden, heissen parvata, giri, adri, das bedeutet Berg, Gebirg, Fels, Stein, aber nicht Wolke, es sei denn, dass man die Wolke bildlich Fels oder Berg nennt. An verschiedenen Stellen lässt sich diese bildliche Benennung zwar mit Mühe und Not rechtfertigen, ohne Zerrung und Pressung der Worte geht es dabei aber nicht ab, und wer diese Zerrungen vermeiden wollte, indem er neue Theorien aufstellte, geriet vom Regen in die Traufe.

Es sind also viele Schwierigkeiten und Widersprüche vorhanden, sobald man den Kampf Indras mit dem Dämon als einen Gewitterkampf auffasst, und diese Auffassung war seit den Tagen der alten indischen Erklärer bis heute immer noch die einzige, die viel für sich hatte.

Tilak sucht nun des Rätsels Lösung in der Nordpolarhypothese. Ursprünglich, sagt er, war der Kampf Indras mit Vritra nicht ein Kampf des Donnergottes mit der Regenwolke, sondern ein Kampf des Lichts mit der Finsternis. Im Aitareya Brâhmana wird erzählt, dass Indra allein von allen Göttern die Aufgabe übernahm, die Dämonen aus der Finsternis der Nacht zu vertreiben. Als Lichtgott, Lichtbringer erscheint Indra in vielen Stellen des Rigveda; er bringt ja auch in dem fraglichen Mythus die Dämmerung und die Sonne wieder zum Vorschein.

Die Hauptschwierigkeit liegt nun darin, wie Indra einerseits die Wasser, andrerseits die Morgendämmerung und die Sonne, oder kurz das Licht befreit.

Vielleicht löst sich diese Schwierigkeit, wenn wir genauer besehen, welche Wasser eigentlich gemeint sind.

Dass die Wolkenwasser gemeint seien, lässt sich allenfalls erschliessen, ist aber nirgends gesagt. In Rigveda kommen himmlische Wasser vor, die durchaus nicht mit Regenwasser gleich zu setzen sind. Aus himmlischen Wassern entstand die Welt, denn in verschiedenen Vedastellen heisst es, dass alle Dinge aus Wasser oder Wasserdünsten gemacht sind — eine Beobachtung, die sich jedem denkenden Kopf der Urzeit aufdrängen musste, so-

Digitized by Google

bald er noch Fühlung mit der Natur besass: nach einem Regen wachsen die Pflanzen, in manchen tropischen Ländern wachsen sie fast sichtbar. Die Schleierdame, ein brasilianischer, ebenso schöner wie scheusslich duftender Pilz, wächst binnen zwei Stunden hoch, man sieht ihn wachsen. Regen braucht nicht einmal voraufgegangen zu sein. Nachdem Tilak festgestellt hat, dass die vedischen Sänger diese „himmlischen Wasser" kannten und sich den Raum über und unter ihnen und um sie herum mit Wasserdünsten angefüllt vorstellten, bekämpft er die Behauptung, die Wallis in seiner „Kosmologie des Rigveda" aufstellt, die vedischen Sänger hätten nichts von Räumen unter der Erde gewusst. Wenn es im Rigveda (VI, 9, 1) heisst, dass der helle und der dunkle Tag (Tag und Nacht) beide auf den wohlbekannten Pfaden die zwei Räume durchrollen, so erklärt Tilak die zwei Räume als die obere und untere Himmelshalbkugel. Ferner rollt nach Rigveda VII, 80, 1 die Dämmerung die beiden Räume entlang, die aneinander grenzen; die Dämmerung bewegt sich aber am Horizonte entlang, einer der beiden Räume muss also wohl unter dem Horizonte gedacht werden. Auch zieht Tilak zum Nachweis, dass eine Vorstellung von einer räumlich gedachten Unterwelt als Gegenstück zur Oberwelt vorhanden war, solche Stellen heran, wo Feinde unter die Erde gewünscht werden, was nicht etwa den Sinn hat, unter die Oberfläche, einige Fuss tief, ins Grab, sondern in die untere Himmelshalbkugel, den Raum der Unterwelt; darauf deuten die Ausdrücke oberhalb und unterhalb der drei Erden, d. h. der dreifach ins Auge gefassten Erde. Diese Unterwelt ist als dunkelheiterfüllt vorzustellen, sie ist die ferne Gegend, von wo die Sonne heraufkommt und wo der Schauplatz des Indrakampfes zu suchen ist. Als Weg, den die Sonne zur Nachtzeit wandelt, stellten sich die vedischen Sänger nicht etwa einen unsichtbaren Pfad durch den oberen Himmelsraum vor, sondern einen dunklen durch die andre Hälfte der Himmelskugel. Den beiden „Lufträumen", die am Horizonte aneinander grenzen, entspricht auch noch der Ausdruck „die beiden Hälften", der sich auch auf die zwei himmlischen Halbkugeln beziehen kann. Die Halbierung der Himmelskugel geht auch aus Rigveda I, 164, 12 hervor. Einige Verse weiter unten heisst es dort, dass die Kuh mit ihrem Kalb (die Morgenröte mit

Digitized by Google

der Sonne) unter dem oberen und über dem unteren Reiche erschienen ist, und es folgt die Frage, wohin sie verschwunden sei; zu welcher Hälfte? Das kann nur Himmelskugelhälfte bedeuten, aber nicht eines von den beiden, die Himmel und Erde ausmachen. Den beiden Räumen und den beiden Hälften scheinen auch die beiden Ozeane, ein heller und ein dunkler, zu entsprechen, ein Ozean der Ober- und einer der Unterwelt. Warum sollten auch die vedischen Sänger, die doch in einer Zeit lebten, wo zu Opferzwecken der Lauf der Sonne, des Mondes und der Sterne beobachtet wurden, nicht auf die einfachste und natürlichste Idee von der Kugelgestalt des Himmels gekommen sein, der durch die Erde in Ober- und Unterwelt geschieden wurde? Tilak nimmt an, dass die alten Arier diese Vorstellung bereits hatten und die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Gestirne auf die ununterbrochene Kreisbewegung der feinen Wasserdünste oder Wasserströme aus der Unterwelt durch die Oberwelt und wieder hinab zur Unterwelt zurückführten. Im Wasser der Unterwelt haust Vritra, dessen persisches Gegenstück Apaoscha im See Vouru-Kascha wohnt, dem Sammelbecken der Wasser, die von hier aufsteigen und hierhin wieder zurückkehren. Aus diesem Wasser taucht auch die Sonne mit ihren schnellen Rossen hervor. Wasser und Licht kommen aus gleicher Gegend und gehen denselben Weg am Himmel. Nach der im Avesta überlieferten Vorstellung geht ein Himmelsstrom Ardvi Sura Anâhita durch die Region der Sterne und kommt herab auf die Höhen der Berge und von da in die Tiefen der Täler und Ebenen. Er wird mit Opfern verehrt, auf dass er nicht alle seine Wasser in das Gebiet der Sonne laufen lasse und dadurch Trockenheit und Dürre verursache. Im Rigveda zeigt die altindische Überlieferung einen ähnlichen Himmelsstrom, die Sarasvatî, die den weiten Himmelsraum und die Erde füllt. Diese Sarasvatî erscheint Rigveda VI, 61, 7 als Vritratöterin Vritra-ghnî, und dementsprechend ist das persische Gegenstück, der Ardvi Sura Anâhita, behülflich, das dreimäulige, dreiköpfige und sechsäugige Ungetüm Azi Dahâk zu besiegen. Diese und noch andere Gleichläufigkeiten (Parallelen)stellen den Zusammenhang zwischen dem kosmischen Wasserkreislauf und dem Vritrakampf her. Der mächtige Himmelsstrom Sarasvatî darf nicht

Digitized by Google

mit dem kleinen Flüsschen gleichen Namens im Pendschab gleichgesetzt werden; durch Opfer bestimmt gibt er einen Teil seines Wassers für die Erde ab und mit diesem Wasser kommen die Samen und Säfte der Pflanzen. Im Avesta wird noch erwähnt, dass in dem See, aus dem die Wasser kommen, ein Baum mit allen Samen wächst, die mit den Wassern in die Höhe gehen und im Regen zur Erde gelangen. Der durch den Himmel kreisende Wasserstrom bringt nicht nur die Samen und Säfte, sondern auch die Sonne und die Gestirne.

Wenn es also dem Vritra gelang, diesem kosmischen kreisenden Strome den Weg zu sperren, oder die Wasser gefangen zu halten, so hielt er damit auch die Sonne und die Gestirne und die Samen fest. Wurde der Dämon erschlagen, dann gelangten die Wasser wieder nach oben und mit ihnen die Sonne und die Morgenröte, desgleichen die Kühe, unter denen entweder die Tage oder die Strahlen des Morgens zu verstehen sind. Eins klappt dabei allerdings nicht, und Tilak scheint das nicht bemerkt zu haben: wenn die kreisenden Wasser die Gestirne bewegen, dann müssten mit der Sonne doch auch die Gestirne von Vritra gefangen gehalten werden, während die arktische Nacht doch den Mond und die Sterne zeigt. Jedoch ist jeder Mythus Dichtung, und einer Dichtung darf man nicht zumuten, durchweg rationell zu sein, wenigstens nicht einer Dichtung der Urvergangenheit. Es ist schon viel erklärt, wenn der kreisende Himmelsstrom, aus der Gefangenschaft des Vritra befreit, auch die Kühe, d. h. die Tage, die Dämmerung und die Sonne mit heraufbringt, Indras Sieg mit seinem vierfachen Ergebnis also verständlich gemacht wird. Auch die Rolle der Berge oder Felsen in dem Kampfe mit Vritra wird klar; es sind nicht bildliche Bezeichnungen für Wolken, sondern die Berge zwischen Ober- und Unterwelt, durch deren Öffnungen die Wasser nach oben gelangen, Öffnungen, die Vritra (der Decker) mit seinem Körper von unten überdeckt. Diese Vorstellungen von den Bergöffnungen zwischen Ober- und Unterwelt empfängt besonders aus den alten Perserschriften ihre Bestätigung. Nach babylonilscher Vorstellung (vgl. H. Winckler, Himmels- und Weltenbild der Babylonier S. 26) liegt unter dem Luftreich in Gestalt einer Wölbung, also eines Gebirgszugs, die Erde, sie selber

Digitized by Google

ruht auf dem Ozean, dessen Wasser aus der Tiefe quellen, wenn man die daraufliegende Erdschicht durchbricht. Das sind alles Vorstellungen, auf die jedes denkende Volk bei Betrachtung der Regenwirkung von oben und der von unter heraufquellenden Wasser unfehlbar kommen musste.

Die Zeit, in welcher die Wasser zu fliessen aufhörten, ist in den alten Perserschriften, im Vendidad, folgendermassen gekennzeichnet. Es handelt sich darum, wie man die Leiche jemandes behandeln soll, der während des Winters stirbt, solange sie nicht den Vorschriften gemäss endgültig ihre letzte Ehre findet. Ahura Mazda (Ormuzd) wird gefragt: Wenn der Sommer vorüber und der Winter gekommen ist, was soll der Verehrer Mazdas tun?" Darauf antwortet Ahura Mazda: „In jedem Haus, in jedem Ort sollen sie drei Katas für den Toten ausheben, gross genug, dass sie nicht seinen Kopf stossen oder die Füsse oder die Hände des Menschen; . . . und sie sollen den leblosen Körper dort liegen lassen für zwei Nächte, drei Nächte oder einen Monat lang, bis die Vögel zu fliegen beginnen, die Pflanzen zu spriessen, die Fluten zu fliessen und der Wind die Wasser von der Erde auftrocknet. Und sobald als die Vögel zu fliegen anfangen, und die Pflanzen zu spriessen und die Fluten zu fliessen, und der Wind die Wasser von der Erde zu trocknen, dann soll der Verehrer von Mazda den Toten auf den (oder die?) Dakhma legen, sein Auge zur Sonne." Die Mazdaverehrer glaubten, dass der Leichnam durch Aussetzen an die Sonne gereinigt würde, und deshalb konnten Tote nicht während der Nacht bestattet werden. Hier lesen wir nun, dass die Leiche mehrere Nächte, bis zur Dauer eines Monates sogar liegen bleiben musste, ehe sie der Sonne ausgesetzt werden konnte. Die Stelle beweist also, dass der Winter einst für die Mazdaleute durch eine lange, zwei bis drei Nächte bis einen ganzen Monat umfassende Dunkelheit gekennzeichnet war und dass während dieser Dunkelzeit die Wasser zu fliessen und die Kräuter zu spriessen aufhörten. Was man während solcher langen Nacht mit einer Leiche beginnen solle, das wird Ahura Mazda gefragt. Dieselbe Antwort, die er hier gibt, erteilt er auch an einer andern Stelle auf folgende Frage: „Wenn in dem Hause des Mazdaverehrers ein Hund oder ein Mensch zufällig stirbt, und es regnet

Digitized by Google

gerade, oder es schneit oder stürmt, oder die Finsternis ist im Anzug, wenn die Herden und die Menschen ihren Weg verlieren, was soll der Verehrer Mazdas tun?" Der Gläubige wird angewiesen, im Hause eine Grube zu graben und dort „den leblosen Körber für zwei Nächte, für drei Nächte, oder einen Monat lang liegen zu lassen, bis die Vögel zu fliegen, die Pflanzen zu spriessen, die Fluten zu fliessen und die Winde die Wasser von der Erde zu trocknen beginnen." Hier wird also ausdrücklich noch die Finsternis erwähnt, die aus der vorangehenden Stelle erst erschlossen werden musste. Von einer noch längeren Finsternis als einer einmonatigen in der persischen Überlieferung hörten wir ja schon früher, wo als Zeit bis zum Wiedererscheinen des Tischtrya nach seinem Kampf mit Apaoscha in den Wasserregionen 1, 2, 50 oder 100 Nächte angegeben wurden.

Aus allen diesen Stellen erhellt, dass es der Winter war, während dessen die Wasser zu fliessen und die Sonne sich zu bewegen aufhörte, und dass dieser Zeitraum des Stillstands von einer bis zu hundert Nächten dauerte. Es war die Zeit arktischer Nacht, die verbot, den Toten zu bestatten, ehe ihn die Sonne gereinigt hatte; daher auch die früher erwähnte Furcht, in dieser Zeit zu sterben. Die Hindu glauben heute noch, es sei ungünstig, während des Südgangs der Sonne, d. h. während unsrer Winterzeit, zu sterben — ein Glaube, der sich offenbar aus der arktischen Heimat in die tropische verpflanzt hat. Da mit der Bewegung des Wassers auch die Sonne wiederkam, so versteht man jetzt, warum Indra geschildert wird als der, der durch seine Macht den Strom aufwärts bewegt und warum es von den Flüssen heisst, dass sie durch die Tötung des Vritra wieder frei werden sich zu bewegen, oder von Indra, dass er die Himmelslichter ohne Hemmnis scheinen liess und die Wasser frei machte zu fliessen. In vielen Stellen des Rigveda wird das Fliessen der Wasser und das Erscheinen der Sonne oder der Morgenröte als gleichzeitig geschildert. Diese Gleichzeitigkeit versteht sich unter der Voraussetzung, dass die befreiten Wasser nicht Wolkenwasser unmittelbar, sondern die kreisenden Himmelswasser am oberen Rande der Unterwelt sind, wo sie Vritra am Aufsteigen hinderte, indem er sich mit seinem Körper vor die Öffnungen der Berge legte.

Digitized by Google

Die kosmische Zirkulation der Wasserdünste ist der indischen und altgriechischen Mythologie übrigens nicht allein eigentümlich. In seinem Buche „Paradise found" stellt Dr. Warren fest, dass eine ähnliche Zirkulation auch in Homers Werken sich nachweisen lässt. Wenn die Sonne in goldnem Boot von Westen nach Osten zurückkehrt, so ist in dieser Vorstellung die Annahme einbegriffen, dass die Unterwelt mit Wasser erfüllt war. Die Voraussetzung, dass Homers Erde flach und die Unterwelt vollständig dunkel gedacht werden müsse, verwirft Warren als unbegründet: vielmehr sei Homers Erde als eine Kugel gedacht und die Unterwelt als erfüllt mit Wasserdünsten. Wie schon früher gesagt, musste eben jedes Volk, das denken konnte, zur Annahme von Wasserströmen, die den Himmel durchzogen, gelangen: Tau, Wolken und Bewegung der Gestirne führten dazu.

Nun könnte man noch einwenden: gewiss sind die Wasser, die durch Vritras Tötung befreit werden, jene kosmisch zirkulierenden, die samt Morgenröte und Sonne in der Unterwelt festgehalten waren. Aber das könnte sich immer noch auf einen täglichen Kampf des Lichtes mit der Finsternis beziehen; wozu bedarf es der Polarhypothese?

Dass wir es nicht mit einem täglichen Kampf zwischen Licht und Finsternis zu tun haben, sondern mit einem jährlichen, ergibt sich aus Rigveda X, 62, 2, wo die Angirasen, Indras Helfer bei dem Kampf um die Kühe, den Vala, d. h. Vritra, am Ende des Jahres (parivatsare) überwinden. An einer andern Stelle (VIII, 32, 26) wird der Wasserdämon Arbuda, der hier den Vritra vertritt, von Indra mit Eis und nicht mit einem Donnerkeil als der gewöhnlichen Waffe erschlagen. Der Kampf fand also im Winter, nicht alltäglich statt. Vritras Burgen werden „herbstliche" genannt, das ist beinahe winterlich. Wie will man ferner die hundert Nachtopfer und die Dauer des Kampfes, den Tischtrya mit Apaoscha in einer bis zu hundert Nächten ausficht, anders als auf Grund der Polarhypothese erklären?

Wir kamen oben zu dem Schlusse, dass Indras Kampf im Herbst begonnen und in den Winter sich erstreckt haben muss. Tilak glaubt nun aus einer Rigvedastelle II, 12, 11 sogar das Datum des Kampfbeginnes feststellen zu können. Es heisst dort, dass

Digitized by Google

Indra den Schambara, d. i. den Vritra, den auf den Bergen oder in den Bergen ruhenden auffand und erschlug „im Herbste im vierzigsten". Dieses „im Herbste im vierzigsten" kann sowohl „im 40. Herbste" bedeuten als auch „im Herbste, am 40. Tage des Herbstes". Die erstere Bedeutung ergäbe, dass Indra mit Vritra alle 40 Jahre zu kämpfen hätte; das klingt ungereimt und widerspricht andern Stellen, kraft deren der Kampf alljährlich stattfand. Den Schambara zu deuten als einen Häuptling der in Indien uransässigen Rasse, mit dem Indras Anhänger 40 Jahre Krieg geführt hätten, geht ganz und gar nicht, weil Indras Kampf mit Schambara an vielen Stellen so erwähnt wird, dass die Gleichsetzung dieses Vorkommnisses mit dem Sieg über Vritra unzweifelhaft geboten ist. Es bleibt also nur die Deutung: „am 40. Tage des Herbstes" fand Indra seinen Feind. Lassen wir das Jahr, wie bei den alten Römern, mit dem März beginnen, dann würde der 40. Tag des Herbstes auf den 10. Oktober fallen: dies wäre das Datum des Beginns vom Kampfe Indras mit dem Dämon der Finsternis. Wir lasen zwar früher von einer Einteilung des zehnmonatigen Jahres in 5 und des zwölfmonatigen in 6 Abschnitte. Die Annahme von 4 Jahreszeiten zu je 3 Monaten, die wir hier, bei Bestimmung des 40. Tages des Herbstes zu Grunde legen müssen, rechtfertigt sich aus Rigveda I, 155, 6:

„Durch vier der Zeiten hat ja neunzig Renner er
gleich rundem Rad zugleich in schnellen Lauf gesetzt."

Das sind 4 Jahreszeiten zu je 3 Monaten oder 90 Tagen und darnach ergibt sich als 40. Tag des Herbstes der 10. Oktober. Wir sahen früher, dass die sieben Adityas, oder monatlichen Sonnengötter, die Söhne der Aditi, von dieser den Göttern in einem früheren yuga dargebracht wurden, und dass sie den achten, den Tot-ei mârtânda, wegwarf, weil er in einem unentwickelten Zustande geboren war. Mit andern Worten: Der Sonnengott des achten Monates wird dargestellt als bald nach der Geburt gestorben, was offenbar soviel heisst, dass die Sonne im Beginn des 8. Jahrmonates, des Oktobers, unter den Horizont hinabging. Die Aditilegende führt also auf den Anfang des Oktobers als die Zeit des Hinabtauchens der Sonne unter den Horizont für lange Zeit, und der Ausdruck „im Herbst, am vierzigsten (Tage)", wo Indra

Digitized by Google

den Vritra-Schambara fand, führt auf den 10. Oktober, also ebenfalls den Anfang dieses Monates: eine überraschende Bestätigung und Bestärkung der gegebenen Auslegungen von Stellen, die bisher überhaupt noch keinen Sinn ergeben hatten.

Das Wort für Herbst sharad kommt von der Wurzel shar zerbrechen, zermalmen und bedeutet Abbruch, Verfall, Schwund, nämlich der Sonnenkraft. In der Taittirîya Samhitâ II, 1, 2, 5 heisst es: Es gibt dreierlei Glanz der Sonne: einen im Frühling, am Morgen, einen im Sommer oder Mittag, und einen im Herbst oder Abend. Man kann aus dieser Stelle wohl folgern, dass nach dem Herbste in alten Zeiten keine Periode des Sonnenscheines mehr folgte, oder mindestens des Sonnenglanzes. Tilak führt noch andre Stellen aus indischen Schriften an, die es wahrscheinlich machen, dass der Winter vor Alters eine sonnenlose Zeit war; da das Wort himyâ, die winterliche, im Rigveda (I, 34, 1) für „Nacht" gebraucht werde, so deute auch dies daraufhin, dass der Winter eine Zeit besonderer Dunkelheit war.

Wir verstehen nunmehr, warum Schambaras (d. i. Vritras) Burgen (das sind die Tage oder vielmehr Nächte, die dem Dämon Schutz gewähren), herbstliche heissen. Die Zeit der arktischen Nacht, die dieser Version des Kampfes mit Schambara (-Vritra) zu Grunde liegt, beginnt noch im Herbste. Die Basis der Legende ist das Verschwinden der Sonne unter dem Horizonte im Beginn des achten Monates im Herbste, gefolgt von einem langen Zwielicht, einer andauernden Nacht von nahezu 100 Tagen und einer langen, 30tägigen Morgendämmerung in den Nordpolargebieten.

Die Ströme oder Wasser, die durch Indras Sieg befreit werden und aufwärts fliessen, heissen des öfteren die sieben. Wie schon erwähnt, wollte man darunter die Flüsse des Pendschab verstehen, die aber nur fünf sind und auch in alten Zeiten nur fünf waren. Nur durch Gewaltmittel kommt man zu einer Siebenzahl, indem man kleine Nebenflüsschen mitrechnet, oder überhaupt sieben indische Flüsse verstanden wissen will. Woher nun die Siebenzahl der himmlischen Ströme?

Indra heisst auch der siebenstrahlige. Dies bringt Tilak in Zusammenhang mit den sieben Himmelsströmen. Die gleichzeitig

Digitized by Google

mit den Strömen befreite Sonne wird ebenfalls siebenfältig aufgefasst, eine Sonne für jeden der sieben Monate, in denen das Tagesgestirn über den Horizont kam. Die sieben Sonnen brauchten sieben Rosse oder sieben Ströme zu ihrer Fortbewegung durch die verschiedenen Himmelsgebiete. In verschiedenen Liedern des Rigveda wird die gleichzeitige Befreiung der Sonne, der Morgenröte und die sieben Ströme erwähnt. Diese sieben Ströme bringen, aus der Unterwelt nach oben in den Himmel strömend, die Sonnen der verschiedenen Monate mit herauf. Wenn wiederum die sieben Ströme, die man zur Not sich ja auch als Strömungen eines Stromes vorstellen kann, anscheinend als ein einziger Strom aufgefasst werden, wie aus der altpersischen Benennung Ardvi Sûra Anâhita und der indischen Sarasvatî hervorgeht, so braucht man darin keinen bedenklichen Widerspruch zu erblicken. Die sieben Ströme sapta sindhavah heissen im Avesta hapta-hindu und wurden dort als eine Bezeichnung für Indien aufgefasst, was aber wohl jetzt nicht mehr haltbar ist. Der indische Fluss Sarasvatî hat seine Benennung nach dem himmlischen; Tilak meint mit Recht, dass die arischen Inder, aus hohem Norden kommend, Namen ihrer nördlichen Heimat und Mythologie zur Benennung von Flüssen, Bergen, Gegenden ihrer neuen Heimat verwandten. Die Namen vorderindischer Städte tauchen, von Auswandrern verpflanzt, in Hinterindien auf, europäische Orts- und Flussnamen finden sich wieder in Amerika, Afrika und Australien, und kleinasiatische Namen lassen sich für das äusserste Altertum in ihrer Verbreitung über das Gebiet des Mittelländischen Meeres verfolgen.

Indra als der Führer oder Loslasser der Wasser (apâm netâ, apâm srashtâ) ist also nicht der Befreier der Wolkenwasser, sondern der Wasser und der Wasserdünste, die das Rund des Weltalls durchkreisen und zur Winterszeit durch Vritra gehemmt werden; seine Tat ist also eine viel bedeutungsvollere, sie ist nicht lokal, sondern kosmisch gedacht, und galt deshalb als seine grösste.

Durch hundert nächtliche Somaopfer gestärkt, erschlägt er mit Eis den wässrigen Dämon der Finsternis, zerstört seine hundert „herbstliche" Burgen, befreit die Wasser oder die sieben

Digitized by Google

Flüsse, auf dass sie wieder ihren Weg aufwärts durch das Luftreich ziehen, und brachte die Sonne und die Morgenröte sowie die Kühe, die Tage, wieder zum Vorschein, nachdem sie in Felsenhöhlen eingesperrt gewesen.

Nicht in Widerspruch damit steht es, dass Indra im Rigveda, der ja Lieder aus sehr weit auseinanderliegenden Jahrhunderten enthalten mag, als Gewitter- und Regengott erscheint. Nur Indra der Vritrahan (Vritratöter) darf nicht als Regengott aufgefasst werden. Indras Name hat keine Entsprechung in andern indogermanischen Mythologieen, der Gott Indra mag also jüngeren Datums sein, aber der Erbe eines älteren Gottes, der ursprünglich der Vritratöter war. Der Umstand, dass der Vritrahan im Avesta, also der Verethraghna, Tischtrya heisst, bestärkt diese Ansicht. In dem Grade, wie man zeitlich und räumlich von der alten nordpolaren Heimat getrennt, den Naturhintergrund des Indrakampfes, nämlich die lange arktische Nacht, vergass, verstand man auch nicht mehr die Einzelheiten des Mythus so genau und färbte sie mehr und mehr so, dass sie auch zur Not auf ein Gewitter sich deuten liessen und dem Gewitter- und Regengott Indra, dem Tropfengott, beigelegt werden konnten.

Digitized by Google

12. Die Taten der Aschwins, der Götterärzte.

Auf eine arktische Nacht von 3, 10 oder 100 Tagen deuten auch gewisse Angaben über die Taten der Aschwins, der göttlichen Zwillinge und Götterärzte. Aschwin kommt von açva, lateinisch equus, Ross, und heisst der Reiter. Die beiden Reiter, vielleicht Tag und Nacht als Erscheinungsformen der Zeit, der allheilenden, alltröstenden, helfen Indra bei seinem Kampf mit dem Dämon der Finsternis; sie sind deswegen Lichtbringer, die dem Blinden das Augenlicht, dem Lahmen die Bewegungsfähigkeit, dem Betrübten den Frohsinn, dem Alter die Jugend wieder schaffen. Mancherlei Geschichten von ihnen hat man auf die tiefstehende, glanz- und wärmelose Sonne des Winters bezogen. Dass aber nicht die Wintersonne gemässigter oder tropischer Breiten, sondern die unsichtbare Sonne der Polarnacht der Naturgrund dieser Mythen ist, ergibt sich aus dem Umstande, dass die hülfebedürftigen Schützlinge der Aschwins in Dunkelheit sitzen, in bodenloser Finsternis. Die uns bekannte Wintersonne mit ihrer geschwächten Leuchtkraft mag alt, lahm, traurig genannt werden, aber sie ist nicht blind; die Beilegung der Blindheit deutet also auf Finsternis, in der die Sonne wohnt. Die Heilung von dieser Blindheit ist gleichbedeutend mit der Errettung aus bodenloser Finsternis oder einer Grube. Dass der Mythus nicht auf die tägliche Gewinnung des Sonnenlichtes geht, ergibt sich aus dem Fehlen derartig deutbarer Angaben und der Einmaligkeit der verschiedenen Rettungs- oder Heiltaten der Aschwins. Da die Dauer der Dunkelheit oft auf mehrere Tage angegeben wird, so spricht alles dafür, dass mit den Personen, die von den Aschwins geheilt oder gerettet werden, die unsichtbare Sonne der Polarnacht gemeint ist. Rebha blieb zehn Tage und neun Nächte hilflos in den Wassern; Bhujyu lag drei Tage und drei Nächte in bodenloser Meerestiefe in Finsternis; Dîrghatamas, der im zehnten Monat alt wurde, war zwei Monate seinen Feinden preisgegeben, ehe ihm Hilfe von den Götterärzten

Digitized by Google

wurde. Wir haben also hier Erinnerungen an arktische Nächte von verschiedener Dauer: von drei, zehn und 60 astronomischen Tagen. Auch der Ort, aus dem die Schützlinge der Aschwins errettet werden müssen, spricht für die Polartheorie: es ist die dunkle, wasser- oder wasserdunsterfüllte Tiefe der Unterwelt, in der die Polarsonne weilt, der Hilfe der Aschwins bedürftig.

Von Rijrâschwa, d. h. Rotross, wird erzählt, er habe 100 oder 101 Schafe geschlachtet und sie der Wölfin gegeben, worüber ergrimmt sein eigner Vater ihn des Augenlichtes beraubte. Auf die Bitte der Wölfin gaben die Aschwins dem Blinden das Augenlicht wieder. Max Müller deutete die Schafe als Sterne, die dem Glanze der aufgehenden Sonne zum Opfer fallen. Nun bedeuten aber die 350 Rinder und die 350 Schafe des Helios die 350 Tage und ebensovielen Nächte eines Jahres, das nur 50 Wochen kannte und vermutlich die 10 Tage arktischer Nacht nicht mitrechnete, zehn Tage notabene, die oben in dem zehntägigen Verweilen Rebhas (d. i. der Sonne) in Wasser und Not wiederzukehren scheinen. Wenn also Tage und Nächte als Rinder und Schafe erscheinen, so kann man das Schlachten der 100 Schafe und ihre Auslieferung an die Wölfin auf die 100tägige arktische Nacht beziehen. Rotross, der durch sein Hinabgehen unter den Horizont an dem Tod der Schafe schuld ist, wird dafür des Augenlichts beraubt, sieht nicht mehr — und wird nicht mehr gesehen, bis die Götterärzte ihm wieder hoch und zu Glanz verhelfen. Rotross ist natürlich die Sonne selber. Wir bekommen also aus den Aschwingeschichten Belege für arktische Nächte von 3, 10 und 100 Sterntagen Dauer.

Als den wichtigsten der Aschwinmythen für die Polarhypothese bezeichnet Tilak die Geschichte von Atri Saptavadhri. Er wird von den Aschwins aus einem Abgrund und aus der Finsternis errettet und ruft in dem Hymnus Rigveda V, 78 den Beistand der Götterzwillinge an, da er in einem Holzbehälter gefangen ist, aus dem er, wie bei einer Geburt das Kind, befreit werden will. Die drei letzten Verse dieses Gedichtes waren bisher nun ganz unverständlich, denn sie handeln von der Geburt eines Kindes nach zehnmonatlichem Verweilen im Mutterleib. Auf Grund der Polarhypothese kommt Tilak zu folgender Erklärung. Saptavadhri

Digitized by Google

heisst wörtlich der Siebeneunuch und gemeint ist die Sonne, die während der arktischen Nacht für die arktischen Gebiete natürlich ein Eunuch ist, d. h. zeugungsunfähig. Wir müssen uns dabei vergegenwärtigen, dass die Alten in Vergleichen, die uns derb vorkommen, nichts Anstössiges fanden; den Himmel als Vater, die Erde als Mutter, die Sonnenstrahlen als Zeugungsorgane, den Gewitterregen als Samen aufzufassen war ihnen nicht anstössig. Ein deutscher Dichter des angehenden 18. Jahrhunderts, der allerwege in seinen Versen über die Vortrefflichkeit der Schöpfung entzückt ist und Gottes Natur nicht genug preisen kann, hat, ohne den Rigveda zu kennen, folgende Strophe an die Sonne gedichtet, die ganz im Geist rigvedischer Poesie ist:

Wenn du uns den Tag verlängerst:
Spürt man, wie du Berg und Tal
Durch dein männlichs Feuer schwängerst;
Ja man sieht durch deinen Strahl
Den gewölbten Bauch der Erden,
Voll Verwund'rung trächtig werden
Der, wenn sich das Jahr verjüngt,
Lauter Wunder-Kinder bringt.

Siebeneunuch heisst die Sonne, weil die Siebenteiligkeit überhaupt im Rigveda dem Himmel, der Erde und der Unterwelt beigelegt wird. Dieselbe Sonne, die hier als Siebeneunuch erscheint, gab aber noch Gelegenheit zu einem andern, der Fortpflanzung entnommenen Gleichnis. Man verglich die Sonne am Himmel mit dem Kind im Mutterleibe, als Mutterleib erschien der Raum, den Himmel und Erde begrenzte. Während nun das noch unsichtbare Kind nach den 9 Monaten der Schwangerschaft sichtbar wird, wird der Embryo Sonne für eine Gegend mit nur 10 Monaten Sonnenscheindauer nach zehn Monaten für die Dauer einer zweimonatigen arktischen Nacht unsichtbar. Dieser Vergleich gab nun die schönste Gelegenheit zu Rätselfragen: welches Kind ist sichtbar als Embryo und wird unsichtbar nach der Geburt? Ferner wer bringt das verschwundene, eben geborene Kind seinen Eltern zurück? Das besorgten offenbar die Aschwins, die das Sonnenkind nach zwei Monaten Winternacht wieder aus der Nacht, der Grube, oder dem Holzbehältnis hervorholen. Jene

Digitized by Google

drei ganz unverstanden gebliebenen Verse am Ende des Liedes V, 78 erweisen sich somit als ganz verständlich und zu dem Liede gehörig: sie handeln von derselben Sonne als Zehnmonatkind, von der die voraufgegangenen Verse als dem Siebeneunuch gesprochen haben. Und in beiden Eigenschaften kann hier nur eine Polarsonne gemeint sein, die zwei Monate unter dem Horizonte bleibt. Nur unter dieser Voraussetzung erklärt sich das angegebene Lied vollauf befriedigend, während es bisher überhaupt nicht erklärt werden konnte und als ein Konglomerat verschiedener unzusammenhängender Bruchstücke betrachtet wurde. Wiederum hat die Polarhypothese sich überraschend leistungsfähig erwiesen.

Saptavadhri, das ebengeborene, und mit dem Austritt aus dem Mutterleib unsichtbar gewordene Kind Sonne, erscheint in dem Liede V, 78 in einem Baum oder einer Holzkiste befindlich. Vielleicht, dass man sich zu dem Verschwinden des Neugeborenen eine Geschichte erdichtete, wonach das Kind in einer Kiste verborgen und diese Kiste, weil die unsichtbare Sonne im dunklen Wasserbereich der Unterwelt gedacht wurde, auf dem Wasser ausgesetzt wurde. Das würde dann der Naturkern zu den Sagen von der Aussetzung des Moses und ähnlichen sein und erschlösse den Eingang zu einem Gebiet höchst interessanter Untersuchungen. Tilak, obwohl er diese Fragen im Sinne gehabt zu haben scheint, geht leider zu kurz darüber weg; er erwähnt nur, dass man sich die Frage vorlegen könnte, ob das verschwundene Kind in einer Holzkiste eingeschlossen oder mit Lederriemen im Wasser ausgesetzt wurde. Jedenfalls wäre hier ein Anhaltspunkt, auch Babylonisch-Semitisches von einem Nordpolarvolk, sei es nun den Indogermanen oder einem Indogermanen und Semiten umfassenden Urvolke herzuleiten.

Digitized by Google

13. Vom Sonnenrad, das Jndra stahl.

Indra benutzte die Strahlen der Sonne als Waffe zur Tötung seiner Feinde. Das Verschwinden der Sonne für zwei Monate oder sonst eine längere Zeit unter dem Horizonte konnte deshalb auch so gedeutet und zu einer Erzählung verarbeitet werden, dass man Indra das Sonnenrad stehlen liess, um den Dämon der Finsternis damit zu töten. Während also sonst Indra gewöhnlich als Helfer und Befreier der Sonne gerühmt wird, erscheint er im Rigveda auch einigemale in der Rolle eines, der das Sonnenrad stiehlt, um die Finsternisdämonen zu töten. In einem Verse, wo dieser Mythus erwähnt wird, Rigveda VI, 31, 3 machten nun zwei Worte viel Kopfzerbrechen: dasha prapitve. Tilak kommt unter Zugrundelegung der Polarhypothese zu einer sehr natürlichen, und guten Erklärung dieser beiden Worte, macht also auch hier wieder Dunkles helle, indem er diese Worte übersetzt mit: „beim Zehnverfall", und die Deutung dafür gibt: beim Verfall der zehn Monate Sonnenscheindauer, also zu Beginn der zweimonatigen arktischen Nacht stahl Indra das Sonnenrad, weil er es zum Kampf gegen die Finsternis brauchte.

Die Tragweite der Polarhypothese auf die weitere Durchforschung der Vedischen Mythen und besonders der Mythen des Rigveda in ihrem ganzen Umfange zu erörtern, dazu hätte Tilak wohl noch einen weiteren Band schreiben und noch Jahre angestrengtesten Studiums verwenden müssen. In dem zehnten Kapitel seines vorliegenden Buches beschränkt er sich nur auf ein paar Mythen. So erklärt er die Geschichte von den drei Schritten, mit denen Vischnu die Welt ausschreitet und von denen der dritte unsichtbar bleibt, als einen Sonnenmythus, dem eine Dreiteilung zu Grunde liegt und zwar zwei Teile Sonnenschein-

Digitized by Google

dauer und ein Teil (vier Monate) arktische Nacht, während der Vischnu, der Sonnengott, in der Unterwelt den dritten Schritt tut. Auch die Legende von Trita Aptya wird auf eine Dreiteilung des Jahres und ein Jahrdrittel arktischer Nacht bezogen. Den drei Teilen entsprechen drei Brüder, deren zwei den dritten in eine finstere Grube werfen. Die Brüder heissen „Erster", „Zweiter" und „Dritter", „Dritter" ist der Trita Aptya, Aptya genannt nach den Wassern (âp) in denen die unter den Horizont getauchte Sonne verweilt. Tilak beleuchtet die gezwungenen und vergeblichen Versuche, die bisher gemacht wurden, die Geschichte von Trita Aptya zu erklären, und hat natürlich, im Besitz des richtigen Schlüssels, leichtes Spiel den Bruder „Dritter", der in finstre Grube geworfen, der aber auch mit der Tötung des Vritra in Zusammenhang gebracht wird, als das dunkle arktische Jahresdrittel zu deuten. Von dem übrigen Inhalt des zehnten Kapitels wollen wir aber absehen, da er keine hervorragende neue Stützen für die Polarhypothese bringt, und uns nun zu den Beweisen aus dem Avesta, dem heiligen Buche der Perser, wenden.

Digitized by Google

14. Nordpol- und Eiszeitüberlieferung im Avesta.

Das Avesta, die Sammlung der Reste einer unter den Perserkönigen noch umfangreich gewesenen heiligen Literatur, enthält einige wichtige Stellen, die sich unmittelbar auf die Frage der Urheimat im hohen Norden und die Wanderungen von da nach den Gebieten des Oxus, Jaxartes und Indus beziehen. Schon mehrmals hatten wir Gelegenheit, Legenden und Überlieferungen des Avesta zum Beweise für die Polarhypothese heranzuziehen. Den Vorfahren der Iranier oder Perser waren Tag und Nacht von je sechs Monaten bekannt. Wenn Tischtrya, der den Apaoscha bekämpft wie Indra den Vritra, seine Abwesenheit bis auf hundert Nächte angibt, so sehen wir darin eine Erinnerung an arktische Nächte von der Dauer bis zu 100 Sterntagen. Die Vorschrift, den Toten für zwei, drei Nächte oder einen Monat lang im Hause zu behalten, bis die Fluten zu fliessen begännen ,erklärte sich ebenfalls als zusammenhängend mit der arktischen Nacht. Immer wieder sei daran erinnert, dass die verschiedenen Angaben über die Dauer der Polarnacht sich durch den Hinweis auf die grössere oder geringere Entfernung der arktischen Gebiete vom Nordpol erklären. Die Avestaüberlieferung über die Urheimat im höchsten Norden und ihre Zerstörung durch Schnee und Eis hat in dem Veda der Inder kein Gegenstück, sie ist ein unabhängiger Beweis für das, was aus dem Veda bezüglich der Urheimat erschlossen werden kann. Die Überlieferung vom Anbruch der Vereisung jener Nordheimat befindet sich in den ersten beiden Kapiteln des Vendidad, desjenigen Teiles des Avesta, der in 22 Kapiteln die priesterlichen Anschauungen und Vorschriften über verschiedene religiöse und bürgerliche Dinge, wie über die Reinigung von Erde,

Digitized by Google

Feuer, Wasser, die Behandlung von Leichen, die Pflege der Hunde und die Bussen für allerlei Vergehen wiedergibt. Die beiden hier in Frage kommenden Kapitel haben keinen Zusammenhang mit den folgenden, sie scheinen dem Vendidad einverleibt zu sein als ein Rest historischer Überlieferung. Früher haben Forscher in diesen Überlieferungen halb mythische, halb historische Erinnerungen sehen wollen, zuletzt aber sprach man ihnen die historische Verwertbarkeit ab. Sie erlangen diese Verwertbarkeit aber im Lichte der arktischen Hypothese, zu der man früher nicht den Mut hatte, weil man nicht wusste, dass am Pol einmal ein mildes Klima geherrscht habe.

Das erste Kapitel des Vendidad zählt sechszehn Länder auf, die Ahura Mazda, der höchste Gott der Iranier, schuf. Sobald jedes dieser Länder geschaffen war, kam Angra Mainyu (Ahriman), der böse Geist, schuf verschiedene Übel und Plagen, das Land zu verheeren, und machte es dadurch den Menschen unbewohnbar. Von den erwähnten 16 Ländern lassen sich mindestens sieben auf der Landkarte wiederfinden, wenn man die Inschriften der persischen Könige und die Wiedergabe derselben Namen bei griechischen Schriftstellen zu Rate zieht. So kommt man von Sughdha, Suguda auf die Landschaft Sogdiana, die man aus der Geschichte Alexanders des Grossen kennt und wo heute Samarkand liegt, von Mouru, Margu auf Margiana, heute Merv; von Bâkhdhi auf Baktrien, heute Balkh; von Harôyu, Haraiva, Areia auf heutiges Herat; von Harahvaiti, Harauvati, Arachosia auf Harût; von Haûtumant auf Helmend; von Ragha auf Rai sowie von Haptahendu, welches dem altindischen Saptasindhu entspricht, auf das Pandschab.

Diese Länderaufzählung hat also einen historischen, oder besser gesagt, einen geographischen Tatsachengrund. Unsre ganze Aufmerksamkeit muss sich nun dem Lande zuwenden, welches Ahura Mazda zuerst schuf und das der böse Geist verdarb, indem er eine grosse Schlange und den Winter (oder Schnee) dagegen schuf; dort gibt es jetzt, sagt Ahura Mazda zu Zarathustra, zehn Monate Winter und zwei Monate Sommer. Dieses erste Land heisst Airyana Vaêjo, wofür die alten Perser „Iran Vêjo" sagten. Vaêjo, Vêjo ist sanskritisch bîja der Same, Keim, Airyana

Digitized by Google

Vaêjo ist also Iranier- oder Arier-Keim, Arierheim, Geburtsland der Iranier oder Arier. Man darf dabei keineswegs an das heutige Iranien denken, denn dies hat von den aus dem Norden gekommenen Iraniern erst seinen Namen bekommen. Nun erhebt sich die Frage: war dieses Airyana Vaêjo ein historisches oder sagenhaftes Land und gibt die Aufzählung der 16 Länder die historische Reihenfolge der Länder, durch welche die Iranier oder alten Perser und Meder nacheinander ihre Wohnsitze verlegten? Tilak bekämpft die Vermutung, dass Airyana Vaêjo die östlichste Grenze Irans sei, indem er in dem Flusse Rangha, der im Zusammenhang mit dieser falschen Vermutung als das Kaspische Meer gedeutet wurde, das im Rigveda erwähnte indische Flüsschen Rahâ erblickt und sehr geschickt darauf aufmerksam macht, dass sich bei dieser Deutung als vorletzte Heimat der Iranier das Penjab, und als letzte (soweit die Länder überhaupt im Vendidad erwähnt sind) das Gebiet der Rasâ, eines Nebenflusses des oberen Indus ergäbe, während als erste und Urheimat das Polargebiet in Betracht käme.

Nun enthält das Avesta Stellen, welche in klaren Ausdrücken die Witterungsverhältnisse von Airyana Vaêjo beschreiben, und es ist kein Grund ersichtlich, warum man diese Beschreibung für Phantasie und nicht für richtige Wirklichkeit halten solle. Anfangs war Airyana Vaêjo ein wohnliches Land, eine gute und glückliche Schöpfung Ahura Mazdas. Die Tücke Angra Mainyus wandelte es in ein Land mit zehn Monaten Winter und zwei Monaten Sommer, wodurch es unbewohnbar wurde und, man wird hinzufügen dürfen, vereisen musste. Einzelheiten der Stelle, wo dieser Bericht steht, werden von den Übersetzern verschieden gedeutet, aber darin stimmen alle Forscher überein, dass das Land erst ein gutes war, dass strenger Winter und Schnee erst durch den bösen Geist eingeführt wurde und dass von da ab in dem Lande der Winter zehn Monate, der Sommer nur zwei dauerte. Ebenso stimmen die Gelehrten bisher darin überein, dass eine weitere Angabe, wonach in dem Lande fünf Monate Winter und sieben Monate Sommer herrschten, spätere Hinzufügung sein müsse, also nicht ursrpünglich da gestanden habe. Wenn nun gesagt wird, dass das schöne Land erst durch die Gegenschöpfung

Digitized by Google

des Angra Mainyu Winter und Schnee kennen lernte und dass diese Gegenschöpfung nur zwei Monate Sommer übrig liess, so darf man wohl schliessen, dass das Land ursprünglich zehn Monate Sommer hatte und zwei Monate kurzen, milden Winters, der aber kaum als Winter im Sinne des zehnmonatelangen strengen angesehen wurde. Dass solche Klimaschwankungen vorkommen, war vor wenigen Jahrzehnten noch unbekannt. Heute weiss jeder Gebildete, dass das sonnige Deutschland einst bis zu seinen Gebirgen hin von Norden her mit einer mehr als haushohen Eisdecke überzogen war, wie heute Grönland. Auch ist bekannt, dass in früheren Erdaltern sowie in den Zwischeneiszeiten das Klima in den Polargebieten wärmer wie heute war. Nur die Unkenntnis dieser erst im letzten Menschenalter erwiesenen Tatsachen hielt die Avestaforscher ab, das erste Land der Arier, Airyana Vaêjo, gemäss der klipp und klaren Beschreibung, dass zehn Monate lang Winter herrschte, in den hohen Norden zu verlegen. Heute steht dem aber nichts mehr entgegen, denn es ist eine wissenschaftliche Tatsache, dass die arktischen Gebiete einst lange kühle Sommer und warme kurze Winter genossen. Die Eiszeiten brachten den verderblichen Umschwung. Was also das Avesta von Airyana Vaêjo erzählt und die Gelehrten früher für Phantasie hielten, das wird durch die moderne Geologie und Polarforschung als wirklichkeitsgemäss bestätigt. Besinnen wir uns, dass Angra Mainyu umkehrte, was Ahura Mazda geschaffen hatte, dass also den zehn Monaten Winter und zwei Monaten Sommer umgekehrt zehn Sommer- und zwei Wintermonate vorangegangen sein mögen — was ja mit dem Klima der Zwischeneiszeit stimmt — so brauchen wir nur noch auf das aufmerksam zu machen, was wir hinreichend aus dem Veda erwiesen kennen lernten: auf die zehn Monate Sonnenscheindauer und die zweimonatige arktische Nacht oder auf das indo-europäische Zehnmonatjahr, das uns bei den Indern und Römern begegnet: ich glaube, jeder muss zugeben, dass die Tatsachen, die aus dem Avesta, dem Veda und der modernen Geologie hervorgehen, hier wunderbar zusammenstimmen; Airyana Vaêjo, die Urheimat der iranischen Arier, lag in arktischem Gebiete auf einem Breitengrade, wo die Winternacht zwei Monate dauerte. Es ist nichts an unsrer Stelle von anhal-

Digitized by Google

tender Dunkelheit gesagt, aber solche Stellen finden sich anderswo im Avesta, und fänden sie sich nicht, so wäre die monatlang anhaltende Dunkelheit aus der Reihe der übrigen Schlüsse zu folgern. Dies Gebäude Tilaks ein luftiges nennen, oder ein schlecht gegründetes, dürfte schwerlich zu rechtfertigen sein.

Wir sahen oben, dass die Gelehrten auch darin einig sein wollten, es müsse die Erwähnung eines fünfmonatigen Winters und siebenmonatigen Sommers im Zusammenhang mit der klimatischen Beschreibung von Airyana Vaêjo ein späteres Einschiebsel sein. Nun kann aber ein Volk in der Nähe des Pols in seinen südlicheren Strichen sehr wohl nur zwei Winter- und zehn Sommermonate, in den nördlicheren Strichen aber fünf Winter- und sieben Sommermonate gehabt haben, und ausserdem erwähnen die Avestakommentatoren auch noch an anderen Stellen eine solche Witterungsverteilung: Tilak kommt daher zu dem Schlusse, dass dies angeblich unverständliche Einschiebsel im Lichte der arktischen Theorie so verständlich wird, dass es sogar als ein neuer Beweis für deren Richtigkeit angesehen werden darf. Wir haben ja auch bei den Indern ein Jahr von 10 und eins von 7 Monaten Sonnenscheindauer gefunden, dazu noch, aber weniger vorwiegend, eine neunmonatige. Diese scheinbar ganz ungereimten Schwankungen verstehen sich im Hinblick auf die grössere oder geringere Entfernung vom Pol. Tilak macht auch auf eine iranische Überlieferung betreffs des Winteranfangs aufmerksam: sie trifft ziemlich zusammen mit dem Datum, das wir in der indischen Überlieferung, dem 10. Oktober, fanden.

Im zweiten Kapitel des Vendidad finden wir nun eine anschauliche Beschreibung vom wirklichen Anbruch der Eiszeit, welche das alte Arierparadies zerstörte. Das Kapitel enthält eine genauere Schilderung von Airyana Vaêjo und des paradiesischen Lebens darinnen vor der Vereisung. Das Kommen des strengen Winters wird vorausgesagt und König Yima aufgefordert, sich darauf vorzubereiten. Dies geschieht bei einer Versammlung der himmlischen Götter, in der auch der Menschenkönig mit seinen hervorragendsten Mannen erscheint. Ahura Mazda prophezeit, es würden schlimme Winter in das Land kommen und alles darin zerstören. Deshalb solle Yima einen Vara, eine Umfriedigung oder

Digitized by Google

Schutzanlage machen und dahinein die Samen aller Arten von Tieren und Pflanzen bringen. Yima schuf eine solche Umfriedigung, und „die Sonne, der Mond und die Sterne gingen darin nur einmal im Jahre auf"; ein Jahr erschien dort den Einwohnern nur als ein einziger Tag.

Diese letzteren Züge sind wieder durchaus polar; denn wenn man von glücklichen Menschen in Übertreibung auch einmal sagen kann, das Jahr verfliesse ihnen wie ein Tag, so kann von einem nur einmaligen Aufgehen der Sonne, des Mondes und der Sterne nur jemand reden, der entweder selbst am Nordpol war oder von ihm durch Überlieferung Kunde besitzt. Wir haben also hier einen klaren Beweis, dass die älteste Erinnerung auch der Iranier am Nordpol haftet. Die Ähnlichkeit der Geschichte mit der Arche Noahs ist einleuchtend.

Die wichtigste Stelle, die älteste und einzige literarisch fixierte Erinnerung an den Hereinbruch der Eiszeit ist die in Form einer Voraussage und Warnung erfolgende Beschreibung, wie die schlimme Zeit anheben würde: „Und Ahura Mazda sprach zu Yima und sagte: Yima, du Edler, Sohn des Vîvanghat! Auf die Körperwelt werden verderbliche Winter fallen, die werden grimmen, schlimmen Frost bringen; auf die Körperwelt werden verderbliche Winter fallen, die werden Schnee bringen selbst ein Aredvi (14 Finger) tief auf den höchsten Bergspitzen. Und alle drei Arten der Tiere werden umkommen, die, welche in der Wildnis leben, und die, welche auf den Bergspitzen leben, und die, welche in den Talschluchten leben, im Schutze von Ställen. Vor diesem Winter wollten die Felder Gras in Menge für das Vieh tragen . . . Deshalb mache du einen Vara so lange wie eine Rennbahn auf jeder Seite des Vierecks und dahinein bringe die Samen von Schafen und Ochsen, von Menschen, Hunden, Vögeln und roten brennenden Feuern."

Aus grauer Vorzeit überliefert haben wir hier also eine Schilderung, die mit den Ergebnissen moderner Geologie zusammentrifft, ohne dass die Geologen eine Ahnung von jener Urzeitüberlieferung hatten. Die Vorfahren der Iranier, wie der Inder, und somit der Indogermanen bewohnten Länder in der Umgebung des Nordpols, wo jetzt Eis und Schnee alles überdeckt. Im Avesta

Digitized by Google

lesen wir, wie sich diese furchtbare Zeit der Vereisung in die Erinnerung eingeschrieben hat. Der Menschenkönig wird im Götterrat auf das bevorstehende Ereignis vorbereitet, und mit Weisungen versehen, der Katastrophe zu begegnen. Sollte man das alles für ein Spiel des Zufalls halten? Der Zufall vermag viel, aber hier treffen doch aus verschiedenen, von einander unabhängigen Richtungen soviele Beweisgründe zusammen, dass es Tollheit wäre, diese Urzeiterinnerungen jedes historischen Kernes bar zu sprechen. Ich glaube, wir dürfen Tilak zustimmen, dass wir hier Geschichtliches, und nicht nur Mythisches, Erdachtes vor uns haben. Da es mindestens zwei Vereisungen gegeben hat, von denen die letzte, nach der keineswegs sicheren Berechnung amerikanischer Geologen ungefähr 8000 Jahre vor der Schlacht im Teutoburger Walde zu Ende war, so beläuft sich das Alter dieser einzigartigen Überlieferung auf vielleicht zehntausend Jahre.

Das Misstrauen, das man früher aus Unkenntnis der geologischen Tatsachen in diese Überlieferungen des Avesta setzte, und das nunmehr völlig entkräftet dem Vertrauen auf die geschichtliche Glaubwürdigkeit Platz machen muss, erinnert an das Misstrauen, das im Altertum und noch in der Neuzeit Forschern wie Herodot und Pytheas entgegengebracht wurde. Wievieles von dem, was sie berichteten und von dessen Zuverlässigkeit sie sich überzeugt hatten, stiess auf Unglauben und Spott und wurde erst in der allerjüngsten Vergangenheit als richtig anerkannt.

In jener Aufzählung der sechzehn Länder, die den Vorfahren der Iranier als Wohnsitze dienten, solange sie nicht von den Übeln Angra Mainyus heimgesucht waren, steht also als erstes Airyana Vaêjo, das Nordpolland, das durch den Anbruch der Eiszeit unwirtlich wurde; als vorletztes und letztes das Land der sieben Ströme und der Rasâ, eines vermutlichen Nebenflusses des Indus, also zwei Gebiete, wo Inder und Iranier noch zusammenlebten. Die zwischen dem ersten und letzten aufgezählten Länder, soweit sie sich wieder erkennen liessen, befinden sich zwischen dem Pol und dem Indusgebiet. Man kann also die Aufzählung auch als historisch gelten lassen: wir haben die Länder vor uns, die von den Iraniern, den alten Medern und Persern, und höchstwahrscheinlich auch von den Indern im Laufe der Jahrtausende durchwandert

Digitized by Google

worden sind. Ebenso haben wir die älteste und einzige historische Erinnerung an den Hereinbruch der Eiszeit vor uns.

Die Erzählung von der Zerstörung der arischen Urheimat durch Schnee und Eis lässt sich, wie Tilak glaubt, auch noch mit der Sintflutsage der Inder in Zusammenhang bringen. Der älteste indische Bericht von der Sintflut befindet sich in dem „Brahmana der hundert Pfade" (Schatapatha brâhmana I, 8, 1—10), dessen Alter Tilak aus astronomischen Erwägungen auf mindestens 4500 Jahre bestimmt. Der Bericht lautet: „Dem Manu, dem ersten Menschen und Sohn des Sonnengottes, kam beim Waschen ein Fisch in die Hände, der zu ihm sprach: „Pflege mich, ich will dich erretten." „Wovor willst du mich retten?" „Eine Flut wird alle diese Geschöpfe fortführen, davor will ich dich erretten." Manu pflegte den Fisch, der gewaltig wuchs. Als er ein Grossfisch geworden war, schaffte er ihn ins Meer. Vorher aber sprach er: „Das und das Jahr wird die Flut kommen, dann magst du ein Schiff zimmern und dich (im Geiste) zu mir wenden: wenn die Flut sich erhebt, magst du das Schiff besteigen, dann will ich dich retten." Manu baute das Schiff, bestieg es zur bestimmten Zeit und band das Tau an das Horn des Fisches, der herangeschwommen war. Damit eilte er (der Fisch) zum nördlichen Berge hin. Als dann das Wasser fiel, sank das Schiff allmählich hinab. Darum heisst der nördliche Berg Manoravasaranam (Manus Abstieg). Die Flut hatte alle Geschöpfe fortgeführt, Manu war allein übrig. Er lebte betend und fastend, nach Nachkommenschaft begierig. Da verrichtete er auch das Pâka-Opfer. Er opferte Butter und Dickmilch. Daraus entstand ein Weib. Sie kam zu Manu . Manu sprach zu ihr: „Wer bis du?" „Deine Tochter." „Wieso, Herrliche, meine Tochter?" „Aus jenen Opfergaben hast du mich erzeugt. Ich bin Idâ (d. i. der Segensspruch). Wende mich beim Opfer an; dann wirst du reich an Nachkommenschaft und Vieh werden. Welchen Segensspruch du irgend mit mir wünschen wirst, der wird dir ganz zu teil werden." Manu lebte mit ihr betend und fastend, nach Nachkommenschaft begierig. Er erzeugte durch sie dieses Geschlecht, was jetzt das Geschlecht des Manu heisst. Welchen Segenswunsch er irgend mit ihr wünschte, der ward ihm zuteil."

Digitized by Google

Vor Kurzem hat Prof. Pischel den Nachweis unternommen, dass der hier als Retter erscheinende Fisch, der in späteren Fassungen der indischen Sage als Gott in Fischgestalt erscheint, dadurch, dass er schon bei den Indern zum Glück bedeutenden Zeichen wurde, auch in der christlichen Kirche zum Symbol des Weltheilands geworden sei — wieder ein Beleg für die Beeinflussung des Christentums durch indische religiöse Anschauungen. Doch dies nur nebenbei. Die Frage ist, in welchem Zusammenhang diese Sintflutsage mit der Vereisungsgeschichte des Avesta gebracht werden kann. Yima, der Held der Avesta-Erzählung, ist der Sohn des Vivanghat; dieser Name entspricht dem indischen Vivasvat, und als dessen Sohn wird Manu, der Held der indischen Erzählung, oft in der vedischen Literatur erwähnt. Also in der iranischen Vereisungsüberlieferung wie in der indischen Flutsage ist beide Male der Sohn des Vivasvat der Held, Yima oder Manu. Auch sprachliche Erwägungen sind der Annahme günstig, dass beide Überlieferungen an die Eiszeit anknüpfen; die eine Überlieferung hat die kommende Vereisung im Auge, die andere die schwindende und naturgemäss von Schmelzwasserfluten begleitete. Auch kann man sich sehr wohl denken, dass die Überlieferung von einer Vereisung unter südlichen Himmelsstrichen leicht unverständlich wurde und dem, was man sah und erlebte, nämlich der Überflutung, angepasst wurde.

Digitized by Google

15. Beweisstützen aus der vergleichenden Mythologie.

Wenn das Urvolk der Indogermanen vor so und so viel Jahrtausenden am Nordpol gewohnt haben soll, dann kann man erwarten, dass Spuren davon auch noch in den mythologischen Erinnerungen der übrigen Indogermanen anzutreffen sein werden.

Deshalb widmet Tilak ein ganzes Kapitel dem Heranschaffen von Beweisstützen aus der vergleichenden Mythologie. Er bezieht sich dabei hauptsächlich auf das Werk des Keltenforschers John Rhys „Lectures on the origin and growth of religion as illustrated by Celtic Heathendom, London 1888."

Wir sahen, dass von Morgenröten oder Dämmerungen, also von einer Mehrzahl der Morgenröte, im indischen Rigveda oftmals die Rede ist; wir fanden einen Hinweis auf dreissig, sich nach gleichem Ziele einträchtig in 6 Gruppen von je 5 ununterbrochen bewegenden Dämmerungsschwestern; von Dämmerungen wurde gesprochen wie von Tagen. „Das waren wahrlich viele Tage, welche zuvor man zählte bei dem Sonnenaufgang" — in diesem Verse hätte es auch heissen können „das waren viele Morgenröten, welche zuvor man zählte bei dem Sonnenaufgang." Es erhebt sich nun die Frage: finden sich auch in den Überlieferungen anderer Völker indogermanischen Stammes Spuren von Erinnerungen an Tage, die nur Dämmerungen, aber nicht Tag und Nacht waren?

Das ist der Fall in der Mythologie der Letten. Dort finden wir die Morgenröte als Himmelstochter (diewo dukte, welches den sanskritischen divo duhitâ entspricht) auch in der Mehrzahl „die Himmestöchter" und nach Max Müller sprechen die Dichter der Letten von den vielen schönen Himmelstöchtern. Bei den Griechen hat der Sonnenheld Herakles verschiedene Frauen, die Auge, d. h.

Digitized by Google

Sonnenstrahl, die Xanthis, die Gelbe, die Chryseis, die Goldne, Jole, die Veilchenfarbne, Aglaia, die Glänzende und Eone, die Morgendliche. Diese verschiedenen Frauen sind Vermenschlichungen der Dämmerungen, die dem Sonnenheld vor seinem Erscheinen voraufgingen. Bei den Kelten trug die Gemahlin des Sonnenhelden Cuchulainn verschiedene Namen: Emer, Ethne, Ingubai — also verschiedene Namen der Morgenröte, die ja als Geliebte oder Gemahlin des Sonnengottes vermenschlicht ward. Dies deutet wiederum daraufhin, dass der Sonne, unter welcher jene Mythen entstanden, nicht eine Morgenröte, wie wir sie kennen, sondern eine von mehreren Tagen Dauer, also mehrere Morgenröten oder Dämmerungen voraufgingen. Denn entweder ist jede über den Horizont steigende Sonne ein neuer Gott — und dann ist auch jede Morgenröte eine neue Göttin; oder aber die 365 Sonnen werden als ein Gott erfasst — dann sind aber auch die zugehörigen Dämmerungen nur eine Göttin. Finden wir aber einen Sonnengott mit mehreren Frauen oder vielen Dämmerungsgöttinnen, dann begreift man dies am besten, indem man an die Polarsonne denkt, der viele Dämmerungstage voraufgehen.

Wir fanden bei der Betrachtung des Kuhgangopfers und der Zehngänger, der Daschagvas, und mancher anderen altindischen Überlieferungen ein auf die sichtbare Sonne zugeschnittenes Opferjahr von zehn Monaten, welches sich später zu zwölf Opfermonaten auswuchs. Es ergab sich daraus eine Sonnenscheindauer von zehn und eine arktische Nacht von zwei Monaten. Damit stimmte überein das Zehnmonatjahr der ältesten Römer, das mit Dezember, dem 10. Monat, wie schon der Name besagt, abschloss. Die Griechen haben in der Sage von Helios, dem Sonnengott, der 350 Ochsen und 350 Schafe besitzt, was 350 Sterntagen oder 350 Tagen und Nächten entspricht, die Erinnerung an eine Sonnenscheindauer von ebensoviel Tagen bewahrt, der eine 10—15tägige arktische Nacht entspräche. Diese arktische Nacht konnte auch aus der Zahl der von Hermes dem Sonnengott Apollon gestohlenen 50 oder 100 Rinder (50 oder 100 gestohlenen Tage) eine Bestätigung finden. Bei den Deutschen erinnern, was Tilak nicht erwähnt, wohl weil ihm die deutsche Sprache nicht verständlich ist, die Weihnachten, oder die zwölf Nächte von Weihnachten bis Drei-

Digitized by Google

könig an eine arktische Nacht. Die Kelten gaben bei ihrer Zeitrechnung Nächten und Wintern den Vorzug vor Tagen und Sommern. Das Jahr begann mit Anfang November und dieser Jahresbeginn wurde festlich begangen. Wie soll man sich diesen Einschnitt in eine Zeit erklären, die von der vorhergehenden und nachfolgenden kaum unterschieden ist, höchstens durch allmähliches Kürzerwerden der Tage und Längerwerden der Nächte? Nur unter der Voraussetzung, dass diese Zeitrechnung in ein Altertum hinaufgeht, wo die Ahnen der Kelten am ersten November die Sonne unter den Horizont hinabgehen sahen, kann man sich diesen Einschnitt zwischen zwei Monaten erklären, die in späterer Zeit unter südlicherem Himmel gar nichts Auffallendes oder Unterscheidendes hatten. Anfang August feierten die Kelten in Irland das Lugnassad-Fest zu Ehren des Sieges der Sonne über den Winter. Der 1. August war genau die Mitte des Sommers, dessen Beginn man auf den 1. Mai setzen muss. Der Sage nach fochten Gwin und Gwythur um ein Weib. Sie schlossen Frieden unter der Festsetzung, dass sie bis zum jüngsten Gericht an jedem ersten Mai um das Weib kämpfen wollten; wer am Tage des jüngsten Gerichts Sieger bleibe, dem solle die Schöne gehören. Dieser Kampf bedeutet den Streit um Proserpina, die sechs Monate in der Unterwelt bei ihrem Gemahl, und sechs Monate bei ihrer Mutter über der Erde weilt. Aus beiden Mythen ist eine Zweiteilung des Jahres ersichtlich. Wie der Kampf Indras gegen die Dämonen der Finsternis am 18. Oktober beginnt, so lassen die Kelten den Kampf des Unterweltgottes Labraid Schnell-Hand-am-Schwert gegen seine Feinde am Beginn des November stattfinden. Da dem genannten Unterweltskönig der Sonnenheld Cuchulainn zu Hilfe kommt, so darf man daraus schliessen, dass zu Beginn des November dem Dichter dieses Mythus die Sonne unter dem Horizonte verschwand — oder soll man eine Unterstützung des Unterweltgottes schon in dem Tiefstand der Sonne erblicken? Das ginge doch schlecht. Ein grosses Fest der Normannen zwischen 11. und 18. Oktober dauerte drei Tage und hiess „die Winternächte". Es feierte den Beginn des Jahres. Nach altem griechischen Kalender begann das Jahr gegen Ende Oktober; verschiedene Übereinstimmungen zeigen sich mit der keltischen Festordnung, des-

Digitized by Google

halb bemerkt Prof. Rhys, dass ein Jahr, welches Kelten und Griechen gemeinsam war, vermutlich einmal allen indogermanischen Stämmen eignete. Zu den vedischen „Neungängern", die wir mit den „Zehngängern" zusammengenannt kennen lernten als Priester, welche in 9 Monaten ihre jährliche Opferreihe erledigten, kann man die römischen Novemsides oder Novemsiles stellen, die als 9 Musen oder 9 neu eingeführte Götter gedeutet zu werden sich gefallen lassen mussten. Dazu berichtet Rhys über die „Maid der 9 Gestalten", die in den Keltenmythen erscheint, dass sie ein vielfaches Aussehen, eines immer schöner als das andre, hatte und dem Sonnengott am Vorabend einer grossen Entscheidungsschlacht insgeheim ein Bad bereit hält zur Stärkung. Dies vergleicht Tilak mit dem Beistand, den die „Neungänger" (und Zehngänger: Navagvas und Daschagvas) dem Gott Indra durch ihr 9, bezw. 10-monatiges Opfer leisten zur Stärkung für den Kampf mit dem Finsternisdämon. Die „Maid der 9 Gestalten" dürfte also den neungängigen Opferpriestern entsprechen — eine Vermenschlichung von neun Monaten Sonnenscheindauer. Bei den Nordgermanen geht Thor nach Erschlagung der Weltschlange neun Schritte und stirbt an dem Gift des Scheusals. Die neun Schritte sind ebenfalls neun Monate Sonnenscheindauer. Dementsprechend wird auch hinter den römischen Novemsides oder Novemsiles nichts anderes zu suchen sein als eine Erinnerung an eine Sonnenscheindauer von 9 Monaten; das Wort mag Neunsitzer oder Neungänger bedeuten, ähnlich wie das indische Navagvas.

Wir finden also bei einer Umschau auf dem Gebiet vergleichender Mythenkunde Spuren der Erinnerung an eine Sonnenscheindauer von 6, 9 und 10 Monaten bei andern indogermanischen Völkern. Dazu würden selbstredend entsprechend lange arktische Nächte gehören, und in der Tat finden wir in der Nordischen Slavischen Mythologie unmittelbare Hindeutungen auf einen über 24 Stunden langen Sommertag wie eine entsprechend lange Winternacht. Der Sonnengott Balder hat im Himmel einen Aufenthaltsort Breidablick (Breitglanz), wo er verweilt, also nicht einfach vorübergeht. Das erinnert an die Stelle im Rigveda „Den Wagen liess der Sonnengott in Himmelsmitte" — d. h. die Sonne machte Rast mitten im Himmel, mitten auf ihrer Bahn über den Himmel.

Digitized by Google

Das Slavische kennt die Geschichte von 3 Brüdern, deren einer, der dumme Iwan, in einem Lande wohnte, wo immer Nacht war, verursacht durch eine Schlange. Iwan tötete sie und ebenso ein ihr zur Hilfe geeiltes Schlangenungeheuer mit 12 Köpfen, worauf es sofort im ganzen Land Licht wurde. Das geht offenbar auf eine viermonatige arktische Nacht, wie die vedische Geschichte vom Trita Aptya, dem dritten Bruder, der durch göttliche Hilfe aus der finstern Grube gerettet wird, in die ihn seine Brüder geworfen hatten, und der auch als Helfer Indras im Kampf gegen Vritra erscheint.

In der letzten Vorlesung seines oben genannten Werkes, die von Göttern, Dämonen und Heroen handelt, erwähnt Professor Rhys noch mancherlei Mythen, die sich in die Nordpolhypothese einfügen, ohne jedoch gerade eine unbestreitbare Beweiskraft zu besitzen. Er erwähnt dann die allmähliche Verschiebung der Ansichten von der Heimat der Indogermanen zu Gunsten Nordeuropas und zu Ungunsten Asiens: „So hat sich denn die jüngste Forschung ganz entschieden zu Gunsten Europas ausgesprochen, obgleich keine völlige Übereinstimmung erzielt wurde, welchen Teil Europas man für den Ursitz der Arier zu halten habe; aber der engere Wettbewerb dürfte wohl zwischen Norddeutschland und Skandinavien, insbesondere dem Süden Schwedens stattfinden. Das letztgenannte Land würde wohl in allem dafür sprechen, dass hier die Arier sich stärkten und staatlich gliederten, bevor sie begannen, ihren Bevölkerungsüberschuss auf die Eroberung von Ländern auszusenden, die jetzt von Völkern arischer Sprachen bewohnt sind. Man darf auch nicht vergessen, dass alle grossen Staaten des modernen Europa, ausgenommen der des kranken Mannes, ihre Geschichte auf die Eroberungen der Normannen zurückführen, welche von Skandinavien kamen, dem Land, das Jordanis stolz die Schmiedestätte der Stämme und den Mutterschooss der Völker nennt: in jedem Falle weisen die mythologischen Fingerzeige, auf die unsre Aufmerksamkeit gerichtet war, wenn ich nicht sehr geirrt habe, nach irgend einem Ort innerhalb des Polarkreises, dahin zum Beispiel, wohin die nordische Sage das Land der Unsterblichkeit verlegte, irgendwo im Norden Finnlands und in der Nachbarschaft des Weissen Meeres. Es würde, glaube ich,

Digitized by Google

keine Schwierigkeit im Wege stehen, anzunehmen, dass die Arier von dort seiner Zeit nach Skandinavien hinabzogen, und sich unter andern Orten auch bei Upsala festsetzten, welches allem Anschein nach eine uralte Gründung ist, denn es liegt auf einer Ebene, die mit unzähligen Grabhügeln undenklichen Alters übersät ist." Weiterhin meint Prof. Rhys, dass das Nordpolgebiet durch diese Feststellungen keineswegs für die Arier allein in Anspruch genommen werde; alle Rassen könnten daher stammen, wofür sich der Franzose De Saporta ausgesprochen habe; die Bibel lasse die Frage offen, wo der Garten Eden gelegen habe.

Es ist sicherlich hochinteressant, dass Prof. Rhys auf Grund genauer Untersuchung vorwiegend der keltischen und daneben der germanischen, nordischen, griechischen und slavischen Mythen zu einem ähnlichen Ergebnis kommt wie der Inder Tilak auf Grund seiner Veda- und Avestastudien.

Digitized by Google

16. Die Abwanderung vom Nordpol nach indischer Zeitrechnung.

Dass die Urheimat der Indogermanen im Gebiet des Nordpols gelegen haben müsse, dürfte, soweit das heute vorliegende Material das Urteil bestimmt, kaum noch zweifelhaft sein. Ob nun das Gebiet nördlich von Europa oder von Sibirien zu suchen sei, darüber lässt sich bis heute nichts ausmachen. Tilak möchte aus dem Umstand, dass die Iranier und Inder im Avesta und Rigveda eine alte Überlieferung bewahrt haben, schliessen, dass das Urvolk eher nördlich von Sibirien beheimatet gewesen sei. Doch sind Betrachtungen über diese Frage vorläufig verfrüht. Dagegen ist über die Zeit, welche seit jener Abwanderung aus den nördlichen Gebieten verstrich, noch Einiges zu erörtern.

Seit der letzten Eiszeit sollen nach der Ansicht einiger Geologen 20—80 000 Jahre verstrichen sein. Wenn wir erwägen, wie sich das Bild einer Sprache in wenigen hundert Jahren schon bis zur Unverständlichkeit ändern kann, so möchte uns die Erhaltung von Überlieferungen 20 000 Jahre hindurch höchst unwahrscheinlich dünken. Aber wenn auch das heutige Deutsch und das heutige Griechisch anders klingt als dieselbe Sprache vor dreitausend Jahren, so ist es mit der heiligen Sprache der Inder, dem Sanskrit, doch anders bestellt. Verse und Prosatexte, die viele Bände füllen, sind mit einer erstaunlichen Genauigkeit 3000 Jahre hindurch methodisch überliefert worden, Silbe für Silbe, denn der Veda war den Indern eine heilige Schrift, so heilig wie nur je Christen ihre Bibel gewesen sein kann. Was nun mit solcher Treue 3000 Jahre hindurch von Mund zu Mund innerhalb der Brahmanenkaste überliefert wurde, während sich neben der Gelehrtensprache der Brahmanen, eben dem Sanskrit, allerhand

Digitized by Google

Volkssprachen entwickelten, das kann auch 20 000 Jahre überdauert haben, wenigstens ist kein ernsthafter, stichhaltiger Grund abzusehen, warum dies unmöglich sein solle. Übrigens beruhen jene Rechnungen auf sehr schwankendem Grunde. Amerikanische Geologen haben sich mit bescheideneren Zahl begnügt, sie lassen nur 10 000 Jahre seit dem Ende der letzten Vereisung verstrichen sein. Nun ergibt die indische Zeitrechnung, dass seit der Sintflut ungefähr geradesoviel Jahrtausende verflossen sind. Wir sahen oben, dass die Sintflutsage in der indischen Überlieferung vielleicht der Nachhall einer unverständlich gewordenen Vereisungsüberlieferung ist; der Fisch, der klein gefangen, immer grösser und grösser wird und später zur Rettung des Manu geschwommen kommt, liesse sich wohl auf das Anwachsen der Eisdecke auf den Flüssen beziehen. Sollte das Urvolk auf einem Inselgebiet am Nordpol gehaust haben, so wäre denkbar, dass die Erreichung des Festlandes nur durch Benutzung einer natürlichen Eisbrücke ermöglicht wurde: das Eis, das die Vereisung ankündigte, war auch der Retter, der zum südlichen Festland führte, ganz wie der Fisch. An Stelle des Eises mag dann in südlicheren Himmelsstrichen das Wasser getreten und so die Sintflutsage entstanden sein. Bewiesen ist hier nichts, das muss unumwunden zugegeben werden. Aber verführerisch ist immerhin das Zusammentreffen der Ergebnisse, zu welchen amerikanische Geologen und indische Berechner der Sintflutzeit gelangen: beide kommen auf 10 000 Jahre!

Von Interesse wird zunächst die Methode der indischen Berechnung sein. In seinem Werke Orion or researches into the antiquity of the Vedas (Orion oder Untersuchungen über das Alter der Vedas) will Tilak Folgendes gezeigt haben: Während die Taittirîya Samhitâ und die Brâhmanas die Reihe der „Mondhäuser" mit den Krittikâs oder Plejaden beginnen und damit beweisen, dass Frühlings Tag- und Nachtgleiche damals mit den Plejaden zusammenfiel, nicht wie heute mit den Fischen, enthält die Vedische Literatur Spuren, dass Mriga oder, wie wir sagen würden, der Orion einstmals das erste der Mondhäuser war, und die Lieder des Rigveda oder wenigstens einige von ihnen, die zweifelsohne älter als die Taittirîya Samhitâ sind, Beziehungen auf diese Periode enthalten, das wäre schätzungsweise um das Jahr

Digitized by Google

4500 vor unsrer Zeitrechnung. Auch will Tilak „schwache" Spuren gefunden haben, dass der Frühlingspunkt einst im Mondhaus „Punarvasû", d. i. α und β des Sternbildes der Zwillinge, lag, was uns ungefähr auf das Jahr 6000 v. Chr. verweisen würde. Im Verlauf seiner Untersuchungen über astronomische oder kalendrische Angaben des Veda gelangte Tilak übrigens auf den Weg, der ihn schliesslich nach dem Nordpol führte, nachdem er durch Zentralasien gegangen war, wo die Inder um 5000 v. Chr. gewohnt haben sollen. Aber weitere Zeitbestimmungen über das Jahr 5000 v. Chr. zurück konnte der scharfsinnige und gelehrte Inder nicht ermitteln. Es müssen demgemäss wenig mehr als 7000 Jahre seit der Abwanderung vom Nordpol verflossen sein, was ja mit den geologischen Ergebnissen über das Ende der Eiszeit zusammenstimmt, wonach erst 10 000 Jahre seit dieser verflossen sind. Tilak kommt also zu der Ansicht, dass die Nichtauffindbarkeit von astronomischen, über das Jahr 6000 v. Chr. zurückreichenden Angaben im Veda ein Beweis dafür ist, dass die Vorfahren der Inder nicht viel länger vor dieser Zeit vom Nordpol nach Süden wanderten, und dass die Berechnungen, wonach seit der Eiszeit statt eines Zeitraumes von nur 10 000 Jahren deren 20—80 000 verflossen seien, übertrieben und falsch seien. Das wäre das Ergebnis auf Grund vedischer Zeitforschung. Und dies erfährt eine Bestätigung durch die nachvedische, sogenannte purânische Zeitrechnung.

In der purânischen Literatur unterliegen Weltall und Erde von Zeit zu Zeit ungeheuren Zerstörungen. Brahmâs Wachen bedeutet Leben und Schöpfung, sein Schlafen Tod und Vernichtung. Ein Tag und eine Nacht Brahmâs bilden je ein Kalpa, also zusammen zwei Kalpa, 720 Kalpas (= 360 $\times 2$) bilden ein Jahr, 100 solcher Jahre die Lebenszeit Brahmâs, nach der eine grosse Sintflut alles zerstört. Nach dem Gesetzbuch des Manu und dem Epos Mahâbhârata machen die 4 Yuga: Krita, Tretâ, Dvâpara und Kali ein Götteryuga oder ein Grossyuga und 1000 Yuga der Götter bilden ein Kalpa oder einen Tag Brahmâs von 12 Millionen Jahren. Aus Rigveda und Atharvaveda stellt Tilak nun fest, dass ein Yuga, das in sehr verschiedenem Sinne gebraucht wird, einen Zeitraum von 10 000 Jahren bedeuten kann. Auf die 4 Epochen Kali, Dvâ-

Digitized by Google

para, Tretâ und Kritâ kommen in der Reihenfolge dieser Bezeichnungen 1000, 2000 (Dvâ in Dvâpara heisst z w e i) 3000 (Tretâ hängt mit 3 zusammen) 4000 (Kritâ hängt mit quatuor 4 zusammen) Jahre — zusammen gibt das 10 000 Jahre, also ein Grossyuga. Bemerkt werden muss noch, dass die Epochen historisch in der Reihenfolge Krita, Tretâ, Dvâpara und Kali gedacht sind, ausserdem ist die Chronologie in verschiedene Auffassungen und Berechnungen gespalten, womit wir uns hier jedoch nicht befassen können, zumal es für unsern Zweck gleichgültig ist. Erwägt man nun, dass die Kritazeit nach einer Weltauflösung oder einer Epoche der Vernichtung beginnt, und dass seit diesem Beginn bis auf die Zeit der Abfassung des Manugesetzbuches und des Mahâbhârata nahezu 10 000 Jahre verflossen waren — natürlich nur nach indischer Vorstellung, dann muss man wohl zugeben, dass hier vielleicht doch eine dunkle Erinnerung und ein Bewusstsein von der Zeitgrösse seit der Vereisung des Poles erhalten sein mag. Jedenfalls ist das Zusammenrteffen dieser chronologischen Berechnung mit dem Ergebnisse der geologischen Feststellung, wonach vor 10 000 Jahren die Vereisung ein Ende nahm, von einigem Interesse.

Gleichwohl dürfte man angesichts des immer problematischer werdenden Eiszeitproblems und jener polaren Urüberlieferungen sich mehr und mehr mit dem Gedanken befreunden, dass das Ende der Eiszeit uns viel näher liegt, als die Geologen Wort haben wollen. Wer widerlegt es, wenn wir den Nordpol gar für eisfrei erklären in der Zeit, da Norddeutschland vereist war?

Digitized by Google

17. Die Nordpolarhypothese im Lichte der deutschen Mythologie.

In den vorhergehenden Kapiteln haben wir das Beweismaterial des indischen Forschers dem Leser mit tunlichster Knappheit vor Augen geführt. Nimmt man, beeinflusst von der Tilakschen Polarhypothese, eine deutsche Mythologie zur Hand und prüft sie im Lichte der neuen Lehre, so findet man gar mancherlei, was sie durchaus zu bekräftigen scheint. Ich schreibe im Folgenden verschiedene Stellen des Werkes „Deutsche Mythologie" von Paul Herrmann (Leipzig 1898), aus und überlasse dem Leser die Entscheidung, inwieweit diese Stellen durch die Nordpolarhypothese verständlicher werden.

So heisst es S. 221: „Unter dem heitern Himmel südlicher Länder war die Vorstellung eines leuchtenden Himmelsgottes und seiner lichten Söhne entstanden, unter dem grauen Himmel Deutschlands musste diese Gestalt zurücktreten. Der trübe, germanische Himmel erzeugte das Bild eines Mannes, der den breiten Hut tief über das Gesicht zieht, den Gott Wodan."

Dass die Germanen aus südlicheren Ländern gekommen sein sollten, dürfte heute für ausgeschlossen gelten. Sie kamen fast zweifellos aus dem Norden. Woher aber hatten sie dann die Vorstellung eines leuchtenden Himmelsgottes, der unter Germaniens grauem Himmel dem Gotte Wodan weichen musste? Sollte diese Vorstellung nicht aus der nordpolaren, durch ein mildes Klima ausgezeichneten Urheimat stammen? Und sollte Wodan nicht bereits mit der Vereisung entstanden sein?

„Die Deutschen rechneten in ältester Zeit nicht nach Tagen, sondern nach Nächten, vgl. Weihnacht, Fastnacht, die 12 Nächte, d. h. die 12 Tage von Weihnachten bis zum 6. Januar. Ebenso

Digitized by Google

galt der Winter als der Beginn der Zeit überhaupt. Diese Rechnung nach Nächten und Wintern hat mythologische Grundlage. Nach uralter, tiefer Auffassung ist Finsternis und Kälte die Keimzeit des lichten, warmen Lebens."

Sollte nicht vielmehr die Rechnung nach Nächten und Wintern aus der Nordpolarzeit stammen, wo die Winternacht die schlimmste und eindrucksvollste Zeit des Jahres war? Und sollten nicht die 12 Nächte nach Weihnachten eben die Dauer der Winternacht für die Vorfahren der Germanen verraten?

„Mütterlichen Schutzgottheiten war bei den Angelsachsen die Zeit der Zwölften geweiht, die von Weihnachten bis Dreikönig fällt; „Nacht der Mütter" (modra niht) hiess man sie und glaubte, dass die Seelen verstorbener, einflussreicher, weiser Frauen segnend durch die Lande zogen."

Dieser Mütterkult soll von Frankreich hergekommen und nur in Westdeutschland aufgenommen worden sein. Die „Nacht der Mütter" erinnert an die „Nacht der Götter" bei den vedischen Indern, die auch zusammenfiel mit dem „Väterweg", der wiederum an das Umherziehen der toten Seelen zur Zeit der Wintersonnenwende gemahnt.

„In die indogermanische Urzeit reicht die Vorstellung des Weltalls als eines ewig grünen Baumes zurück, mit einer Quelle am Fusse. Dieser mythische Baum hatte seine Abbilder im Kultus. Auf Bergen und Höhen, wo heilige Bäume standen, flossen heilige Brunnen. Von der Irmensûl, die Karl der Grosse 772 zerstörte, heisst es ausdrücklich, dass sie „eine allgemeine Säule war, die gleichsam das All trägt", und sie bestand aus einem unter freiem Himmel in die Höhe gerichteten, in die Erde eingegrabenen Baumstamme von bedeutender Grösse."

Die Erklärung, die Herrmann dazu gibt, ist wenig ansprechend: „Als die Indogermanen noch unter Bäumen wohnten und der einzelne Baum noch zur einfachen Hütte hergerichtet wurde, musste sich ihnen der Gedanke aufdrängen, dass die ganze grosse Welt über ihnen auch eine grosse Hütte, ein grosses Gebäude sei; das ist: ein wunderbar grosser und sich mächtig ausbreitender Baum." Nein, wenn die Irmensul eine allgemeine Säule war, die

Digitized by Google

gleichsam das All trug, so dürfen wir in ihr die Weltachse erblicken, um die sich, zumal am Nordpol in langer Winternacht wunderbar zu beobachten, das Sternenheer dreht. Auch kann sehr wohl die Weltachse mit dem Fixsternhimmel den Vergleich mit einem Baume erregen, dessen Laubkrone das Sterngewölbe ist. Schon Warren deutet, indem er sich auf Grimm beruft, die Irmensäule als Weltachse. Freilich kann ein Volk auch in niederen Breiten zur Erkenntnis einer Weltachse gelangen. Deshalb ist ein deutlicherer Hinweis auf nordpolare Herkunft darin zu erblicken, dass, wenn auch das angelsächsische Gebet stehend, das Gesicht gegen Osten gesprochen wurde, doch andrerseits die betenden und opfernden Deutschen auch gen Norden schauten; ja dies scheint überwiegend der Fall gewesen zu sein. Nach dem Norden wurde der Wohnsitz des Teufels verlegt, und die Neubekehrten mussten mit gerunzelter Stirn und zorniger Geberde, nordwärts gerichtet, dem alten Glauben entsagen. Sollte nicht in dieser Hinkehrung nach der Gegend der Urheimat auch eine Erinnerung an die Urheimat zu erblicken sein?

„Die Sonnenwende im Winter war, wie die im Sommer, eine hochheilige Zeit der Germanen und erhielt ihre Bedeutung namentlich dadurch, dass von hier das Aufwachen des erstorbenen Naturlebens beginnt. Die Zeit der Zwölften, der Unternächte, wie sie im Vogtländischen heissen, weil sie zwischen Weihnachten und Epiphanias liegen, ist auch die Zeit, wo die Tage wieder länger werden und die Hoffnung des kommenden Sommers, seiner Sonne und der langen hellen Tage wieder wach wird, die frohe Zeit des wiedergeborenen Lichtes. Wihen Nahten, d. h. in den heiligen (12) Tagen war das Fest der Wiedergeburt des Lichtgottes, der mutmasslich den Beinamen Juls hatte, d. h. neu, jung, neugeboren. Es ist möglich, dass auch das nordische, englische und niederdeutsche Julfest damit zusammenhängt, und dass Julfest eine altgermanische Benennung war. Andre Erklärer stellen zu Julfest angelsächsisch hveòl, englisch wheel, friesisch yule, altnordisch hvel das Rad und denken an die Sonnenräder. Denn in der Tat wurden zur Zeit der Wintersonnenwende Feuer angezündet, die, wie alle Festfeuer, Bezug zur Sonne hatten;

Digitized by Google

das beweisen schon die Räder, die Sinnbilder der Sonne. Dass bei diesem wichtigen Opferfeste Umzüge, Verkleidungen, Gesang und Spiel nicht fehlten, zeigt der Brief des Bonifacius an Papst Zacharias. Für die angelsächsische Kirche war bereits im 6. Jahrhundert bestimmt: „Wenn jemand an den Kalenden des Januar sich in eine Hirschhaut oder Kalbshaut steckt, d. h. als wildes Tier verkleidet und sich in die Felle von Haustieren vermummt und Tierköpfe aufsetzt — wer sich so in Tiergestalt verwandelt, der soll 3 Jahre Busse tun, weil das dämonisch ist." Im 11. Jahrhundert erzählt Burchard von Worms, dass man sich in der Neujahrsnacht, mit dem Schwert umgürtet, auf das Dach des Hauses gesetzt habe, um zu ergründen, was der Schooss der Zukunft für das neue Jahr Gutes oder Schlimmes berge."

Sollte diese Dachsitzung nicht eine missverstandene Überlieferung gewesen sein, wonach der unsichtbaren unter den Horizont für längere Zeit hinabgetauchten Sonne durch die Schwertgürtung des auf dem Dache sitzenden Mannes Hilfe angeboten wurde? Und möchte nicht die Sitte der Verkleidungen und Vermummungen eine Erinnerung an die von schwarzer Nacht für lange eingehüllte Polarsonne sein? Übrigens haben auch hervorragende Forscher sich das Fest der Wintersonnenwende, die bei uns doch wenig Auffallendes an sich hat, nicht recht erklären können. Für nordpolare Verhältnisse wird es um vieles verständlicher.

„Frommer Glaube wollte dem Frühlings- und Sonnengott unmittelbar zu Hilfe kommen. Wenn um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche die deutsche Feier des Frühlingsanfangs stattfand, schleuderte man feurige Geschosse in die Luft, um die feindlichen Gewalten abzuwehren, die die Macht der segensreichen Sonne hemmen wollten. Holzscheiben, die in der Mitte durchlöchert und an den Rändern rotglühend gemacht waren und so ein Bild des aufsteigenden Gestirnes darstellten, wurden an Stöcken in die dunkle Luft geworfen. Ihr Emporschnellen vertrieb die Wetterdämonen, half der Sonne und unterstützte das Wachstum. . . . . Von besonderer Bedeutung waren die Frühlingsfeuer und

Digitized by Google

die dabei geschlagenen Scheiben noch für Liebespaare und junge Eheleute. Durch die lodernden Flammen musste der junge Bursch mit der Geliebten springen. Das Feuer war dem Himmelsgotte heilig, der durch die Waberlohe der Morgenröte zum bräutlichen Lager eilt; aus dem Flammenwalle wird die Walküre von Siegfried geholt." Derartige Bräuche werden meines Erachtens um vieles begreiflicher, wenn man sie aus Verhältnissen herleitet, wie sie am Nordpol walteten. Der Sonne, die nach langem Verweilen unter dem Horizonte wieder durch die Morgenröte ihr Kommen meldete, wollte man freudigen Herzens helfen, man ersehnte sie ja seit langem. Die wabernde Lohe dürfte nicht sowohl die rasch vergängliche tägliche Morgenröte als vielmehr die tagelang anhaltende Dämmerungserscheinung nach langer, banger Winternacht sein.

„Durch einen glücklichen Zufall ist uns ein Hymnus gerettet, mit dem die heidnischen Goten in der Zeit der Zwölfnächte den wiedergeborenen Lichtgott verehrten. Das Lied ist in lateinischer Sprache überliefert, beruht aber unmittelbar auf einem gotischen Texte. Die Übersetzung rührt von Theoderich dem Grossen oder einem seiner Nachfolger her, gehört also dem 6. Jahrhundert an und ward für den byzantinischen Hof hergestellt. Zu Neujahr pflegte am Hofe zu Byzanz ein grosses Festmahl gefeiert zu werden. Dabei wurden zur Belustigung der kaiserlichen Familie und ihrer Gäste allerlei Spiele aufgeführt, darunter folgendes: Die Auftretenden stehen, in zwei Hälften geteilt, an den beiden Eingängen des grossen Saales. Jede Schar hat ihre Flötenspieler bei sich und wird von einem Führer (magister) geleitet. Sie tragen Tierfelle, deren rauhe Seite nach aussen gekehrt ist; ihr Gesicht ist durch eine Larve schreckhaft verhüllt. Es liegt nahe, an den Knecht Ruprecht und den kinderschreckenden Niklas oder an den Julbock und die Julgeiss zu denken. Die Schilde mit den Stecken schlagend ziehen sie durch den Saal mit dem Rufe Tul! Tul!, vereinigen sich dann zu zwei parallellen Kreisen, lösen und schliessen dreimal diese Aufstellung und singen endlich, während sie sich der Eingangstür zuwenden, diesen Hymnus, das sogenannte Gotthikon (Gotenlied):

Digitized by Google

„Freue dich der schönen Vereinigung (zu gemeinsamer Festfeier)!
Freuet euch der Tage der schönen Zeit im Wettstreit, heia!
Zu froher Stunde Trompetenschall erhebend!
Mit schöner Lust zuschauend!
Siehe, gerettet ist, Nana, der Gott, der Gott, heia!
Am festlichen Tage, Nana, juble in unendlichen Freudenrufen,
Jubel lässest du hören, Nana, Jubel lässest du hören!
Du o Tul, schön vom ersten Tage an, sollst siegen, Tul und Nana!
Eber, Eber, kehre du nun in vollzähliger Schar zurück,
So komme zu uns, vom Tode erstanden!

Das Lied, das je zwei in Felle gehüllte, maskierte Gestalten an der Spitze zweier Halbchöre singen, mischt gotische und römische Bestandteile. Merkwürdiger ist, dass in dem Liede jede Erzählung fehlt, die doch sonst regelmässig vorkommt. Aber ein germanischer Weihnachtsbrauch, bei dem zwei in Tierfelle und Masken vermummte Tul (= Jul) und Iber riefen und Verse sprachen, ist gewiss in ein nach dem byzantinischen Hofzeremonell gemodeltes Lied gebracht. Die Sonne siegt, die Nebel fallen: darum soll Nana Jubel erleben. Sie ist vielleicht die Gemahlin des Siegers, die dem Streite des Sommers und Winters zugeschaut hat. Der Name ist dem altindschen nanâ „Mutter" gleichzusetzen und entspricht der „Männin" Nerthus, der „Geliebten" Frija. Der Gott wird mit „Eber" angerufen; denn der goldborstige Eber ist ein Bild des Sonnengottes."

In dem oben mitgeteilten Hymnus ist die Rede vom Sonnengott, der „gerettet" und „vom Tode auferstanden" genannt wird. Kann eine solche Kennzeichnung wohl mit Fug auf die Sonne der Wintersonnenwende unsrer Breiten bezogen werden? Passt sie nicht bei weitem besser auf die tage- oder wochenlang unter dem Horizont verbliebene Polarsonne? Nachdem man aber einmal am Nordpol die Mitte der Zeit, in welcher die Sonne unter dem Horizont war, gefeiert hatte, weil jetzt die Hälfte der langen Finsternis vorüber war, behielt man den Brauch auch in solchen Breiten bei, in denen die Sonne den ganzen Winter über tags sichtbar wird.

Digitized by Google

Es wird die Aufgabe weiterer Untersuchungen sein, die deutsche Mythologie und die alten Sitten und Gebräuche im Lichte der Nordpolarhypothese noch eingehender zu prüfen. Wie mir scheint, sprechen aber schon die hier mitgeteilten Stellen entschieden für die nordpolare Herkunft der Indogermanen.

Digitized by Google

18. Der Ursprung der Phaëthonsage.

Wenn man die Phaëthonsage, wie sie Ovid in seinen Metamorphosen so reizvoll behandelt hat, durch die Brille der Tilakschen Hypothese liest, so drängt sich einem alsbald der Gedanke auf, dass am ehesten nordpolare Verhältnisse zur Ersinnung dieser Sage Anlass gegeben haben mögen.

Phaëthon, der Sohn des Sonnengottes hat seine Gespielen Zweifel äussern hören, dass er von so hoher Geburt sei. Er macht sich deshalb auf den Weg zu dem prächtigen Palast seines Vaters, um sich Gewissheit zu verchaffen. In zärtlicher Übereilung verspricht der Sonnengott dem Sohne zum Zeichen seiner väterlichen Liebe die Erfüllung jedes Wunsches, das Versprechen bekräftigt er durch einen Eid. Phaëthon verlangt für einen Tag den Wagen und die Rosse des Sonnengottes. Alle Bitten und Vorstellungen, ihn von diesem Wunsche abzubringen, fruchten nichts. Der unglückliche Vater muss eine Bitte erfüllen, die dem Sohne den Untergang bringen wird. Phaëthon besteigt den Wagen und verliert natürlich bald die Herrschaft über die feurigen Rosse, die ihre Bahn verlassen und nahe der Erde hinabsprengen.

„Feuer ergreift nacheinander die ragenden Höhen der Erde." Die Berge brennen, die Flüsse vertrocknen; in der allgemeinen Not greift Zeus zu seinem Blitzstrahl, zerschmettert das verderbliche Gespann und Phaëthon wird in den Eridanos geschleudert. Die Sonnenmädchen aber verwandeln sich in Blumen, aus denen als Tränen die Bernsteintropfen quellen. Den Bernstein aber sendet der Eridanusstrom zum Schmuck der latinischen Töchter, d. h. der Römerinnen.

Digitized by Google

Die Römer und die Griechen erhielten den Bernstein aus dem Norden, aus dem sie selber gekommen waren. Im polaren Norden aber sah man ja alljährlich die Sonne immer niedrigere Tagesbogen beschreiben und zuletzt bei T a g e, nicht nur bei Nacht, unter dem Horizont bleiben, während feurige Dämmerungsglut das Bild brennender Berge und aufsteigender, wie von verdampfenden Flüssen kommender Dünste darbot. Wie kommt die Sonne auch t a g s so nahe der Erde? Und warum verschwindet sie schliesslich sogar tagsüber unter dem Horizont? Dazu erfand ein Urzeitdichter die Geschichte vom Sonnensohn, der auf seinem kindischen Willen starrköpfig bestand und diese Trotzköpfigkeit mit dem Tode büsste. Nebenbei bemerkt ist die Geschichte von Phaëthon in hervorragender Weise ein erzieherisches Märchen: Kinder rennen ins Verderben, wenn sie den Eltern nicht folgen. In unseren Breiten lässt sich die Phaëthongeschichte bei weitem nicht so „natürlich" erklären. Nirgends kommt die Sonne tagsüber an die Erde nahe heran, nirgends bleibt sie tagsüber unter dem Horizont. Eine Bestätigung für den nordpolaren Ursprung der Sage scheint mir in den folgenden Versen Ovids zu liegen, in denen von der Trauer des Sonnengottes um den Verlust des Sohnes die Rede ist:

„Jetzo barg der Erzeuger in trostlos jammernder Wehmut
Sein umzogenes Haupt; und wenn wir trauen der Sage,
Ging ein Tag von der Sonn' unerhellt: nur die Lohe des Brandes
Leuchtete; dass solch Übel doch einigen Nutzen gewährte.

Haben wir hier nicht eine „sagenhafte Erinnerung" an Zeiten, wo auch t a g s ü b e r die Sonne unter dem Horizont weilte und von ihr nur „als Lohe des Brandes" die blutrote Dämmerung sichtbar war? Auch heisst es bei Ovid, dass die Mondgöttin „mit Erstaunen" das Gespann des Bruders (des Sonnengottes) u n t e r ihrem eigenen Gespann erblickt. Das begibt sich nur am Nordpol. Auch die Verbindung des Bernsteins mit dem Mythus deutet auf nordischen Ursprung. Gewiss lässt sich die Phaëthonsage auch noch anders entstanden erklären. Zum Beispiel die Frage, warum es in Afrika schwarze Menschen gibt und woher die ausgedörrten Wüsten und die brennenden Vulkane stammen, konnte auf die Erfindung der Phaëthongeschichte führen. Die Menschen wurden

Digitized by Google

schwarz gebrannt, die Landstriche wurden wüste und die Berge fingen Feuer, weil statt des kundigen Sonnengottes sein vorwitziger Sohn einmal der Welt das Licht bringen wollte und dabei mit dem Strahlenkranz zu nahe an die Erde geriet. Und dass ein Tag von der Sonne unerhellt blieb, liess sich als Folge der väterlichen Betrübtheit darstellen. Vermutlich ist aber die Phaëthonsage älter als die Zeit, in der Griechen und Römer von schwarzen Menschen und versengten Landstrichen erfuhren; alsdann fiele schon ein gewichtiger Grund zu der letztdargelegten Erklärung hinweg. Viel natürlicher aber erscheint überhaupt die nordpolare Herleitung, die an die Tatsache anknüpft, das am Pol die Sonne auch tagsüber am Erdrande hinwandert und schliesslich auch tagsüber unter dem Horizonte verbleibt „und wenn wir trauen der Sage, ging ein Tag von der Sonn' unerhellt": „nur die Lohe des Brandes leuchtete."

Übrigens hat Ovid noch eine andre, für die Nordpolhyothese interessante Stelle. In den vier Weltaltern heisst es vom silbernen Zeitalter:

Jupiter engte nunmehr der Urwelt ewigen Frühling,
Sonderte Winter und Gluten, und herbstliche Ungewitter
Vom kurzblühenden Lenz und schuf vier Räume des Jahres.

In geologisch früheren Erdaltern herrschte gleichmässig tropisches Klima bis zum Nordpol und die letzte Zwischeneiszeit, in der wir uns die Indogermanen dort wohnend denken müssen, mag gleichmässig gelindes Klima mit kühlen langen Sommern und kurzen milden Wintern gehabt haben. Dann folgte die letzte Eiszeit, die Südwanderung der Indogermanen und die Erfahrung des Wechsels der Jahreszeiten. Diesen Verlauf der Dinge dürften vielleicht die obigen Verse noch in verblassender Erinnerung spiegeln.

Digitized by Google

19. Mythologische Schlangen als Polarlichter?

In der antiken Kunst finden wir nicht selten Schlangen als Zugtiere vor Götterwagen zur Fahrt durch die Lüfte. So heisst es auch bei Ovid von der Ceres:

Da spannte die fruchtbare Göttin
Vor das Geschirr zwei Schlangen, das Maul mit Zäumen gebändigt,
Und sie durchschwebte die Luft im Mittel der Erd' und des Himmels.

Nun hatten gewiss die Griechen Phantasie genug, auch fliegende Schlangen zu erdichten; wenn wir aber diese Phantasiegebilde, die sogar recht widernatürlich geraten zu sein scheinen, erstlich auf Wirklichkeitstatsachen zurückführen und zweitens dadurch von dem Vorwurf der Widernatürlichkeit etwas entlasten können, dann werden wir nicht versäumen, es zu tun.

Wenn die Indogermanen, also auch die Vorväter der Griechen, am Nordpol früher gewohnt haben, dann ist zu vermuten, dass sie auch in der langen Winternacht reichlich die Erscheinung von Polarlichtern beobachten konnten. Ich sage: zu vermuten ist dies, denn es wäre ja immerhin, wenn auch schwer, denkbar, dass am Nordpol bei milderem Klima und dementsprechendem Fehlen von Eiskrystallen in der Luft gar keine Polarlichter gesehen wurden. Indessen brauchen wir uns, wie mich bedünkt, darüber keine Bedenken zu machen; erstlich hängen die Polarlichter wohl mehr mit dem magnetischen Pol als mit den Eiskrystallen der Luft zusammen und zweitens hindert uns nichts, selbst bei milderem Klima, wie wir es für frühere Zeiten am Nordpol voraussetzen müssen, wenigstens die lange Winternacht mit Schnee- und Eiskryställchen erfüllt zu denken. Nun sieht man Abbildungen von

Digitized by Google

Polarlichtern, die wie geringelte Lichtschlangen erscheinen. Nansen und andere Polarfahrer können nicht lebhaft genug die ungemeine Beweglichkeit dieser elektrischen Luftschlangen schildern: hier hätten wir also Schlangen, die sich durch die Luft bewegen, geflügelte Drachen, die der Dichterphantasie den ersten Anlass gaben, Götterwagen von Schlangen durch die Luft ziehen zu lassen.

Der Unhold, der nach der Vorstellung der vedischen Inder die Wasser oder Wasserdünste, die Sonne und die Kühe gefangen hält und den Indra erschlägt, damit die gefangenen Wasser, die Kühe und die Sonne wieder frei werden, der in der Finsternis und im Schutz der hundert Burgen hausende Vritra oder Vala, ist ein ahi, eine Schlange; Tilak gibt seinem Werke eine Abbildung bei, worauf zwischen Ober- und Unterwelt ein schlangenartiges Ungetüm die Erdspalten überlagert, sodass von unten her Sonne und Wasserdünste nicht nach oben gelangen können. Die böse Schlange hält also das Licht zurück und wird erschlagen zur Zeit der langen polaren Winternacht. Warum wird hier die Ursache des Übels als Schlange vorgestellt? Man könnte sagen, das sei eine uralte Überlieferung, die Schlange als den Erzteufel und den Ausbund aller Widerlichkeit zu betrachten. Das ist aber ein Irrtum, der uns aus der Bibel eingeimpft wird. In Mittelamerika gibt es heute noch Riesenschlangen, die sogenannten Abgottschlangen, die als Haustiere gehalten werden und früher göttliche Verehrung genossen. Die Tiere schlafen tagsüber im Stroh des Hüttendaches und gehen Nachts auf die Jagd nach Mäusen und Schlangen. Die Hüttenmutter stellt ihnen ein Schälchen mit Wasser hin. Auch weisse Pflanzer sollen sich gewisse Schlangen als Haustiere halten zur Vertilgung der lästigen Nager. Die Schlange, die sich häutet, war das Sinnbild ewiger Jugend und der Verjüngung; sie genoss göttliche Verehrung; der Gott Asklepios oder Aeskulapius hat seinen Namen wahrscheinlich von askalabos, Eidechse, Schlange. Die Schlangen waren örtliche Schutzgeister, die Seelen Verstorbener zeigten sich in Schlangenleibern. Die Leute aus dem Volke, unverbibelt, haben heute noch keinen Ekel vor den Schlangen; italienische Waldarbeiter verzehren sie mit grösstem Appetit.

Digitized by Google

Also schlechtweg die Schlange als das Sinnbild des Bösen, Verderblichen hinzustellen, geht nicht an. Wenn wir uns aber vergegenwärtigen, dass zur selben winternächtlichen Zeit, wo Frost die Wasser hemmte, und die Sonne selbst tagsüber unter dem Horizonte weilte, am Himmel die feurigen Schlangen der Polarlichter ihre Ringelbewegungen vollführten, gleichsam siegreich sich über die gefangen gehaltene Sonne bewegend, dann wird uns unwillkürlich der Gedanke kommen: der Vritra oder Vala, der die Sonne gefangen hielt, ist eben das schlangenhafte Polarlicht. Im Sommer nahm man von ihm nichts wahr; erstens bestand ja der Sommer aus seinem wochen- oder monatelangen ununterbrochenen Tag, an dem sich keine Polarlichter erblicken lassen, und wo der Wechsel langer Tage mit kurzen Nächten waltete, verschlief man die etwa sich zeigenden Nordlichter; jedenfalls hatten sie keine Macht über die Sonne. Somit wäre eine Erklärung dafür gegeben, warum der Unhold, durch dessen Besiegung Indra wieder die Sonne befreit, ahi, Schlange genannt wird. Ob auch die Midgardschlange als Polarlicht zu erklären ist, vermag ich hier nicht zu behaupten. Aber nach der Vorstellung der alten Perser im Avesta ist es der Winter und eine grosse Schlange, die das Arierheim am Nordpol, wo ewiger Sommer herrschte und die Natur fruchtbar ihre Gaben bot, zu einem unwirtlichen Aufenthalt machten, sodass, wie wir früher sahen, nunmehr dort zwei Monate Sommer und zehn Monate Winter sind. Hier fällt also die Schlange mit der Winternacht zusammen, und da auch die Polarlichterscheinungen mit der Polarnacht zusammenfallen müssen, so lässt sich der Gedanke kaum abwehren, dass eben das Polarlicht mythologisch in der „grossen Schlange" fortlebt.

Vielleicht ist auch der Drache Python, den Apollo erlegt, ursprünglich nur das Polarlicht, dessen Verschwinden die Zeit der Sonnenherrschaft bedeutet. Die lernäische Hydra, die Wasserschlange mit den vielen stets nachwachsenden Köpfen ist ja vollkommen begreiflich als das Moorgewässer, dessen Abfluss man nicht bewerkstelligen konnte: immer neue Quellen treten auf, wenn eine verstopft oder abgeschnitten ist: Quellen und Köpfe waren den Alten eins, caput Nili quaerere, den Kopf des Nil suchen war ein antikes Problem. Nach Massgabe der lernäischen Sumpf-

Digitized by Google

schlange liesse sich auch der Python des Apollo erklären. Aber auch bei der Hydra wie bei dem Python fragt es sich, warum die tückischen Moorwässer mit Schlangen verglichen werden, wodurch gerade die dem Menschen nicht gefährlichen Riesenschlangen mit einem üblen Leumund behaftet wurden. Auch ist die Entwässerung von Mooren und Sümpfen nicht Götter-, sondern Menschenwerk. Wenn es daher von Apollo heisst, dass er den geschwollenen Python, „der Hufen mit grässlichem Bauche belastet, mit unzählbaren Pfeilen (d. i. Sonnenstrahlen) hingestreckt hat," so liegt vielleicht auch hier noch eine Spur des Kampfes vor, der von den Indern dem Indra gegen den Vritra zugeschrieben wird. Die Sonne, die über die Schlange siegt, ist die Sonne, die wieder über den Horizont kommt, sodass die Polarlichter seltner werden und im langen Sommertag ganz verschwinden.

Wir sehen also auch auf dem Gebiet der Schlangenmythologie, dass Unerklärtes durch die Nordpolarhypothese erklärt wird. Schlangen, die die Luft durcheilen und Götterwagen ziehen, ferner grosse Schlangen, die dem Menschen feindlich und verderblich sind, gibt es heute nicht und gab es auch im Altertum nur in sagenhaften Erzählungen. Woher kommen sie nun? Sie sind nicht lediglich widernatürliche Phantasiegebilde, sondern Erinnerungen an die schlangenhaft die Luft durcheilenden Polarlichter.

Digitized by Google

20. Der Nordpol als Völkerheimat.

Wir haben in den vorhergehenden Abschnitten ein reichhaltages Material kennen gelernt, welches als Beweis oder Beweisstütze für die Behauptung dienen kann, dass die Indogermanen vor einer Anzahl Jahrtausender ein jetzt vereistes Land oder Inselgebiet am Nordpol bewohnt haben müssen. Tilak hat sich die Mühe gegeben, die Länge der Zeit ausfindig zu machen, die seit dem Ende der letzten Vereisung und demgemäss etwa seit der Abwanderung der Indogermanen vom Nordpol verflossen sein müssen. Es glückte ihm sogar, eine Übereinstimmung des Resultats moderner Geologie und Astronomie mit indischer Berechnung des seit der letzten Flut verflossenen Zeitraums zu erzielen. Wir werden darauf aber nichts zu geben haben, denn das Problem der Eiszeit, ihrer Entstehung, Dauer und Entschwindung ist astronomisch und geologisch noch gänzlich ungelöst. Vieleher kann man verlangen, dass Geologen und Astronomen das Beweismaterial Tilaks und was wir ihm zuzufügen in der Lage waren, der Beachtung würdigen. Gewiss kann man zur Not sich erklären, dass Literaturtrümmer einer interglazialen (zwischeneiszeitlichen) Nordpolarkultur bei der hohen Kunst der Inder in der Memorier- und Traditionstechnik zehn Jahrtausende überstanden. Aber lieber sagt man sich doch, angesichts der ganz unzuverlässigen Grundlagen, auf denen Geologen, Archäologen und Astronomen ihre Berechnungen aufführen, dass die Eiszeit noch gar nicht zehntausend Jahre her gewesen sein kann. Die frühere Kulturblüte am Nil und Euphrat deutet ebenso wie die dichte Bekleidung von Assyrern und Persern auf Denkmälern daraufhin, dass damals ein gemässigteres Klima in jenen jetzt so heissen Ländern herrschte und in unsern Breiten vielleicht die letzte Vereisung sich ihrem Ende

Digitized by Google

näherte. Es ist auch sehr wohl denkbar, dass vielleicht infolge von warmen Meeresströmungen jene indogermanische Heimat am Nordpol eisfrei und milden Himmels war, während über Nord- und Mitteleuropa sich Gletscher lagerten. Das Vorrücken und wenn man so sagen darf, das Verrücken der Eiszeit liess die Gletscher den Nordpol gewinnen und vertrieb die Indogermanen aus ihren Sitzen. Will man vermutend nachspüren, wo sie gewohnt und wie sie nach Süden gewandert sein mögen, so darf man die neueren Polarforschungen nicht ausser Acht lassen, z. B. die Feststellung Nansens, dass ein tiefer Meeresarm sich vom atlantischen Ozean her bis tief ins nördliche Eismeer hinein erstreckt.

Die Ankunft der Germanen in Deutschland müsste man wohl in die Zeit verlegen, da mit der Kultur der jüngeren Steinzeit eine neue und fremde Rasse den Boden Mitteleuropas betreten zu haben scheint. Die gewiegtesten Archäologen erklären, dass zwischen dem Ende der älteren Steinzeit und dem Beginn der jüngeren Steinzeit, d. h. dem Auftreten der polierten und kunstvoll gearbeiteten Steinwerkzeuge, der Töpferei und der rituellen Totenbestattung eine Kluft, ein Hiatus, eine unüberbrückte Lücke klaffe. Das haben sie eher erklärt, ehe sie ahnen konnten, dass diese Feststellung einer kulturellen Lücke ein Beweis für das Erscheinen von (Indo-)Germanen auf deutsch-dänisch-skandinavischem Boden werden könnte. Wir dürfen also annehmen, dass etwa seit 5000 Jahren Indogermanen und zwar die Vorfahren der Germanen, Kelten, Griechen, Römer, Slaven, Illyrier, Thrazier usw. in Europa ansässig sind. Die Inder und Iranier, die treuen Bewahrer voreiszeitlicher Kulturtrümmer mögen früh ihre eignen Wege gegangen sein, vielleicht aber auch den Umweg über Osteuropa gemacht haben. Wenn nun auch alle Indogermanen aus nordpolaren Sitzen gekommen sind, so ist damit nicht ausgeschlossen, dass auch die Vorfahren andrer Kulturvölker von dorther stammen. Der amerikanische Gelehrte Dr. Warren hat aus den heiligen Büchern und Überlieferungen der Babylonier, Hebräer, Ägypter, Chinesen und Japaner ebenfalls Beweise für die Lage des „Paradieses am Nordpol" schöpfen zu können vermeint. Die Möglichkeit, dass auch die Ahnen der andern Kulturvölker vom Nordpol stammen, soll nicht abgestritten werden; ebenso möglich aber

Digitized by Google

dürfte es sein, dass indogermanische Spritzer, ebensogut wie Inder nach Indien und Iranier nach dem Iran gelangten, schon früher nach Ägypten, Babylonien, China usw. gerieten und dort die eigentlichen Kulturträger oder Kultursklaven wurden. Dafür spricht unter anderm die hohe Stellung des Weibes bei den älteren Babyloniern und die Entwicklung der Astronomie bei diesem Volke wie bei Chinesen und Ägyptern. In seinem zweiten Vortrag über „Bibel und Babel" betont Delitzsch im Gegensatz zur niedrigen Stellung des Weibes in der Bibel dessen höhere Wertung bei den alten Babyloniern: „wir lesen in der Zeit Hammurabis (c. 2250 v. Chr.) von Frauen, die sich ihren Sessel in den Tempel tragen lassen, finden die Namen von Zeuginnen unter Rechtsurkunden u. dergl. mehr. Gerade auf dem Gebiete der Frauenfrage lässt sich klar erkennen, wie tief die babylonische Kultur von der nichtsemitischen der Sumerer beeinflusst war." Die Köpfe sumerischer Priesterfürsten und der Gemahlin Sardanapals sehen übrigens so arisch wie möglich aus. Und die Anfänge der Astronomie begreifen sich um so leichter, wenn man ein Volk vom Nordpol nach dem Äquator gewandert sich vorstellt: am Nordpol die Ebenmässigkeit des Fixsternhimmels, alle Sterne Zirkumpolarsterne, der Pol mit dem Zenith zusammenfallend! Nach Süden ziehend nahmen die Beobachter dann wahr, wie die Weltachse immer schräger und schräger, der Pol immer tiefer dem Horizonte sich zuneigt. Und vor allem: am Pol dauerte die Nacht ja Wochen und Monate, hier rissen ja die Sternkreise nicht ab, hier konnte man sie in ihren ganzen Drehungen verfolgen. Das gilt natürlich auch für den nichtindogermanischen Stamm, der vom Nordpol nach dem Euphratlande gelangt sein sollte, falls sich die Spuren in nichtindogermanischen Mythologieen und Überlieferungen bestätigen, wonach auch die übrigen Kulturvölker dem Norden entstammten, wie Dr. Warren nachzuweisen versuchte.

Haben nun die Indogermanen von jeher am Nordpol gewohnt? Ist dieser Gedanke überhaupt mit der Feststellung mehrerer Vereisungen der nördlichen Erdhalbkugel vereinbar? Darüber wird man heute und wohl für lange hinaus nichts Sicheres zu sagen imstande sein. Erst müssen die Verhältnisse der Eiszeiten und der von ihr vorwiegend betroffenen Gebiete klarer liegen. Man hat

Digitized by Google

neuerdings den Menschen aus Australien kommen lassen; es sind Anzeichen dafür vorhanden, dass Westeuropa vielleicht von Nordafrika aus besiedelt wurde und Kulturantriebe von einer negerartigen Bevölkerung empfing. Die ältere Steinzeit zeigt in Europa mehrere Rassen, die Neandertaler-, die Crô-Magnon- und eine afrikanische Zwergrasse. Möglich, dass Stämme der bereits edleren Bau verratenden Crô-Magnonrasse den Weg nach einem fruchtbaren Landgebiet des Nordpols fanden und sich dort zu dem Urvolk der Indogermanen entwickelten oder zu Stämmen differenzierten, die in der Geschichte als Träger der chinesischen, japanischen, ägyptischen, sumerischen und indogermanischen Kultur erscheinen. Wir befinden uns hier auf einem durchaus dunklen Gebiet, wo die Phantasie durch Tatsachen kaum belastet wird. Von Interesse mag es aber noch für den Leser sein, zu hören, wie sich neben der nordpolaren indogermanischen Urkultur, die wir uns in die letzte Zwischeneiszeit zu denken haben, die ältere Steinzeit in Europa, oder die Kulturanfänge des eiszeitlichen (diluvialen) Menschen ausnehmen. Wir geben daher noch eine kurze Skizze der älteren Steinzeit, die in Westeuropa und besonders in Frankreich von den verschiedenen Vereisungen weniger betroffen und unterbrochen wurde, während in Mitteleuropa die Zwischeneiszeiten schärfer hervortreten, mit andern Worten die Kulturanfänge lange Unterbrechungen und Stockungen erleiden und die Spuren von Menschen für Jahrtausende verschwinden. Wir folgen dabei dem Buche „Der diluviale Mensch" von Moritz Hoernes, der zum ersten Male die ältere Steinzeit mit besonderer Berücksichtigung der französischen Forschungsergebnisse eines Mortillet, Capitan, Rutot usw. behandelt. Hoernes unterscheidet vier Vereisungen und drei Zwischeneiszeiten. In der ersten Zwischeneiszeit lebten in Deutschland Elefanten, Rhinozerosse, Höhlenbären, Hyänen, Hirsche, Rehe, Bisons. Hauptsächlich die Höhlenbären mögen dem damaligen Menschen zu schaffen gemacht haben, von dem eine Spur südöstlich von Weimar, bei Taubach, tief unter der Erde entdeckt worden ist. Über der Endmoräne nordischen Inlandeises, verdeckt durch eine mehrere Meter hohe Kalktuffschicht, die ihrerseits wieder von Löss überlagert war, fand sich ein Lagerplatz mit Feuerspuren, ärmlichen Geräten, Steinwerkzeugen, zer-

Digitized by Google

schlagenen Tierknochen und Menschenzähnen. Trefflich erhaltene Stücke von Birkenstämmen, Haselnüsse, Abdrücke von Laubblättern und Koniferenzapfen lassen auf eine der unsrigen nicht unähnliche Vegetation schliessen. Derselben Zwischeneiszeit gehören wohl auch die Stein- und Knochenfunde in den Rübeländer Höhlen des Harzes an. Man sieht, dass aus den aufgeschlagenen Höhlenbärenknochen das Mark verzehrt wurde, Schulterblätter zu Pfriemen, Unterkiefer zu Hämmern verarbeitet wurden. In der Neandertalhöhle bei Mettmann in der Nähe Düsseldorfs wurde eine Schädeldecke ausgegraben, die man lange Zeit nicht als zur Hirnschale eines normalen Menschen gehörig gelten lassen wollte, so niedrig und mit so hervorspringenden Augenbrauenknochen ausgestattet.

Die zweite Zwischeneiszeit und zugehörige altsteinzeitliche Epoche zeigt schon eine vorgeschrittenere Jägerkultur. Reichlich war Gelegenheit, auf Mammut und Wildpferd Jagd zu machen, aber auch Löwen, Bären, Wölfe wollten bekämpft sein. Auf die Anwesenheit einer negerartigen Zwergrasse deuten Knochen- und Figurenfunde im südwestlichen Europa. Überraschend naturwahre Tierzeichnungen, Schnitzereien und Maleieren begegnen in französischen und spanischen Höhlen. In Deutschland lebten damals Mammut, Nashorn, Hyäne, Höhlenlöwe, Bär und Rentier, Feuersteinwerkzeuge, bearbeitete Geweihstücke, zerschlagene Tierknochen und Holzkohlen in den gleichen Fundschichten zeigen die Gleichzeitigkeit des Menschen an.

In der dritten und letzten Zwischeneiszeit, in der wir uns das Urvolk der Indogermanen am Nordpol wohnend zu denken haben, verschwinden in Europa Nashörner und Höhlenbären, das Mammut ist im Wegziehen nach Osten begriffen, der Bison ist stark vertreten, das Rentier hat seine Blütezeit. Eine neue Menschenrasse ist auf den Schauplatz getreten, oder sagen wir lieber: hat aus dieser Epoche Spuren hinterlassen. In der Grotte von Crô-Magnon im Vézêretal und anderswo fand man Skelette, die eine vorgeschrittenere Körperbildung verrieten. Das Rentier erscheint auch auf Schnitzereien in Knochenstücken; Harpunen, Nadeln, Schmuckstücke sind feiner gearbeitet. Die damalige Kultur mag der unsrer Lappen und Eskimos geglichen haben, sie

Digitized by Google

zeigt eine Menge spitziger und hakiger Jagdwaffen aus Bein, vielfältiges, von feinen Händen für feine Hände geschaffenes Kleinzeug aus Feuerstein, allerhand Schmuck- und Kunstreichtum.

Nirgendwo finden sich in der älteren Steinzeit Europas Spuren des indogeramnischen Menschen. Auch die dänischen Kjökkenmöddinger, die riesigen Haufen von Malzeitresten, Knochen und Muschelschalen mit Feuersteingeräten dazwischen, obwohl wie ein Übergang der älteren zur jüngeren Steinzeit erscheinend oder deutbar, gehören mehr der älteren wie der jüngeren Steinzeit an. Erst in den Kulturträgern der jüngeren Steinzeit und des ihr folgenden Bronzealters sind die Indogermanen in Europa vertreten. Woher sind sie gekommen? Wir haben gesehen, dass ein reichhaltiges Beweismaterial besonders von Tilak zusammengebracht worden ist, das in Verbindung mit der überhaupt sich nordwärts konzentrierenden Suche der Indogermanenheimat deren Lage am Nordpol aufs höchste wahrscheinlich macht.

Digitized by Google

Anhang.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rigveda und Germanenbibel.

Man hat neuerdings den Versuch unternommen, eine Germanenbibel zusammenzustellen, das heisst ein Buch, das an Stelle jener Schriftensammlung zu treten hätte, mit der die Germanen leider noch heute behelligt werden, obwohl ihre eigenen Märchen einen grösseren Wahrheitsgehalt und tieferen Sinn haben als die Märchen jener Schriftensammlung. Für weitere Versuche zur Schaffung einer Germanenbibel sei hier darauf hingewiesen, dass Edda, Homer und Rigveda entschieden darin vertreten sein müssten, weil sie uns wenigstens ahnen lassen, wie unsre Altvordern vor vier- oder fünftausend Jahren, wenigstens was ihre besten Männer anlangt, zu fühlen und denken verstanden. Zumal der Rigveda, der uns noch die Verhältnisse der nordpolaren Urheimat ein wenig spiegelt, muss auch uns ein Buch werden, dessen Kenntnis von einem guten Deutschen zu verlangen ist. Man lasse sich nicht durch falsche Ausspregungen, der Rigveda reiche nicht an die Bibel heran, irre machen. Das Umgekehrte ist der Fall. Für solche Anhänger des Christentums, die zwar das Dogma verwerfen, aber der Person Christi Sympathie entgegenbringen, weil sie eben nur die sympathischen Züge einseitig und unkritisch zu sehen vermögen, sei darauf hingewiesen, dass das Bessre im Christentum aus der griechischen und indischen, also aus indogermanischer Welt stammt, ebenso wie ja die alttestamentlichen Schriften einige Züge der altpersischen Religion entlehnt haben. Selbst bei den Chinesen findet sich schon im 4. Jahrhundert vor Arminius die Lehre: Vergilt Feindschaft mit Güte, und bei den Indern lehrt im 6. Jahrhundert Buddha eine Religion ohne Gott, die Barmherzigkeit und Güte nicht nur gegen den Mitmenschen, sondern gegen alle Kreaturen zur Pflicht macht und den Rausch verbietet.

Digitized by Google

Die dem Buddhismus zeitlich schon vorangegangene Upanischad-philosophie enthält in dem Satze tat tvam asi, wenn man ihn tief genug fasst, ebenfalls die Verpflichtung, nicht nur ein guter, sondern auch ein gütiger Mensch zu sein. Die Philosophie aber, die schon im Rigveda zu Tage tritt, hat sich bereits über die Vielgötterei hinweggehoben und lässt die „nach der Schöpfung erst entstandenen" Götter offenbar nur aus höflicher Rücksicht gelten. Man lese darüber den ersten Band von Deussens Geschichte der Philosophie nach. Hier sei der berühmte Rigvedahymnus X, 129 in der Deussen'schen Übersetzung mitgeteilt, zugleich auch aus dem Grunde, weil Anklänge an germanische Überlieferungen darin enthalten sind. Die Eingangsstrophe eines Gedichtes von der Entstehung der Welt und der Menschen ist uns in dem Wessobrunner Gebet erhalten:

Das erfuhr ich unter den Menschen als der Wunder grösstes,
Dass die Erde nicht war noch der Himmel darüber,
Noch irgend ein Baum noch Berg vorhanden war,
Noch von Süden die Sonne schien,
Noch der Mond leuchtete, noch das weite Meer.

Damit stimmt ziemlich genau ein isländisches, ebenfalls heidnisches Gedicht überein, das frühestens um die Mitte des 10. Jahrhunderts verfasst, aber mit dem obigen eine uralte Grundlage gemein hat (Vsp. 35):

In der Urzeit
Da war nicht Kies, noch Meer, noch kalte Woge,
Nicht Erde gab es, noch Oberhimmel,
Nur gähnende Kluft, doch Gras nirgends.
Nicht wusste die Sonne, wo sie Wohnung hatte,
Der Mond wusste nicht, welche Macht er hatte,
Die Sterne wussten nicht, welche Stätte sie hatten.

Im 8. Jahrhundert kannte Bischof Daniel von Winchester heidnische rituale Erzählungen von einer germanischen Kosmogonie: Im Anfange gab es noch keine Götter, sie erwuchsen erst später aus

Digitized by Google

der Welt. Nun vergleiche man damit den oben schon genannten Rigveda-Hymnus X, 129:

1. Damals war nicht das Nichtsein, noch das Sein,
Kein Luftraum war, kein Himmel drüber her.
Wer hielt in Hut die Welt, wer schloss sie ein?
Wo war der tiefe Abgrund, wo das Meer?

2. Nicht Tod war damals, noch Unsterblichkeit,
Nicht war die Nacht, der Tag nicht offenbar.
Es hauchte windlos in Ursprünglichkeit
Das Eine, ausser dem kein andres war.

3. Vom Dunkel war die ganze Welt bedeckt,
Ein Ozean ohne Licht, in Nacht verloren; —
Da ward, was in der Schale war versteckt,
Das Eine durch der Glutpein Kraft geboren.

4. Aus diesem ging hervor, zuerst entstanden,
Als der Erkenntnis Samenkeim, die Liebe; —
Des Daseins Wurzelung im Nichtsein fanden
Die Weisen forschend, in des Herzens Triebe.

5. Als quer hindurch sie ihre Messschnur legten,
Was war da unterhalb? und was war oben? —
Keimträger waren, Kräfte, die sich regten,
Selbstsetzung drunten, Angespanntheit droben.

6. Doch wem ist auszuforschen es gelungen,
Wer hat, woher die Schöpfung stammt, vernommen?
Die Götter sind diesseits von ihr entsprungen!
Wer sagt es also, wo sie hergekommen? —

7. Er, der die Schöpfung hat hervorgebracht,
Der auf sie schaut im höchsten Himmelslicht,
Der sie gemacht hat oder nicht gemacht,
Der weiss es! — oder weiss auch er es nicht?

Digitized by Google

Dass das dem aufgeklärten Menschen allenfalls noch Sympathische am Christentum schon 1000 Jahre früher in den besseren Indogermanen lebendig war, zeigt die Homerstelle, wonach auch die Bettler und Fremdlinge „von Gott", d. h. Gottes Kinder sind und der Hymnus des Rigveda 10, 117, der nach Deussen also lautet:

1. Der Hunger ist doch gottverhängte Strafe nicht!
Denn Satte auch ereilt der Tod in vieler Art.
Armen zu spenden, schmälert ja den Reichtum nicht;
Wer nicht gibt, hat auch keinen, der sich sein erbarmt.

2. Wer, wohlversehn mit Nahrung, wenn der Dürftige,
Um eine Gabe bittend naht in seiner Not,
Sein Herz verhärtet dem, der Ehre stets erwies,
Der findet selbst auch keinen, der sich sein erbarmt.

3. Der erst geniesst, der auch dem Armen mitteilt,
Der hinschleicht, Nahrung bittend, abgemagert;
Wer ihm in seinem Hilferuf Gehör schenkt,
Hat für die Zukunft einen Freund gewonnen.

4. Der ist kein Freund, der nicht dem Freunde mitgibt,
Dem treu anhänglichen, von seiner Speise.
Weg geht er von ihm, wo kein Trost zu finden,
Hängt sich an einen Fremden, der ihn sättigt.

5. Es reiche dar dem Flehenden, wer Macht hat,
Hinblickend auf den weitern Weg der Zukunft!
Reichtum rollt um, wie Räder an dem Wagen.
Oft ging er schon von dem auf jenen über.

6. Vergebens häuft für sich der Tor die Güter;
Die Wahrheit sag ich, sie sind sein Verderben:
Er zieht sich keinen Freund auf, noch Vertrauten, —
Einsam geniesst er, einsam wird er leiden.

Digitized by Google

7. Nur wenn sie pflügt, bringt uns die Pflugschar Nahrung;
Der Weg nützt nur, wenn man ihn pflückt mit Füssen;
Den lauten Redner, nicht den stummen liebt man;
So gilt ein Freund, der schenkt, mehr als ein karger.

8. Der Einfuss schreitet schneller als der Zweifuss wohl,
Der Zweifuss holt den Dreifuss ein von hinten;
Der Vierfuss kommt auf der Zweifüss'gen Ruf herbei,
Schaut auf zu ihnen, ihre Schar umwedeln
[So ist, wer kargt, oft ärmer als wer mitteilt.]

9. Die Hände, obschon gleich, sind nicht gleich wirksam;
Zwei Schwesterkühe sind an Milch oft ungleich;
Selbst Zwillinge an Leistung sind verschieden, —
Selbst Blutsverwandte sind nicht gleich mildtätig.

Weshalb wir, von deren Urahnen das stammt, was am Christentum noch sympathisch sein mag, die Zeit nach einem Manne rechnen sollen, der, selbst wenn er gelebt hat und für seine Überzeugung gestorben ist, doch allen Anschein nach einen besonderen Mittelpunktswahn hegte, sodass wir in seinem Tode keinen Heroismus sehen können, sowenig wie im Tode der Muselmänner, — weshalb wir nach Christus rechnen sollen, da wir einen Arminius haben, nach dem sich ebensogut rechnen lässt, vermag ich nicht einzusehen. Arminius hielt sich nicht für den Sohn Gottes, proklamierte sich nicht „für den Weg, die Wahrheit und das Leben", war ein Fürst, der in Rom als römischer Offizier hätte ein vergnügtes Leben führen können, und dennoch setzte er Person und Lebensglück ein und erlitt tieferes Weh als jener Gekreuzigte, denn er sah Weib und Kind in römische Gefangenschaft geraten, ohne sie befreien zu können. Dagegen ist ein Kreuzestod, obendrein in der Hoffnung besonderer Vergütung im Jenseits, gar nicht in die Wagschale zu werfen. Die Zeit naht ja, wo man die deutsche Profan- und Literaturgeschichte umkrempeln und von all den falschen Grössen und Grossen säubern wird, die sich eingeschlichen haben oder eingeschmuggelt worden sind, zum Beispiel von dem Schurken Karl den Grossen, auf den schon Herder die

Digitized by Google

treffenden Worte gedichtet hat, die kennen gelernt zu haben ich meinem Freunde Carl Nicolas verdanke:

„War er, deutsches Vaterland,
Mörder dir oder Heiland?
Vieh und Heim, das war dein Gut,
Und ein freies edles Blut. —

Er vergoss dein freies Blut,
Nahm dir Heim und Gut und Mut,
Und gab dir — ha! Affentand,
Den nicht Lai, nicht Pfaff verstand."

Der Sachsenbekehrer, dessen Söhne „fromm und kahl und feist und Kind" waren, hat wahrlich kein Anrecht, in der deutschen Geschichte anders als mit Verachtung genannt zu werden, einer Verachtung, die allen gebührt, die mithalfen, fremde Märchen an Stelle altgermanischer Naturmythen und überlieferter Heidenlieder zu setzen. Wie Tacitus berichtet und was sich von selbst versteht, hatten die alten Germanen eine Literatur, eine Götter- und Heldensage. Für deren Verlust, wofür das Christentum verantwortlich zu machen, müssen wir uns mit Edda, Homer und Rigveda trösten. Ganz zur Angabe des Cäsar, wonach das Priestertum bei den Germanen noch wenig zu bedeuten hatte, passt auch ein Gedicht des Rigveda VII, 103, welches zeigt, dass auch die vedischen Inder, also die von der Sitte unsrer Altvordern noch nicht sehr entfernten Stammesverwandten, vor der Zeit des ausgeprägten Brahmanentums sich über die Priester lustig machten und dass die Priester selber das nicht übel nahmen, sonst hätten sie das Gedicht nicht in der „heiligen" Sammlung behalten:

Rigveda VII, 103.

1. Das Jahr durch lagen sie so stumm
Wie Priester unterm Schweiggebot;
Doch nun der Regengott sie weckt,
Tönt laut der Frösche Redeschwall.

Digitized by Google

3. Des Himmels Wasser sind zu ihm gekommen,
Der in dem Sumpfe trocken lag wie Leder;
Da, wie von Kühen, die nach Kälbern brüllen,
Bricht laut aus die Beredtsamkeit der Frösche.

3. Sehnsüchtig harrend auf die Zeit des Regens
Und schmachtend lagen sie, da strömt es nieder;
Nun grüssen sie sich wie der Sohn den Vater,
Mit freudigem Quaken zueinander redend.

4. Sieh' diese zwei, die freudig sich begegnen,
Wie ihnen wohl ist beim Erguss der Wasser!
Und hier der Frosch, wie hoch er hüpft im Regen!
Ein bunter dort tauscht Worte mit dem gelben.

5. Wenn sie so miteinander Worte wechseln,
Wie Schüler, die nachsprechen ihrem Lehrer, —
Ihr müsst die Lektion wohl trefflich können,
Wenn man im Wasser euch so wohlberedt hört!

6. Das brüllt wie Ochsen, meckert wie die Böcke,
Gesprenkelte und gelbe durcheinander;
„Viel sind der Formen, aber nur ein Name",
Vielfach verziert sind ihrer Rede Worte.

7. Wie Priester über Nacht beim Soma sitzen
Rings um das volle Fass und Reden halten,
So feiert ihr wohl auch, o Frösche, heute
Den Tag, mit dem die Regenzeit begonnen!

8. Ja, Priester sind es, die des süssen Soma voll
Das grosse Jahrgebet mit Lärm begehn,
Geistliche Herrn, beim Milchtrank weidlich schwitzend,
Recht öffentlich, denn jeder will sich zeigen.

9. Die gottgesetzte Jahresordnung hütend,
Nicht brechen ihre Zeit die Götterhelden; —
Da kommt die Regenzeit, und nun ergiessen
Die heissen Opferkessel ihren Milchtrank.

Digitized by Google

10. Der Brüllochs schenkt, es schenkt der Meckerbock uns,
Der bunte und der gelbe reiche Güter!
Die Frösche schenken uns ein Hundert Kühe
Und langes Leben bei dem Tausendopfer.

Dass dies Gedicht aus echt indogermanischem Geist heraus entsprungen ist, mag ein Vergleich mit Goethe's „Fröschen" lehren:

Ein grosser Teich war zugefroren
Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quaken und springen,
Versprachen sich aber in halbem Traum:
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie die Nachtigallen wollten sie singen.

Der Tauwind kam, das Eis zerschmolz;
Nun ruderten sie und landeten stolz
Und sassen am Ufer weit und breit
Und quakten wie vor alter Zeit.

Wer also eine Germanenbibel schaffen will, darf den Rigveda nicht unausgeschöpft lassen! —

Digitized by Google

Altgermanische Zeitrechnung.

Wenn die Vorfahren der Germanen am Nordpol gewohnt haben, dann wird es uns nicht befremdlich oder überraschend mehr vorkommen, wenn sie auch, wie es ja von den Kelten als gewiss überliefert ist, der Sternbeobachtung, also der Astronomie, obgelegen haben sollten. Den Beweis dafür, und somit in gewissem Sinne eine Bestätigung für die Nordpolarhypothese, hat Dr. Ludwig Wilser in einem Aufsatz „Altgermanische Zeitrechnung" versucht. Die Kenntnisnahme dieses Vortrags, der als Sonderabdruck von der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe zu beziehen ist, dürfte besonders denen zu empfehlen sein, die die Arbeit des Orientalisten Professor Dr. Winckler über das „Himmels- und Weltenbild der Babylonier" gelesen haben. Wer sich mit den hochinteressanten babylonischen Ausgrabungen beschäftigt, verfällt naturgemäss in den Fehler der Einseitigkeit und in die Sucht, von diesem einzigen Punkte aus die ganze Welt erklären zu wollen. So hat der genannte Orientalist nichts mehr und nichts weniger versucht, als alle Mythologieen der Erde, darunter auch die germanische, griechische und indische, für Ausläufer oder Sprösslinge der babylonischen zu erklären! Man denke, was das heisst: die natur- und tiefsinnigen Göttersagen der drei edelsten Völker der Erde sollten ihre Entstehung den Lehrmeistern der Babylonier, den Sumerern und Akkadern, verdanken! Germanen, Griechen und Inder wären von sich aus zu dumm gewesen, ihre wundervollen poetischen Naturreligionen zu erzeugen: erst das Licht, das von Babylonien aus ein Stückchen Welt erhellte, hätte auch die beschränkten Indogermanenköpfe erleuchtet! Eine so abenteuerliche und mehr als bloss unwahrscheinliche Theorie mit Scheinbeweisen auszustatten, war kein grosses Kunststück. Zur Natur gehören bekanntlich auch Sonne, Mond und Sterne. Die Naturreligionen der Ger-

Digitized by Google

manen, Griechen und Inder, natürlich auch die der Perser, Slaven, Kelten usw., entsprangen der sorgfältigen Beobachtung der Naturerscheinungen:

Wist ihr, wie Götter entstanden?
Aus dichterischen Gewanden!
Was wusste der Urmensch von Sonne und Blitz,
Von Sternen, von Donner und Wolkenschlitz?
Er ahnte verborgener Kräfte Walten
Und sprach von ihnen als Menschengestalten,
Erdichtete Streit und Liebeshandel,
Wob mangelndem Wissen hüllenden Mantel.

Die Naturreligionen unserer Vorfahren und der Indogermanen überhaupt waren ganz naturgemäss zu einem Teil auch Gestirnreligionen, ebenso wie die Gestirnreligionen der Babylonier oder vielmehr der Sumerer, ihrer Lehrmeister, wenn auch nicht in dem gleichen Umfange und in gleicher Einseitigkeit. In ihren grossen Zügen ist die Natur nun einschliesslich der Gestirnwelt überall dieselbe, und es ist danach selbstverständlich, dass hoch entwickelte Naturreligionen merkwürdige Übereinstimmungen aufweisen müssen. Das Gegenteil wäre unnatürlich, wenn diese Übereinstimmungen fehlten. Kommt nun noch hinzu, dass durch Vermittlung des Christentums manches Babylonische zu uns gelangt ist und einheimisch Gleichwertiges verdrängt hat, dann ist es kein Kunststück, vor Unkundigen einen grossartigen Scheinbeweis dafür zu erbringen, welche Erzesel die alten Germanen und nicht minder die alten Griechen und Inder gewesen sein müssen, dass sie nicht einmal ihre heidnischen tiefsinnigen Naturreligionen aus sich selbst zu erzeugen vermochten, vielmehr erst der Erleuchtung durch babylonischen Geist bedurften. Und solch eine Scheinbeweisung darf sich in Deutschland breit auslegen, während eine Reihe deutscher Gelehrter schon seit Jahrzehnten sichtbar zu machen sucht, dass im Norden Europas zur Zeit Hammurabis Leute wohnten, die auch nicht von Pappe waren und jedenfalls Manns genug, ganz unabhängig eine Naturreligion zu erdichten!

Wilser weist nach, oder seien wir bescheidener: sucht nachzuweisen, dass die heidnischen Germanen ihre eigene Zeitrech-

Digitized by Google

nung und Astronomie hatten. Und wie mir scheint, bringt er sehr Beachtenswertes zum Vorschein. Dadurch wird aber selbst für den, der den Germanen unglaublicherweise die Selbständigkeit ihrer Göttergeschichten abspricht, der Beweis erbracht, dass sie zu solchen Geschichten hinreichende Phantasie besassen.

Als Motto begegnet uns gleich vorn das offenbar in Vergessenheit geratene Wort des berühmten Skaliger: „Nicht alle Weisheit war im Besitz der Chaldäer und des Orients, sondern auch im Abendland und im Norden waren die Menschen denkende Wesen." Daran anknüpfend schreibt Wilser: „Auf Himmelskunde, Sternendeutung und Zeitrechnung verstanden sich nach der Meinung der Alten hauptsächlich drei Völker: Chaldäer, Ägypter und — Hyperboräer (Nordleute). Dass man im Altertum auch den nordischen „Barbaren" solche Kunst und Wissenschaft zutraute, dass sogar die hochgepriesenen Hellenen sie darin als Lehrmeister anerkannten, war in neuerer Zeit, unter der Vorherrschaft des Vorurteils, alles Wissen, insbesondere die Kenntnis der Gestirne und die Berechnung der Jahreszeiten, stamme aus dem Morgenlande, ganz in Vergessenheit geraten." Auf jenen Skaliger, den Begründer der wissenschaftlichen Chronologie, sich stützend, sprach schon vor mehr als zwei Jahrhunderten der vielseitige schwedische Schriftsteller Stjernhelm die Vermutung aus, der athenische Astronom Meton, nach welchem der Metonische Zyklus, d. i. der 19-jährige Mondkreislauf, genannt ist, habe im Jahre 433 v. Chr. durch den Nordmenschen oder Skythen Abaris von der nordischen Zeitrechnung Kenntnis erhalten, wie denn überhaupt von jeher die Beziehungen zwischen Griechenland und dem Norden zahlreich und freundschaftlich gewesen seien. Dieser „nordische" Weise Abaris kam nach Griechenland, um die alte Freundschaft mit den stammverwandten Deliern zu erneuern; der Überlieferung nach war er Wahrsager und Priester des Apoll, der in Griechenland einen tiefen Eindruck und dankbare Erinnerungen hinterliess. Nach Hekatäus wurde der Sonnengott auf einer Insel gegenüber dem Keltenland, also in England oder Irland, täglich durch Lobgesänge verehrt. Dort sei ein berühmter Tempel von runder Gestalt und mit vielen Weihgeschenken. Was Hekatäus noch weiter erzählt, macht es zweifellos, dass jene Nordleute bereits den neunzehn-

Digitized by Google

jährigen Mondkreislauf kannten — dass sie ihn von beutegierigen und keineswegs auf Belehrung der Völker bedachten Phöniziern kennen gelernt hätten, darf man wohl für ausgeschlossen halten. Dazu kommt, dass jener oben genannte Stjernhelm auf Grund uralter, in schwedischen Archiven damals noch vorhandener Bücher über Kalender und Feste berichtet, dass schon die heidnischen Skandinavier, also die Nordgermanen, den neunzehnjährigen Mondkreislauf kannten. Die Verehrung der Sonne durch labyrinthartige Steinringe und Irrgärten übertrug sich vom hohen Norden bis nach Delos, Kreta und vielleicht selbst Ägypten. Wie die Delier, die Bewohner der dem Sonnengott Apoll heiligen Insel, erzählten, kamen die Opferspenden der Nordleute, in Weizenstroh eingehüllt, von Volk zu Volk weiter befördert, auf offenbar uraltem Verkehrswege bis nach dem Eiland im Mittelmeer. Auch sollen Griechen zu den Nordleuten gereist sein. Die Sendung von Opfergaben aus hohem Norden nach der griechischen Insel wird mehrfach behauptet, und ein Tempel des Sonnengottes, als Sonnenuhr und Zeitmesser dienend, ist noch in dem berühmten Stonehenge von Amesbury erhalten. Im Jahre 1901 hat eine wissenschaftliche Abordnung fünf Sommernächte um die Zeit des längsten Tages darauf verwandt, Zweck und Alter des merkwürdigen, aus mächtigen Steinblöcken erbauten Denkmals astronomisch zu bestimmen. Es ergab sich, dass einst in der Mitte des Ringes drei riesige Steine so aufgestellt waren, dass bei Sonnenaufgang am längsten und kürzesten Tage die ersten Strahlen durch einen schmalen Spalt fallen mussten; aus der Abweichung der Sonnenbahn hat man dann ein Alter von 3681 Jahren bestimmt; das passt in die Zeit um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor der Teutoburger Schlacht. Damals wurden erwiesenermassen schon wundervolle Waffen und Schmuckstücke aus Bronze im germanischen Norden gefertigt, ein reger Handelsverkehr bewegte sich von der Nord- und Ostsee bis nach Italien und Griechenland. Mit Glück bringt Wilser weiterhin das nordische Julfest, das um die Wintersonnenwende gefeiert wurde, mit dem kyprischen Monat Julos (22. Dezember bis 23. Januar) und dem römischen Namen Julius in Verbindung. Die alten Kelten werden von römischen und griechischen Schriftstellern als grossen Wuchses, blon-

Digitized by Google

den Haares und blauen Auges geschildert, sie waren damals noch von Germanen kaum zu unterscheiden. Nun berichtet Cäsar ausdrücklich, dass die keltischen Priester, deren Unterricht vornehme Jünglinge oft zwanzig Jahre lang genossen, vieles über die Gestirne und ihren Lauf, über die Grösse der Welt und der Erde usw. mitzuteilen wussten. Von den Indern wissen wir, dass sie im dritten Jahrtausend v. Chr. sich nach dem Polarstern orientierten, der damals ein anderer war als heute. Wenn somit zwei indogermanische Völker, wie die Inder und Kelten, etwas von der Astronomie verstanden und ausserdem die Griechen Meister darin wurden, dann wäre es sonderbar, wenn die Germanen, die doch ebenfalls eine Zeitrechnung und Festordnung hatten, nicht auch in ihren Priestern und Denkern Sterngucker gewesen sein sollten. Die Goten kannten, wie der Geschichtsschreiber Jordanes mit Stolz hervorhebt, „die Lage der zwölf Himmelszeichen und die Bahnen der Gestirne durch dieselben, überhaupt die ganze Stern- und Himmelskunde: wie die Mondscheibe sich füllt und wieder abnimmt, um wie viel der feurige Sonnenball die Erde an Grösse übertrifft, oder unter welchem Namen und Zeichen die 346 Sterne, am Himmelsgewölbe von Osten nach Westen sich bewegend, aufsteigen oder untergehen. Welche Willenskraft gehört dazu, wenn so heldenhafte Männer während der kurzen Waffenruhe sich Wissenschaften widmen? Man konnte den einen die Lage des Himmels beobachten, den andern die Heilkräfte von Kräutern und Früchten erforschen, diesen des Mondes Wachstum und Hinschwinden, jenen den Lauf der Sonne verfolgen sehen, durch die Annahme beruhigt, dass sie, von der Drehung des Himmels mit fortgerissen, nach Westen zurückkehre, nachdem sie gen Morgen geeilt war."

Noch mancherlei über die Astronomie und Zeitrechnung der Goten erfährt man in den Ausführungen Wilsers über die Runenkalender, für die er ein höheres Alter als das Christentum zu erweisen sucht. Diese Runenkalender waren auf Stöcken, Schwertscheiden, Speerschäften, Axt- und Peitschenstielen, Schränken, Laden, Türpfosten oder auch auf Holz- oder Beinblättchen aufgezeichnet und enthielten Angaben über Feste und vorzunehmende Arbeiten der verschiedenen Berufe. Bei der Erörterung über das

Digitized by Google

Alter dieser eigenartigen Volkskalender kommt Wilser auf die Zeitrechnung nach Wochen zu sprechen und führt die Gesichtspunkte ins Feld, die gegen eine babylonische Herleitung der Woche sprechen, die wohl nicht einen so deutschen Namen trüge, wenn sie von aussen stammte. Das Gleiche gilt von den Monaten, deren urdeutsche Namen leider durch die römischen überwuchert wurden. Für ein hohes Alter der Runenkalender zeugen auch die Runen selbst, die nach Wilsers Ansicht im Norden ganz selbständig erfunden wurden und ebensowenig dem Verkehr mit Römern und Griechen entsprangen, wie jene Sagenkreise, die aus der indogermanischen Urzeit stammen. Im Mittelalter und namentlich vor dem Aufkommen des Buchdruckes, waren die Runenkalender in Palästen und Hütten verbreitet; noch im 18. Jahrhundert bedienten sich ihrer die skandinavischen Bauern.

Auch wer, mit grosser Zweifelsucht begabt, hinter die Wilserschen Darlegungen manches Fragezeichen machen muss, kann sich dem Eindruck nicht verschliessen, dass der Nachweis astronomischer und chronologischer Beobachtungen bei den Germanen erbracht ist. Wie sollte auch ein Volk, dessen Edelinge mit Leichtigkeit römische Ritter und dessen Krieger später die Lenker des römischen Weltreiches wurden, bei seiner stattlichen Zahl von Festen zu Ehren der Götter, zumal des Sonnengottes, ohne Kalender und Zeitrechnung ausgekommen sein? Hätten sie diese Zeitrechnung aber erst von anderen lernen müssen, dann spräche eben diese Lernfähigkeit und Lernwilligkeit für das Vorhandensein einer geistgen Begabung, die zur Hervorbringung eigener Götter und einer eigenen Naturreligion hinreichte, ohne erst babylonisch befruchtet werden zu müssen, wie Winckiers Schrift über „das Himmels- und Weltenbild der Babylonier“ höchst unglücklich und für den Grips unserer Vorfahren so wenig schmeichelhaft meint.

Digitized by Google

Nansens Beschreibung verschiedener nordpolarer Erscheinungen.

Wenn wir uns recht in die Welt versetzen wollen, in der Vorfahren von uns am Nordpol gelebt, wie sie die lange Winternacht empfunden und was sie sich bei den Himmelserscheinungen gedacht haben mögen, dann empfiehlt es sich, die Werke der Nordpolfahrer nach Beschreibungen ihrer Eindrücke durchzusehen. Ich teile im Folgenden einige Auszüge aus Nansens's „In Nacht und Eis" mit, die sich mit der Winternacht, den Polarlichtern, der Wiederkehr der Sonne usw. beschäftigen, weil ich glaube, dass es der Phantasie manches Lesers eine erwünschte Förderung verschafft.

Am 26. September schreibt Nansen auf dem Breitegrad 78°50′ (Bd. I, S. 190):

Es gibt nichts so wunderbar Schönes wie die arktische Nacht. Es ist ein Traumland, in den zartesten Tönen gemalt, die man sich denken kann; es ist in Äther verwandelte Farbe. Ein Schatten verschmilzt in dem andern, sodass man nicht weiss, wo der eine endigt und der andre beginnt, und doch sind sie alle vorhanden. Keine Formen! alles ist schwache, träumerisch gefärbte Musik, eine weit entfernte, lang gezogene Melodie auf gedämpften Saiten. Ist nicht alle Schönheit des Lebens erhaben und zart und rein wie diese Nacht? Gebt ihr glänzendere Farben und sie ist nicht mehr so schön.

Der Himmel ist gleich einer grossen Kuppel, die im Scheitelpunkt blau ist und sich abwärts in Grün, dann in Lila und Violett an den Rändern abschattiert. Über den Eisfeldern lagern kalte, violettblaue Schatten mit helleren, blassroten Tinten, wo hier und

Digitized by Google

dort ein Grat den letzten Widerschein des entschwindenden Tages auffängt. Oben im Blau der Kuppel scheinen die Sterne , . . ., im Süden steht ein grosser, rotgelber Mond, umgeben von einem gelben Ringe und leichten, goldnen Wolken, die vor dem blauen Hintergrunde schweben.

Jetzt breitet das Nordlicht über das Himmelsgewölbe seinen glitzernden Silberschein aus, der sich nun in Gelb, nun in Grün, nun in Rot verwandelt; es breitet sich aus und zieht sich wieder zusammen in ruheloser Veränderung, um sich dann in wehende, vielfältige Bänder von blitzendem Silber zu teilen, über welche wellenförmige, glitzernde Strahlen dahin schiessen; dann verschwindet die Pracht. Im nächsten Augenblicke erschimmert sie in Flammenzungen gerade im Zenith, dann wieder schiesst ein heller Strahl vom Horizonte gerade empor, bis das Ganze im Mondschein fortschmilzt. Es ist, als ob man den Seufzer eines verschwindenden Geistes vernähme. Hier und dort sind noch einige wehende Lichtstrahlen, unbestimmt wie eine Vorahnung — sie sind der Staub von dem glänzenden Gewande des Nordlichts. Aber jetzt nimmt es wieder zu, es schiessen weitere Blitze empor, und das endlose Spiel beginnt aufs Neue . . ."

Am 5. November schreibt Nansen, nachdem am 26. Oktober die Sonne unter den Horizont für mehrere Monate hinabgetaucht war, in der Breite von 77°43′ (S. 229): „Im Südwesten liegt tief am Horizont der Abglanz der Sonne, ein dunkles, grelles Rot, wie Blut, von allen schlummernden Wünschen des Lebens durchglüht, tief unten und weit entfernt, wie das Traumland der Jugend. Höher am Himmel geht die Färbung in Orange, darauf in Grün und Blassblau über, und dann kommt der tiefblaue, sternbesäete, endlose Raum, in dem nie die Dämmerung anbrechen wird.

Im Norden sind schwankende Bogen eines schwachen Nordlichts, jetzt wie von einem Zauberschlage berührt, gleich Lichtströmen durch das Dunkelblau des Himmels zu stürmen — nie in Ruhe, rastlos gleich dem Menschengeiste."

Am 27. November schreibt er (etwa 78°27′): „. . . täglich etwas Nordlicht, wenn auch nur schwaches; . . . Während der letzten Tage hatte der Mond manchmal Ringe mit Nebenmonden und Achsen und andere ziemlich merkwürdige Erscheinungen.

Digitized by Google

Wenn der Mond so niedrig steht, dass der Ring den Horizont berührt, bildet sich ein helles Lichtfeld, wo der letztere den Ring schneidet; ähnliche Lichtflächen bilden sich auch dort, wo die lotrechte Achse des Mondes den Horizont trifft. Oft sieht man auch schwache Regenbogen in diesen glänzenden Lichtfeldern.

Dem Horizont am nächsten war gewöhnlich Gelb die stärkste Färbung, die dann in Rot und später in Blau überging. Ähnliche Farben konnte man auch an den Nebenmonden unterscheiden. Manchmal sah man zwei grosse konzentrische Ringe; dann konnte man vier Nebenmonde beobachten. Ferner habe ich ein Stück von einem neuen Ringe über dem gewöhnlichen gesehen, der jenen in der Horizontaltangente direkt über dem Monde berührte. Wie allgemein bekannt ist, werden diese verschiedenen Ringgebilde um die Sonne, sowie auch um den Mond durch die Strahlenbrechung des Lichtes in den in der Luft schwebenden winzigen Eiskrystallen hervorgebracht."

Auf S. 242 schreibt er, 8. Dezember (78°50′): „Worte können die Pracht nicht beschreiben, die sich unsern Augen darbot. Die glühenden Feuermassen hatten sich in glänzende, vielfarbige Streifen geteilt, die sich im Süden wie im Norden über den Himmel wanden und durcheinander verschlangen. Die Strahlen funkelten in den reinsten, krystallklaren Regenbogenfarben, hauptsächlich in Violett-Rot oder Karmin oder im hellsten Grün. Sehr oft waren die Strahlen des Bogens am Ende rot, verwandelten sich höher hinauf in funkelndes Grün, das ganz oben dunkler wurde, und gingen in Blau oder Violett über, ehe sie im Blau des Himmels verschwanden. Oder auch die Strahlen in ein und demselben Bogen verwandelten sich von Hellrot in Hellgrün und schwankten hin und her, wie vom Sturme getrieben. Es war eine endlose Phantasmagorie von funkelnden Farben und übertraf alles, was man sich nur denken kann. Manchmal erreichte das Schauspiel einen solchen Höhepunkt, dass einem der Atem stillstand; man glaubte, dass irgend etwas aussergewöhnliches eintreten, dass zum mindesten der Himmel einstürzen müsse. Aber während man noch in atemloser Erwartung dasteht, sinkt die ganze Erscheinung gleichsam mit einigen raschen, leichten Läufen auf der Tonleiter in das leere Nichts zusammen . . . Als Finale gibt es eine

Digitized by Google

wilde Entfaltung von Feuerwerk in allen Farbentönen, ein solches überall loderndes Feuer, dass man jede Minute erwartet, alles unten auf dem Eise zu sehen, weil am Himmel kein Platz mehr dafür ist."

S. 292 (79°) 8. Januar: „Ich bekam fast einen Schreck, als ich an Deck kam und im Süden gerade über dem Rande des Eises ein starkes, rotes Licht sah, das funkelte und die Farbe veränderte. Es sah gerade aus, als ob jemand mit einer Laterne über das Eis käme . . . Es war die Venus, die wir heute zum ersten Mal sahen, da sie bis jetzt unter dem Horizonte gestanden hatte. Sie war wunderschön mit ihrem roten Lichte."

S. 315, 16. Februar (80°1′): „Heute passiert wieder etwas Bemerkenswertes, das darin besteht, dass wir um Mittag die Sonne, oder genauer gesagt, ein Bild der Sonne sehen, denn es war nur eine Spiegelung . . . Die Luftspiegelung war Anfangs ein abgeplatteter glühend roter Feuerstreifen am Horizont; später wurden zwei Feuerstreifen daraus, einer über dem andern, mit einem dunklen Raume dazwischen. Vom Grossmaste aus sah ich vier oder fünf solcher Horizontallinien übereinander und alle von derselben Länge, ungefähr wie man sich eine mattrote, viereckige Sonne mit dunkeln Horizontalstreifen darauf vorstellen könnte. Eine astronomische Beobachtung, die wir nachmittags anstellten, bewies uns, dass die Sonne in Wirklichkeit um Mittag 2°22′ unter dem Horizont gestanden haben musste. Wir können nicht erwarten, ihre Scheibe vor Dienstag (den 20. Februar) über dem Eise zu sehen; es hängt mit der Strahlenbrechung zusammen, die in dieser kalten Luft sehr stark ist."

S. 319 (19. Februar) auf dem 80. Breitengrade: „Heute sowohl als gestern haben wir das Spiegelbild der Sonne gesehen; heute stand es hoch über dem Horizont und schien beinahe die Form einer runden Scheibe anzunehmen. Einige behaupteten, sie hätten den obern Rand der Sonne selbst gesehen; Peder und Bentsen wollten mindestens die Hälfte der Sonnenscheibe beobachtet haben, und Juell und Scott-Hansen erklärten, sie sei ganz über dem Horizont gewesen. Ich fürchte, es ist schon lange her, seitdem sie die Sonne gesehen haben, dass sie ganz vergessen haben, wie sie aussieht."

Digitized by Google

S. 442 (81°47′), 18. Oktober: (Das Nordlicht) „schlängelte sich wie eine feurige Schlange in einer Doppelwindung über den Himmel, der Schweif war etwa zehn Grad über dem Horizont am Norden, von wo er sich in vielen Windungen in östlicher Richtung ausbreitete, worauf er umkehrte und in Gestalt eines Bogens von 30—40° über dem Horizont sich westwärts wandte, um im Westen hinabzusinken und sich in eine Kugel aufzurollen, aus welcher sich mehrere Äste über den Himmel ausbreiteten."

22. Oktober (81° ungefähr: (Nordlicht) „Eine glänzende Krone umgab den Zenith mit einem Strahlenglanz in mehreren Ringen übereinander; dann breiteten sich grössere und kleinere Strahlengarben über den Himmel aus, die nach Südwest oder Ostsüdost besonders tief hinabreichten, jedoch alle aufwärts nach der Krone wiesen, die wie ein Glorienschein erglänzte. Ich beobachtete sie lange. Hin und wieder konnte ich in der Mitte einen dunklen Fleck unterscheiden, den Punkt, wo alle Strahlen zusammentrafen. Derselbe lag etwas südlich von dem Polarstern und näherte sich der Kassiopeia. Jedoch wallte und wehte der Glorienschein fortwährend, als ob er ein Spiel des Sturmes in den oberen Schichten der Atmosphäre sei. Gleich darauf schossen neue Strahlen aus der Dunkelheit der innern Glorie heraus, gefolgt von anderen hellen Lichtstrahlen in noch weiterem Kreise. Inzwischen war der dunkle Raum in der Mitte deutlich sichtbar, während er zu anderen Zeiten von Lichtmassen vollständig bedeckt war. Darauf schien es, als ob der Sturm nachliesse; das Ganze verblasste und erglühte eine kurze Weile mattweiss, um dann wieder plötzlich wild emporzuschiessen und dasselbe Spiel von neuem zu beginnen. Bald wiegte sich die ganze Lichtmasse oberhalb der Krone in mächtigen Wellen über dem Zenith und dem dunkeln Mittelpunkt, bald nahm der Sturm wieder zu und die Strahlenbündel wirbelten ineinander; das Ganze war eine leuchtende Nebelmasse, die sich um die Krone wälzte und alles in einer Flut von Licht ertränkte, sodass weder die Krone, noch die Strahlen oder der dunkle Mittelpunkt zu sehen waren, nichts als ein Chaos von leuchtendem Nebel. Dann verblasste es wieder, und ich ging wieder nach unten.

Digitized by Google

S. 518 (83°34,2′ am 7. Januar): Am 18. Januar konnte Nansen um 9 Uhr morgens die ersten Anzeichen der Dämmerung unterscheiden; um Mittag schien es sogar helle zu werden. Am 23. Jan. hatte die Dämmerung so stark zugenommen, dass ihr Leuchten auf dem Eise wahrzunehmen ist; zum ersten Male sah Nansen den roten Schein der Sonne tief unten in der Dämmerung. Die Meerestiefe betrug 3450 Meter! (Breite 83°40′.)

Digitized by Google

Die Erfindung des Rades.

Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will — von diesen Worten, mit denen der Dichter Herwegh dem Arbeiterheer die Macht des Proletariats begreiflich zu machen sucht, ist mindestens soviel unzweifelhaft richtig, dass mit dem Stillstand der Räder auch das ganze moderne Leben bedroht ist. Nehmt das Rad aus unserer Kultur, und wir sind in die Zeit zurückgeworfen, da der Mensch noch in den Höhlen, auf Bäumen oder in Erdhöhlen hauste; ohne Wagen, Uhren, Telegraphen und die tausenderlei Maschinen, die in den Gewerben gebraucht werden. Erwägt man dazu, welch' ungeheure Bereicherung auch der Sprachschatz und die Gedankenwelt der Dichter und Denker durch die Erfindung des Rades und aller der vom Rad abhängigen Mechanismen erfahren hat, dann wird man die Frage berechtigt finden, wie denn diese Erfindung zustande gekommen sei. Bis heute gibt es auf diese Frage merkwürdigerweise noch keine halbwegs befriedigende Erklärung. Fünftausend Jahre ist das Rad und der Wagen sicher alt. Die Indogermanen kannten den Wagen schon vor ihrer Trennung; Worte wie Rad, Achse, Nabe, Wagen, Joch erscheinen fast gleichlautend in der lateinischen Sprache der asiatischen Welt, dem Altindischen: dort heißt ratha Wagen, aksha Achse, nabhis Nabe, vahanam Fahrzeug, yugam Joch. Räder mit Naben, ganz aus Holz gefertigt, hat man aus den Kulturschichten der Pfahlbauten hervorgezogen. Den alten Britannern, Germanen, Indern, Assyrern. Griechen, Ägyptern war der Streitwagen bekannt. Man hat die Erfindung des Wagens auf den gegabelten Baumast zurückgeführt, auf die Schleife und den Schlitten, sodann auf die Walze. Aber eine gewaltige Kluft gähnt noch zwischen Schlitten, Walze und Rad. Vielleicht hat die Spielerei mit Spinnwirteln auf das Rad ge-

Digitized by Google

führt, wenn man nicht umgekehrt der Spinnwirtel auf das Rad zurückgeht. Eine neue Erklärung gibt uns die Hypothese vom Nordpol als Völkerheimat. Sie greift auf die Räder zurück, die in der grossen, weiten Natur sichtbar sind: Der Fixsternhimmel dreht sich um die Weltachse wie ein Rad, und Räder sind die Höfe um Sonne und Mond, insbesondere die sogenannten Halo-Erscheinungen. Zumal im hohen Norden sind Räder um die Sonne nichts seltenes, in den Werken der Nordpolfahrer begegnet man den merkwürdigsten Rädern am Himmel. Ja es sind Halo-Erscheinungen beobachtet worden, die selbst Speichen hatten. Nun erinnere man sich an die neue Lehre, dass die Indogermanen einst am Nordpol gewohnt haben. Dort konnten sie in wochen- oder monatlanger Nacht alle sichtbaren Fixsterne ebenmässig um die Weltachse kreisen sehen, ein Anblick, der uns in dieser ebenmässigen Schönheit nicht vergönnt ist, weil für uns die Weltachse schief steht und nur ein Teil der Fixsterne Zirkumpolarsterne sind, d. h. auf ihrem ganzen Weg um den Polarstern über dem Horizont bleiben. Erinnern wir uns weiter, dass vor 3000 Jahren die Germanen wundervoll verzierte Sonnenräder, von Rossen gezogen, aus Bronze anfertigten, dass ferner bei ihnen in historischer Zeit noch der Brauch bestand, runde Holzscheiben angezündet über die Fluren und durch die Luft zu schnellen als Sinnbilder der Sonne, die die bösen Krankheitsgeister bannt: dann können wir uns leicht vorstellen, wie unsere Urväter, als sie noch am Nordpol wohnten und im Winter die Sonne entbehrten, sich hölzerne Sonnen schufen, anzündeten und auf einem Stock als Achse trugen und drehten, ehe sie sie in die Luft schnellten. Zwei runde Scheiben auf einem einzigen Stecken und wir haben eine Radachse. Gar leicht mochte bei solchen Wintersonnenwendspielen rein zufällig der zweirädrige Wagen erfunden worden sein, und wenn nicht hierbei, dann vielleicht bei der Nachbildung des Rades, das sich am wochenlangen Nachthimmel drehte, oder der Speichenräder, wie sie Haloerscheinungen bieten. Aber wer sagt uns, dass in jener Vorzeit schon Naturerscheinungen bildlich oder körperlich nachgeschaffen wurden? Nun, die rätselhaften Irminsäulen der alter Germanen werden auch als Darstellungen der Weltachse und des Weltbaumes gedeutet, und hat man nicht aus der älteren Steinzeit

Digitized by Google

Europas, in der die Menschen noch nicht einmal die Töpferei, die Polierung der Steinwerkzeuge und die Metallbearbeitung kannten, verblüffend naturgetreue, bildliche wie körperliche Nachschaffungen von Mammuts, Wisenten, Pferden, Rentieren usw. gefunden? Die Herleitung des Rades und Wagens vom Himmel ist nicht abenteuerlicher als die von der Schleife, dem Schlitten und der Walze. Es gibt noch manche Gegenstände des praktischen Lebens, die mit der anscheinend unpraktischen Himmelsbeobachtung entstehungsgeschichtlich zusammenhängen: vor allem Masswerkzeuge, genauere Uhren. Der Himmel als Uhr ist bei den Lappen und Eskimos noch heute „im Schwang" und war es sicher den Indogermanen, wenn diese am Nordpol ihre Winternacht hatten.

Digitized by Google

Schriften desselben Verfassers.

Im Verlag Hermann Costenoble:

Babylonien und Indogermanien. Ein Geistesflug um die Erde. 1903.
Was erzähle ich meinem Sechsjährigen? Aus Urzeit und Gegenwart. 2. Aufl. 1904. — Dazu schreibt die **Voss. Ztg.**: „Zu den besten für Kinder bestimmten Büchern gehört das Biedenkappsche". — **Tägl. Rdsch.**: „ . . ein Erzeugnis väterlicher Erzählungskunst." — **Frkfrt. Ztg.**: „ . . wird nicht nur das Interesse der Kinder, sondern auch das der denkenden Eltern wachrufen". — **Der bekannte Pädagog L. F. Göbelbecker** hat auf einzelne Erzählungen in seinem umfangreichen Werk „Unterrichtspraxis" im Laufe des Unterrichtsplans hingewiesen. Ausserdem schreibt er Seite II, 6 über das Buch: Eine vorzügliche Schrift, die ich hiermit aufs Wärmste empfehle". — Lehrer Lichtenberger-Neuderben im **„Kindergarten"** schreibt: „Was Biedenkapps kleine Erzählungen, die er als „Ersatz" der Volksmärchen bietet, anbelangt, so sind sie mir als Ergänzung unserer Märchen sehr willkommen gewesen. Sie haben bei den Kindern meiner einklassigen Schule grossen Beifall gefunden, allerdings nicht bei den Sechsjährigen, sondern den Zehn-, Vierzehnjährigen. — Dr. Biedenkapp zeigt hier eine nicht gewöhnliche pädagogische Begabung, abstrakte Gedankenreihen in eine anschauliche, die Kinder fesselnde Form zu kleiden . . . Er veranschaulicht in seinen Erzählungen den Entwicklungsgedanken auf kulturhistorischem Gebiet in einer Form, die uns bisher dafür fehlte und die zu finden Biedenkapps Verdienst ist . . . Ich habe mit Biedenkapps Erzählungen so gute Erfahrungen gemacht, dass ich sie in etwas abgeänderter Form dem festen Bestande meiner Unterrichtsgaben zugefügt habe".

Ausserdem in anderen Verlagen:

Denkdummheiten. 1896. **Fr. Nietzsche und Fr. Naumann als Politiker.** 1901. **Kleine Geschichten und Plaudereien.** 1902. **Im Kampf gegen Hirnbazillen.** Eine Philosophie der kleinen Worte. 1902. **Sonnenmär.** Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, für Jung und Alt erzählt. 1904. **Aus Deutschlands Urzeit.** 1904. **Bahnbrecher des Weltverkehrs.** 1904. **Aufsatzlehre.** 1905.

Im Selbstverlag:

Philosophische Satiren. 1905. — **Urteile der Presse: Umschau:** „ . . . prächtige, humorvolle Verse." — **Ernstes Wollen:** „Die Verse treffen den Nagel auf den Kopf." — **Grazer Tgbl.:** „ . . jedem deutschen Manne aus dem Herzen geschrieben." — **Deutsche Postztg.:** Mit köstlichem, zum Teil grimmigem Humor beleuchtet der unsern Lesern wohlbekannte Verfasser in diesen philosophischen Satiren wie mit Blitzlicht eine Reihe von Erscheinungen unsres heutigen „Kultur"-Lebens; Erziehung, Presse, Recht, Literatur und Wissenschaft usw. werden da einer schonungslosen Kritik unterzogen. Die gelungene Form der Kapuzinade und echt demokratischer Geist machen das Buch für jeden Gebildeten zu einer sehr empfehlenswerten Lektüre."

Preis 1 Mk. Bestellungen durch Dr. G. Biedenkapp, Steglitz.

Digitized by Google

Of.

Digitized by Google

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Sprachvergleichung und Urgeschichte.

Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums

von

O. Schrader.

Dritte vollständig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage.

Ca. 40 Bogen Lexikon 8°.

Das anerkannt klassische und in seiner Art einzig dastehende Werk erscheint nunmehr in **dritter** Auflage. Die Berücksichtigung aller neueren Forschungen bedingte abermals eine wesentliche Vermehrung des Umfanges. Infolgedessen wurde das Werk in drei Teile zerlegt. **Der erste Teil:**

Zur Geschichte und Methodik der linguistisch-historischen Forschung

ca. 17 Bogen, **8 Mk.**, liegt fertig vor.

Die

Heimat der Indogermanen

im Lichte der urgeschichtlichen Forschung.

Von

Dr. Mathaeus Much.

Zweite, mit Berücksichtigung der neueren Forschungen vermehrte Auflage.

Geheftet **8 Mk.** Gebunden **9 Mk.**

Die Kupferzeit in Europa

und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen.

Von

Dr. Matthaeus Much.

Mit 12 Abbildungen im Text. **Zweite**, vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage.

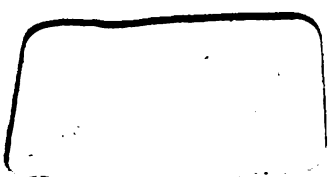
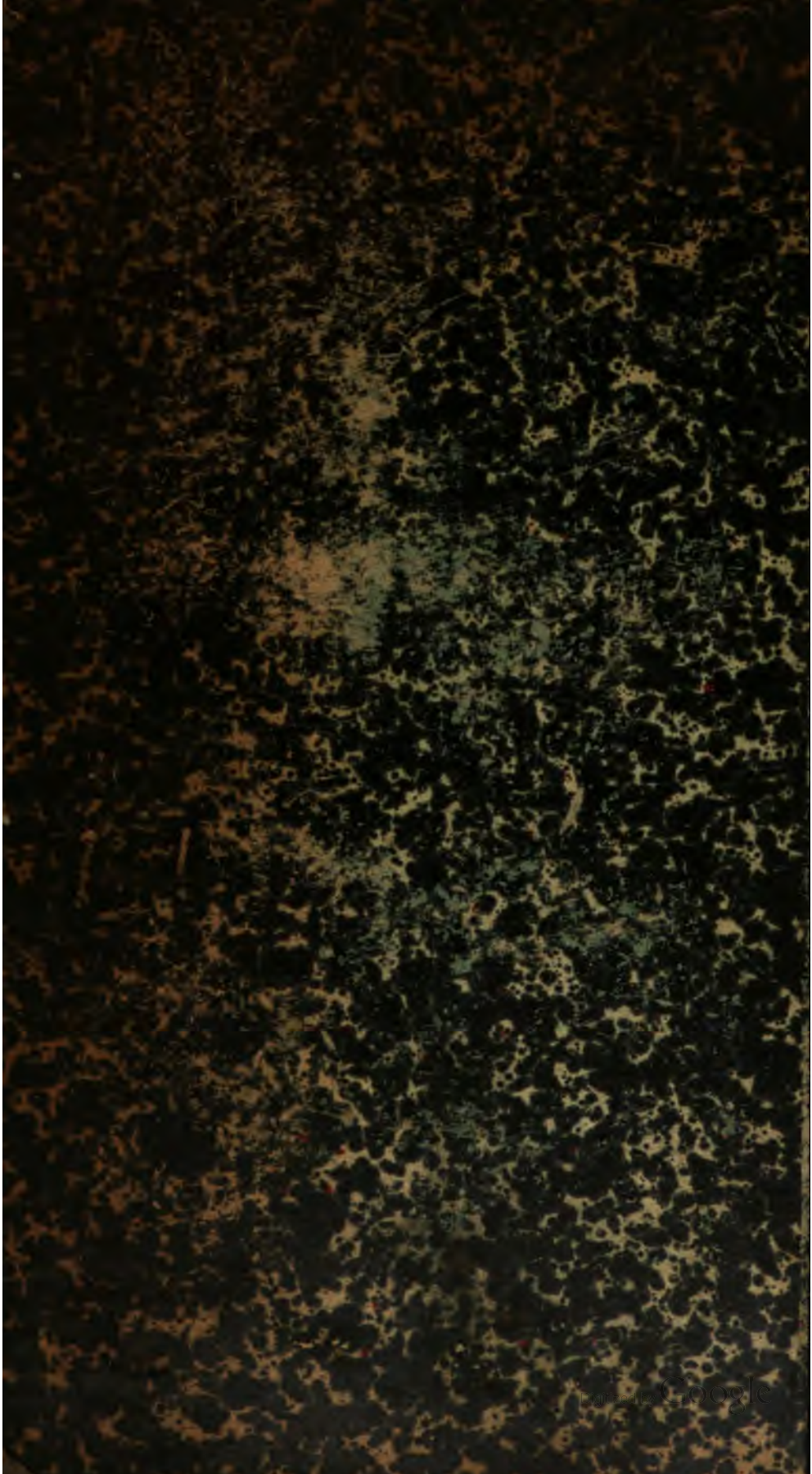
Geheftet **10 Mk.**

Thüringer Verlags-Druckerei, Jena-Ziegenhain.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google